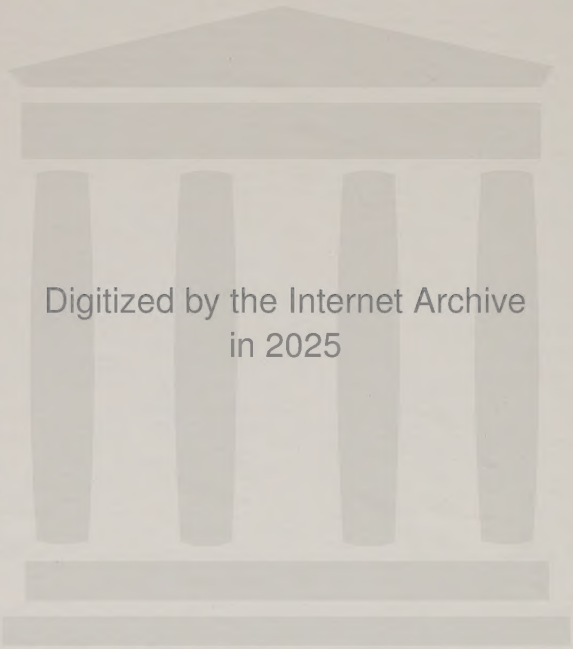

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_Y0-BWR-682

Otto Zierer Geschichte Afrikas

ZWEITER BAND

WELTGESCHICHTE
ACHTUNDZWANZIGSTES BUCH

Otto Zierer

GESCHICHTE AFRIKAS

ZWEITER BAND

DUNKLE SCHWESTER AFRIKA

Von 1840 bis zur Gegenwart

BUCHGEMEINSCHAFTS-AUSGABE

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Sebastian Lux Verlages, Murnau
für Bertelsmann, Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Gesamtherstellung Mohndruck Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Printed in Germany · Buch-Nr. 5328'0875

DUNKLE SCHWESTER AFRIKA

Von 1840 bis zur Gegenwart

Der zweite Band der Geschichte Afrikas beginnt mit der Zeit der großen Entdeckungen. Forscher wie Livingstone, Stanley, Nachtigal, Peters und Emin Pascha erkämpfen sich durch Urwälder und Savannen, auf Flüssen und durch Sümpfe und Dschungel den Weg in das Innere des rätselvollen Kontinents. Die weißen Völker erleben, wie sich in wenigen Jahrzehnten der Schleier von dem Antlitz Afrikas, der dunklen Schwester Europas, hebt. Den Spuren des Forschers folgen der Missionar, der Händler, Farmer, der Industrielle und schließlich der Eroberer. Der Schwarze Erdteil wird zur begehrten Beute der imperialistischen Staaten Europas. Unter dem Antrieb und Einfluß des weißen Mannes überspringt Afrika in kürzester Frist die ungeheuren Zeiträume zwischen der Steinzeit und der Moderne. Aus dem Zusammenbruch seiner urtümlichen Welt aber erhebt sich der Afrikaner unserer Zeit nach vielen Irrungen zum Bewußtsein seines eigenen Wertes. Eine starke Welle des Nationalismus hat ganz Afrika erfaßt und wird es in eine noch unbekannte Zukunft tragen, deren Antlitz vielleicht von der friedlichen Gemeinschaft eines »Eurafrikas« geprägt sein wird.

»Noch vor einem Menschenalter war Afrika in der Vorstellung allgemein gebildeter Europäer nur ein Erdteil der Fieber und nur geeignet für Abenteurer und Missionare. Dann zog eine heldenhafte Schar trotziger Recken aus und durchbrach trotz Mißachtung, Fieber, Kannibalismus die das Inland des Erdteils verkapselnde Schale und legte in bewunderungswürdiger Männlichkeit das äußere Bild frei.«

Leo Frobenius in »Kulturgeschichte Afrikas«

David Livingstone

London ist um das Jahr 1840 das geschäftige Herz der Welt. Seit drei Jahren trägt die junge, schöne Königin Victoria die Krone eines Imperiums, das sich in immer größerer Machtfülle und über alle Erdteile entfaltet.

In China, dem uralten, gewaltigen Kaiserstaat Asiens, schlagen um diese Zeit britische Truppen im »Opiumkrieg« die altertümlichen Heere des Reiches der Mitte. In Indien neigt sich die fast absolute Herrschaft der East India Company dem Ende entgegen, ihr unendlich reiches Erbe fällt der britischen Krone anheim; der ganze Subkontinent liegt dem englischen Zugriff offen. Zugleich wendet sich das englische Interesse dem dunklen Erdteil zu. Bisher ist Afrika für die Machthaber Englands nur Zwischenstation auf der langen Reise zu den Schatzkammern des Fernen Ostens gewesen, aber es gibt in der britischen Regierung bereits viele, die überzeugt sind, daß die ungeheure afrikanische Festlandmasse selber Reichtümer, Kräfte und Möglichkeiten bietet, die es wert sind, daß die Mittel eines Weltreiches für ihre Erschließung mobil gemacht werden. Schon ist Großbritannien beunruhigt durch die Rührigkeit seines alten kolonialen Konkurrenten Frankreich, das nach dem Verlust der überseeischen Besitzungen Ludwigs XIV. in den Kriegen des 18. Jahrhunderts begonnen hat, sich ein zweites, neues Imperium auf afrikanischem Boden zu errichten.

1830 ist Frankreich an der Nordküste, in Algerien, gelandet, Generalgouverneur Bugeaud wird nur noch wenig Mühe mit den letzten kämpfenden Resten der Rebellen des geschlagenen Abd el Kader haben; bereits 1829 haben französische Truppen auf der Insel Madagaskar interveniert, es scheint so, als werde die Repu-

blik auch dort einen festen Stützpunkt gewinnen; seit 1838 weht die Trikolore auf einigen Forts an der Guineaküste; die Vorstöße französischer Forscher in die Wüste Sahara und in Richtung auf das sagenumwobene Timbuktu mehren sich, seit der kühne Caillié in den Jahren 1827 und 1828 die geheimnisvolle Stadt am Niger aufgesucht hat. Man hat in London mit Besorgnis von den Versuchen des französischen Agenten Raffenel vernommen, den Senegal stromaufwärts zu erkunden – alles Anzeichen dafür, daß Frankreich weitgesteckte Pläne auf afrikanischem Boden verfolgt. Angesichts der französischen Kolonialoffensive muß auch Großbritannien seine afrikanischen Positionen ausbauen und seine Einflußsphären erweitern.

Es ist ein nebelverhangener Tag im Februar 1840, der graubraune, vom Rauch zahlloser Kaminfeuer gesättigte Dunst hängt wie schmutzige Watte in den Straßen der Londoner City. Die entlaubten Bäume am Themseufer und die öden Lagerschuppen stehen wie Gespenster über dem schwarzen, träge strömenden Fluß. Drüben am East India Dock verliert sich das Gegitter der Masten und Rahen der Teeklipper in lichtlosen Höhen. Vom anderen Ufer dröhnt unablässig das Heulen der Nebelhörner herüber, deutlich unterscheidet sich das dumpfe Brüllen der Dampfschiffe von dem schwächeren Ton der Segler. Die Radschaufeln der Küstenschiffe platschen und wühlen im Wasser, irgendwo auf der Southwark-Seite pfeift die Lokomotive eines Güterzuges, denn seit ein paar Jahren gibt es auch in London Eisenbahnen. Drüben, wo die London Bridge zur Bishopsgate Street verläuft, hört man die Droschkenkutscher, die sich im dichten Nebel anrufen; Lastwagen rattern zu den Catherines Docks hinunter.

Von dem Lärm und Getöse der großen Stadt ist im Hause der Londoner Missionsgesellschaft nichts zu hören. Die dicken Mauern und die Gobelins an den Wänden, die weichen Orientteppiche auf den Fußböden in den Räumen, in denen das Kaminfeuer knistert, dämpfen jedes Geräusch, das von draußen hereindringt.

In einem der behaglich eingerichteten Zimmer sitzt Dr. John Philip, der Superintendent der englischen Kapkolonie, der seit einigen Wochen zu Besuch in England weilt, zusammen mit führenden Männern der Gesellschaft. Dr. Philip ist in Südafrika ebenso verhaßt wie beliebt, in London besitzt er dank seiner ausgezeichneten Beziehungen zum Hof, zu den Ministerien und zum

Unterhaus bedeutenden Einfluß. Er ist es gewohnt, wie hier im Missionshaus, Mittelpunkt eines Kreises von Bewunderern zu sein.

Dr. Philip lebt seit mehr als zwanzig Jahren in Kapstadt, seinen Bemühungen ist das 1833 erlassene Verbot der Sklaverei zu verdanken, seinem Wirken muß man aber auch zum guten Teil den unversöhnlichen Haß der Buren gegen die britische Herrschaft zurechnen, der Anno 1838 zum Großen Treck – jener Massenauswanderung von Burenfamilien aus dem englischen Machtbereich – geführt hat.

Die Vorbereitung und Durchführung eines neuen großen Planes, für den er die Unterstützung der Missionsgesellschaft und des Kolonialministeriums braucht, hat den Leiter der südafrikanischen Missionskirche wieder einmal nach London geführt. Es handelt sich um das Schicksal der Bantu-Völker, die nördlich der Grenzen der britischen Kapkolonie im neugewonnenen Einflußgebiet der Buren wohnen.

»Mein Plan ist es«, erklärt Dr. Philip seinen Zuhörern, »die zersplitterten Stämme zu Bantu-Staaten zusammenzufassen, sie unter britischem Protektorat der Führung geeigneter Missionare und ihrer eigenen Häuptlinge zu unterstellen. Man gibt den Häuptlingen jährlich ein kleines Gehalt in Form von Glasperlen, Kattun, Stahlwaren und Gewehren, wofür sie sich verpflichten, für Ruhe und Ordnung in ihrem Bereich zu sorgen und Freundschaft mit England zu halten. Wir haben auf dieser Basis seit langem den Griquahäuptling Andries Waterboer zum Verbündeten gewonnen, und ich möchte darauf dringen, daß Gouverneur Napier in Kapstadt veranlaßt wird, einen ähnlichen Vertrag mit dem Griquahäuptling Adam Kok im Bezirk Philipopolis am Oranjestrom zu schließen . . .«

»Um Vergebung, Reverend«, wirft Mr. Oswell, ein erfahrener Afrikaner, ein, der die Verhältnisse der Kapkolonie gut kennt, »Adam Kok ist nichts weiter als der Anführer von kaum zweitausend Hottentottenmischlingen – er scheint mir kaum bündnisfähig für England.«

»Sobald er mit Gewehren bewaffnet ist, wird Adam Kok eine große Hilfe für uns sein!« entgegnet Dr. Philip kühl. »Wir übertragen ihm die Aufgabe eines Polizeichefs. Er wird die Bantus und Buschmänner vor den Übergriffen der Buren schützen . . .«

»Das wird ein etwas kläglicher Schutz sein«, sagt Oswell spöttisch, »denn soviel ich weiß, sind Buschmänner und Hottentotten

seit uralter Zeit Todfeinde. Ebensogut könnten Sie einer Hyäne den Schutz einer Schafherde übertragen!«

»Glauben Sie nicht, Reverend«, sucht ein weißhaariger Superintendent zu vermitteln, »daß sich viele Probleme unserer Kolonialpolitik in Südafrika von selbst lösen, wenn wir die Einwanderung weißer Elemente aus Großbritannien vorantreiben?«

Aus den scharf geschliffenen Brillengläsern Dr. Philips trifft den Sprecher ein Zornesblick.

»Ehrwürden, es geht hier nicht um Siedlungspolitik, sondern um die Aufgabe, welche der weiße Mann in Afrika zu erfüllen hat. Wir sind Christen und haben uns Mission und tätige Nächstenliebe unter den schwarzen Heiden zur Aufgabe gestellt. Dort unten leben Menschen, geplagt von Malaria, Gelbfieber, Schlafkrankheit, ohne jede ärztliche Hilfe; da sie den Pflug nicht kennen, bestellen sie ihre armseligen kleinen Äcker mit dem Grabstock, sie haben auch keinen Begriff von rationeller Rinderzucht. Die Säuglingssterblichkeit weist erschreckend hohe Ziffern auf. Kein Dorf der friedlichen Ackerbauer und Fischer, das nicht erfüllt wäre von Furcht vor blutdürstigen Nachbarstämmen oder – und das trifft besonders für die Kongo-, Guinea- und die ostafrikanischen Bezirke zu – vor den grausamen arabischen Sklavenhändlern. Zauberpriester, Geheimbünde, halb wahnsinnige Häuptlinge und finsterster Aberglaube bestimmen das Leben der Eingeborenen. Mit weißer Einwanderung ist da nichts geholfen! Gewiß würden sich auf diese Weise ›manche Probleme von selbst lösen‹, indem man dem Neger noch mehr Land wegnähme und mit dem Land seine Lebensgrundlage, so daß er zum Aussterben verurteilt wäre. Wir Christen können nicht als Kolonialherren auftreten und es wie die Buren machen, die bedenkenlos die Arbeitskraft der Schwarzen, ihre Reichtümer, ihr Land und ihr Vieh für sich beanspruchen. Aufklärung, Menschlichkeit, Schutz, Ordnung, ärztliche, wirtschaftliche und seelische Hilfe sind wir den Menschen schuldig, die Gott uns anvertraut hat; darin sehe ich unsere nächste Aufgabe. Darüber hinaus müssen wir danach streben, daß Großbritannien dereinst das Protektorat über alle diese Gebiete aufrichtet, daß dort unten der Missionar und der Arzt die Führung übernehmen und nicht mehr der harte Bur, der abends die Familienbibel liest und tagsüber die Nilpferdpeitsche schwingt.«

Einen Augenblick ist es so still im Zimmer, daß man das Krachen des glimmenden Holzes hört. Offensichtlich sind nicht alle Anwesenden von der Stichhaltigkeit der Anklage gegen die Buren

überzeugt. Die ruhige Stimme Oswells überbrückt das Schweigen. »Sie wollen also neue Missionsstationen errichten als Vorposten eines zukünftigen britischen Protektorats?«

»Wir würden damit unserem Ziel einen großen Schritt näher kommen«, entgegnet Dr. Philip. Er tritt an eine große, an der Wand hängende Afrikakarte und erläutert seinen Plan.

Die Karte läßt fast die gesamte Sahara, große Teile des Sudans, Zentralafrika und weite Teile des Südens ohne detaillierte Angaben, während sich von den Rändern her, von Nordafrika, der Guineaküste, beiderseits der Kongomündung, im Kapland bis herauf nach Portugiesisch-Moçambique und in Ägypten die Kartenzeichnungen gegen das Innere vorschieben. Aber selbst hier sind die Ströme in ihren Oberläufen und Quellgebieten nur als gestrichelte Linien dargestellt, zum Zeichen, daß sie nur unzuverlässig erforscht sind.

Man weiß noch sehr wenig von dem schweigenden Kontinent . . .

Dr. Philip deutet auf den Oranjestrom, der ungefähr die Nordgrenze des kartographisch aufgenommenen Landes und zugleich die Trennlinie zwischen dem englischen Kapland und dem neuen Siedlungsgebiet der ausgewanderten Buren bildet.

Fast genau in der Mitte Südafrikas, nördlich des Oranje, sind Gebirgsstöcke eingezeichnet, jenseits davon dehnen sich wieder die weißen Flächen.

»Hier«, sagt Dr. Philip, »ist das Land der Griquas, und im Norden, fast am Rande der Berge, wohnen die Kwenas, ein Unterstamm der Rolongs. Beide Stämme sind bereits mit dem Christentum bekannt geworden. Von dem Kwena-Dorf Kuruman aus zieht sich ein Elefantenpfad nordwärts. Viele von Norden heranwandernde Bantustämme haben diesen Pfad benutzt – als letzte die kriegerischen Kololos. Das ist der Weg, auf dem unsere Missionare, Ärzte und Forscher nach Norden ins Unbekannte gehen müssen, um das Evangelium und den Geist Europas ins Herz Afrikas zu tragen. Kuruman ist der ideale Ausgangspunkt – aber wo sind die Männer, die diese Aufgabe übernehmen?«

»Einen Mann kann ich Ihnen nennen, Reverend«, lächelt der betagte Geistliche, der noch soeben mit seiner Forderung nach verstärkter weißer Einwanderung den Zorn Dr. Philips auf sich gezogen hat. »Er wartet in der Bibliothek drüben, weil ich die Gelegenheit unserer heutigen Zusammenkunft benutzen wollte, Ihnen mein Protektionskind vorzustellen. Sein Name ist David Livingstone.«

»Wie alt ist der Mann? Man braucht junge Leute für Afrika, hart, zäh und tüchtig müssen sie sein.«

»Davy zählt siebenundzwanzig, Reverend. Er ist der Sohn einer armen Arbeiterfamilie aus Blantyre bei Glasgow, also ein echter und rechter Schotte. Als er zehn Jahre alt war, hat er bereits vierzehn Stunden täglich in einer Baumwollspinnerei gearbeitet und dabei noch Zeit gefunden, sich in einer Abendschule fortzubilden. Sein Studium hat er sich unter unsagbaren Entbehrungen erkämpft. Als Davy in Glasgow Medizin studierte, wohnte er in einem Zimmer, das zweieinhalb Schillinge wöchentlich kostete, und diese paar Schillinge hat er in den Semesterferien in Fabriken verdient. Neben Medizin belegte er die notwendigen theologischen Vorlesungen und Seminare; vergangenen Herbst hat er alle Prüfungen mit Auszeichnung bestanden. Er träumt davon, hinauszugehen in ferne Länder, den Kranken zu helfen und das Evangelium zu lehren. Ich glaube, David Livingstone ist der Mann, den Sie suchen, Reverend!«

Dr. Philip nickt zustimmend: »Lassen Sie mich Ihren Musterknaben sehen, Ehrwürden!«

Als David Livingstone, von einem Diener gerufen, in die Halle tritt, wenden sich ihm alle Blicke zu. Er ist schmal und klein, von bleichem, fast krankhaftem Aussehen. Aber in seinem edel und ebenmäßig geschnittenen Antlitz brennen zwei schöne graue Augen, die von Kraft und Feuer zeugen.

»Würden Sie nach Afrika gehen, Livingstone«, fragt Dr. Philip, »und zwar in ein Gebiet, das sechshundert Meilen von der Küste und zweihundert Meilen von der nächsten weißen Siedlung entfernt ist und von primitiven, unberechenbaren und wilden Stämmen bewohnt ist? Würden Sie sich zutrauen, in solcher Verlorenheit als Missionsarzt zu wirken?«

»Reverend«, erwidert David Livingstone, »ich habe keinen anderen Wunsch, als solch eine Aufgabe zu finden. Mein Leben gehört den Unwissenden und Kranken, all denen, die Hilfe brauchen.«

Dr. Philip erhebt sich und reicht dem jungen Mann die Hand.

»Nun«, sagt er warm, »es wird Ihnen dort unten weder an Kranken noch an Unwissenden fehlen. Sie sollen als Missionar und Arzt wirken.«

Anfang Dezember 1840 geht David Livingstone in Port Glasgow in Schottland an Bord eines Seglers, dessen Ziel Südafrika ist. Drei Monate dauert die Überfahrt. Livingstone nutzt sie aus, um

die vielfältigsten Erfahrungen zu sammeln. Der Kapitän des Schiffes bringt ihm bei, wie man sich nach den Gestirnen orientieren kann, ein Wissen, das ihm später im Innern des unerforschten Erdteils, für den es noch keine zuverlässigen Karten gibt, äußerst nützlich sein wird. In Port Elizabeth an der Südküste Afrikas geht der Reisende an Land. Ohne Aufenthalt setzt er seinen Weg mit dem Ochsenkarren fort. Tag um Tag schwankt das große Gefährt, von vier Paar Ochsen gezogen, die ausgetrockneten Flußtäler entlang, durch die Tandjesberge und am Großen Kompaßberge vorüber, ins Tal des Großen Fischflusses.

Das Land ist ungeheuer groß, wild und von urtümlicher Schönheit. Als sie endlich jenseits der Küstengebirge das hochgelegene, heiße »Veldt« erreichen, die weite Jagdebene des Burenvolkes, betreten die Reisenden die wellige, von Horizont zu Horizont mit strohfarbenem Gras bedeckte Steppe mit ihren Herden weidender Strauße, Antilopen, Springböcke, Zebras und Giraffen. Nur selten trifft man auf eine Burenfarm oder auf ein Bantudorf. Wo eine Ansiedlung sich ausbreitet, mischen sich die braunen und grauen Punkte weidender Rinder- und Schafherden in das Gewimmel der Steppentiere.

Nach wochenlangem Treck und nach Überwindung der Furten des Oranje und des Vaalflusses erreicht Livingstone Kuruman. Herzlich wird er von Robert Moffat, dem Leiter der Missionsstation, begrüßt. Kuruman braucht dringend einen Arzt und Helfer.

Secele, der Häuptling des Bantudorfes, gibt zu Ehren des eingetroffenen weißen Mannes ein großes Tanzfest.

Kuruman wird Livingstones vorläufiger Aufenthaltsort. Der Missionar nutzt jede freie Stunde, um den Bantu-Dialekt der in dem Gebiet ansässigen Rolongs zu erlernen. Voller Eifer lehrt er die Schwarzen Bewässerungsgräben von den Gebirgsbächen ableiten und die dürren Felder fruchtbarer machen.

Da es sich schnell herumgesprochen hat, daß der neue Missionar ein großer Zauberer und Wundertäter ist, holt man ihn zu allen Verletzten und Kranken in weitem Umkreis. Bewundernd beobachtet Livingstone bei seiner ärztlichen Tätigkeit die Unerschütterlichkeit der Neger im Ertragen von Schmerzen. Als er einmal einen jungen Mann ohne Betäubung operieren muß und der Kranke alles ohne einen Klagelaut über sich ergehen läßt, ruft ihm Livingstone zu: »So schrei doch endlich, Mann, es tut doch weh!« Stolz, mit zusammengebissenen Zähnen, erwidert der Bantu: »Nur Kinder weinen und klagen, ich bin ein Mann!«

Wenn nicht die Regenzeit die Pfade grundlos macht, zieht Livingstone mit dem Ochsenkarren durch das Veldt. Er ist der große Helfer in allen Nöten.

»Livingstone besucht Kranke, bessert Flinten und Wagen aus, flickt Teppiche und Schuhzeug, hält medizinische Vorträge und unterrichtet die Eingeborenen, die gleichfalls Missionare werden wollen. Seine Mußestunden verwendet er auf wissenschaftliche Sammlungen, die er nach der Heimat schickt; daneben studiert er die giftige Tsetsefliege und das mörderische Fieber, das sie hervorruft[1].«

Unermüdlich erfüllt er seine Aufgabe als Arzt, Lehrer und Künder des Evangeliums. Eines Tages kampiert er, mehr als zweihundert Kilometer von Kuruman entfernt, nahe einem Rolong-Dorfe, als er, unter den Rädern seines Ochsenkarrens kauernd, ein verschüchtertes achtjähriges Mädchen findet. Die Kleine ist ihrer Familie entlaufen, nachdem sie Zeugin war, wie der Vater mit einem älteren Neger über den Preis feilschte, der für die kleine Tochter bezahlt werden sollte.

Mitleidig gibt Livingstone dem Mädchen zu essen und zu trinken.

Das Kind blickt ihn mit großen, schwarzen Augen an und beginnt plötzlich haltlos zu weinen. Die erste Begegnung mit Menschlichkeit und Güte hat die kleine Seele zutiefst erschüttert. Für Livingstone ist dieses Erlebnis wie ein mahnendes Symbol: Afrika, Europas dunkle Schwester, klagt aus den Kinderaugen und ruft nach der helfenden Hand der Weißen.

Es gelingt dem Missionar, das Kind loszukaufen und in die Schule nach Kuruman mitzunehmen. Der Kaufpreis bedeutet für ihn ein großes Opfer, denn die Londoner Missionsgesellschaft bezahlt für seine Dienste nur neunzig Pfund im Jahr, das sind achtzehnhundert Mark.

Nach drei Jahren Aufenthalt in Kuruman verlegt Livingstone seine Wirkungsstätte zweihundert Meilen weiter nordwärts nach dem Dorfe Mabotsa, nahe beim heutigen Mafeking. Er hat indessen die Tochter des Missionskollegen Moffat geheiratet und will sich eine eigene Station schaffen.

In Mabotsa baut er sich mit eigenen Händen ein Haus, legt Gärten und Pflanzungen an, läßt Bewässerungsgräben ziehen und erwirbt auch hier bald das Vertrauen der Bantus, bis ihn ein Jagd-

unfall auf das Krankenlager wirft. Ein verwundeter Löwe, den er zusammen mit seinen Dorfleuten jagt, springt ihn an und zerfleischt ihm den linken Arm. Die in diesem gefährlichen Abenteuer davongetragenen Verletzungen werden seinem linken Schultergelenk zeitlebens anhaften; nach Jahr und Tag werden sie dazu dienen, seinen fast unkenntlich gewordenen Leichnam zu identifizieren.

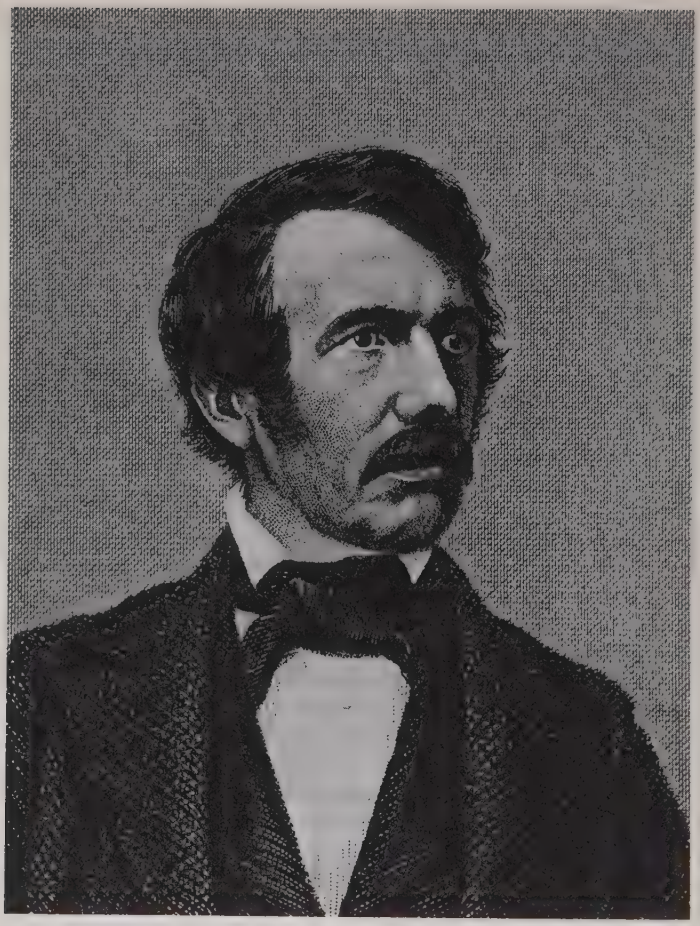
Trotz der günstigen äußeren Umstände findet er in Mabotsa nicht den erhofften Frieden. Ein ehrgeiziger zweiter Missionar erhebt Ansprüche, es gibt ständige Reibereien mit den Buren von Transvaal, die von ihrer Hauptsiedlung Pretoria aus, dem Witwatersrand folgend, immer weiter nach Westen vordringen, die Bantus von den Wasserstellen und Flußläufen vertreiben, die Weiden in Besitz nehmen und durch Grenzpfähle ihre Besitzansprüche markieren.

Die nächste Station Livingstones ist das Dorf Tschonuane, das von dem Stamm der »Krokodilleute« bewohnt wird. Der Unterhäuptling Setschala ist sehr aufgeschlossen für die Ideen des Christentums, er verspricht, die Taufe zu nehmen und seine Leute ebenfalls zum neuen Glauben zu bekehren. Als Setschala jedoch die Konsequenzen aus dem neuen Glauben zieht und sich von den Insassinnen seines Frauenhauses scheidet, büßt er gewaltig an Autorität ein. Ein schwerwiegendes soziales und moralisches Problem taucht auf: Ein Häuptling mit nur einer Frau gilt als arm und machtlos, er verfeindet sich zudem mit den Familien der entlassenen Frauen und überläßt die armen Geschöpfe mit ihren Kindern der Armut.

In Tschonuane baut Livingstone in aller Eile ein Haus, um Frau und Kind schnell unter Dach zu bringen. Aber schon im Jahre nach der Fertigstellung bricht eine jener Dürreperioden herein, die in Afrika zeitweise ganze Landstriche entvölkern.

Die Bantus brechen ihre Hütten ab und treiben die Rinder und Schafe nach dem wasserreichen Osten. Dort aber stoßen sie auf bewaffnete burische Wachtkommandos. Die Buren erklären sich bereit, einige der Krokodilleute als Viehhirten, Ackerknechte und Mägde zu übernehmen, die Mehrzahl aber wird zur Umkehr gezwungen.

Der Stamm beginnt sich aufzulösen. Mit einer kleinen Gruppe geht Livingstone siebzig Kilometer nordwärts nach Kolobeng, wo er abermals siedelt. Der alte Kreislauf hebt von neuem an: bauen, graben, bewässern, pflanzen, ernten; daneben heilen, reparieren,



Porträt des englischen Forschungsreisenden David Livingstone

sammeln, studieren, lehren und predigen. Einige Male versucht Livingstone nach Osten vorzustoßen, doch die Buren lassen ihn wissen, daß sie ihn als Feind betrachten; er hetze die Neger gegen die Weißen auf, und dafür habe er einen Strick um den Hals verdient!

In Kolobeng lebt der Missionsarzt fünf Jahre, hier erfährt er die Freude des Familienlebens, hier wachsen seine Kinder auf. Bis aus dem bleiernen afrikanischen Himmel wiederum die fiebrige Hitze herniederfällt. Die Dürre läßt die Flüsse austrocknen, die Quellen versiegen, die Pflanzen sterben. Die Bantus von Kolobeng verlaufen sich im Veldt; die einen suchen Unterschlupf bei Burenfarmern im Osten, andere werden zu nomadisierenden Jägern, die Weiber ziehen Heuschrecken sammelnd in die Steppe. Niemand mehr besucht Livingstones neugebaute Kirche und Schule.

In diesen Tagen des Zusammenbruchs erzählt ein Bantujäger dem Missionar, was schon vorher als Gerücht an sein Ohr gedrungen ist: daß die Kalahari-Wüste gar nicht, wie man in Europa glaubt, das ganze zentrale Afrika überdeckt, sondern daß sie nach einiger Zeit ein Ende hat und daß sich jenseits, im Norden, der große Süßwassersee Ngami ausdehnt und gewaltige Ströme, an deren Ufern mächtige Völkerschaften hausen, das Land durcheilen.

Der Zufall fügt es, daß bald danach in der Missionsstation Kolobeng Botschaft eines Häuptlings vom Ngamisee – jenem sagenhaften Süßwassersee im Norden – eintrifft. Der Häuptling hat von dem berühmten Zauberer und Medizinmann gehört und lädt Livingstone ein, zu ihm zu kommen.

Während der Missionsarzt die Vorbereitungen für die Wüstenreise trifft, nähert sich von Kuruman die Expedition zweier Freunde, Mr. Murray und Mr. Oswell. Sie kommen mit achtzig Zugochsen, zwanzig Pferden und fünfundzwanzig schwarzen Dienern nach Kolobeng und sind sofort bereit, den Vorstoß Livingstones in den unbekannten Norden mitzumachen.

Am 1. Juli 1849 brechen die Reisenden auf. Vor ihnen liegen ungeheure Weiten voller Gefahren, Landstriche von der Größe europäischer Staaten, in die nie vordem ein Weißer seinen Fuß gesetzt hat.

In diesen Jahren, die Livingstone weitab von den großen Weltschauplätzen im Unbekannten verbringt, nehmen die Ereignisse in Südafrika einen dramatischen Verlauf. Die Buren, die nach Natal gezogen waren und dort Dingaans schreckliche Zulus besiegt hatten, sahen sich bald von einem furchtbareren Feinde bedroht, als es der Zulukönig gewesen war. Das Imperium Großbritannien erklärte durch den Mund des Kap-Gouverneurs Napier, daß es die

Souveränitätsrechte über die ausgewanderten Bürger der Kapkolonie ebensowenig aufzugeben gedenke wie die Ansprüche auf das Land Natal.

Der Volksrat der Natal-Buren erwidert mit einem Aufruf vom 11. Oktober 1841:

»Das von uns bewohnte Land haben wir rechtmäßig erworben. Es ist niemals eine britische Kolonie gewesen. Wir können auch nicht dem Vorschlag zustimmen, eine militärische Macht aufzunehmen, da wir weder darum gebeten haben noch derselben zu unserem Schutze bedürfen.«

Trotzdem landet im Mai 1842 eine britische Truppe in Port Natal. Die Burenkommandos unter Pretorius greifen die Engländer an, im Rücken der Siedler erhebt sich das Bantuvolk der Kaffern, und aus der Kapkolonie rücken neue englische Verstärkungen heran. Der Große Treck und all seine Opfer scheinen umsonst gewesen zu sein. Die englische Regierung stellt den Buren drei Forderungen: gesetzliche Gleichberechtigung der farbigen Einwohner des Landes; Verbot der Sklaverei und Verbot eines weiteren Eindringens von Buren in das Eingeborenenland.

Die Buren stehen vor den gleichen Problemen, die sie seinerzeit veranlaßt haben, die englische Kapkolonie zu verlassen. Aber in Natal sind sie der britischen Macht, die das Meer beherrscht, hoffnungslos unterlegen, sie müssen sich fügen.

Nach langen Verhandlungen wird 1843 Natal der Kapkolonie einverleibt.

»Mit der Einverleibung Natals durch England endet der erste Versuch der Buren, einen Zugang zum Meer zu erlangen. Dies ist der Wendepunkt in der Geschichte Südafrikas, weil er den Engländern die Beherrschung der Küste sichert, ohne die ihre Vorherrschaft nicht denkbar gewesen wäre . . .[2]«

Die Buren beginnen in Scharen Natal zu verlassen. Wieder werden die Ochsenkarren angeschirrt, und die Großfamilien ziehen mit Sack und Pack und Viehherden den Pässen der Drakensberge entgegen.

General Smith, der neue Gouverneur der Kapkolonie, versucht alles, die Buren von ihrem Vorhaben abzuhalten. Am 25. Januar 1848 trifft sich Smith am Tugalafluß mit Andries Pretorius und

den Häuptern der nach Transvaal auswandernden Familien. Über seinen Eindruck berichtet er an den Staatssekretär im Londoner Kolonialministerium:

»Diese Familien sind einem Zustand des Elends preisgegeben, wie ich ihn noch niemals gesehen habe ... Der Anblick ist in der Tat herzzerreißend. Ich ließ alle Männer durch Herrn Pretorius, einen tüchtigen und verständigen Mann, zusammenrufen. Bei dieser Versammlung wurde ich wie in meiner eigenen Familie empfangen ...«

Aber die Buren wollen nicht mehr unter britischer Herrschaft leben; sie erklären dem Gouverneur ihren festen Willen, lieber in das ferne, wilde Transvaal zu ziehen, als die Freiheit aufzugeben. Die Gefahren kennen sie, aber sie fürchten sie nicht.

»Wir werden trecken und die Wildnis zu unserem Schutzschild wählen. Einmal wird ein Rad über die Welt rollen, das für Sie und für uns unwiderstehlich sein wird ...«

Bald kommt es zu Kämpfen an der Oranjegrenze, wo der Hottentottenführer Adam Kok mit seinen modern bewaffneten Scharen namens der britischen Krone die Unterwerfung der Buren verlangt. Als die empörten Buren sich wehren, rücken auch am Oranje weiße englische Soldaten vor. Gleichzeitig bricht im Osten ein neuer Krieg zwischen den Kapkolonisten und den Xosa-Kaffern aus.

Dem britischen Kolonialministerium werden allmählich die ständigen Unruhen und die hohen Ausgaben für die Kämpfe in Südafrika zu unbequem. Es versucht, einen Ausgleich zu erreichen und sich von der Verantwortung für die Gebiete nördlich des Oranjeflusses zu befreien.

Die Achterklärung gegen Andries Pretorius wird zurückgenommen. Am 17. Januar 1852 treffen sich Pretorius und dreihundert seiner Buren auf einer Farm am Sandriver mit einer britischen Abordnung unter Gouverneur Smith. Sie schließen einen Vertrag, der den Buren nördlich des Vaalflusses die staatliche Souveränität zuspricht. Die völkerrechtliche Grundlage der Burenrepublik Transvaal ist gelegt. Aufgabe der freien Buren – es sind um diese Zeit kaum mehr als fünfzehntausend Menschen in einem Lande von der Größe Frankreichs – ist es nun, ihre Eigenbrötelei, ihre

Uneinigkeit und Starrsinnigkeit zu überwinden und ein geordnetes Staatswesen zu schaffen.

Als der Führer der Vortrecker, Andries Pretorius, im Juli 1853, nur 55 Jahre alt, stirbt, hinterläßt er einen Aufruf an das Burenvolk von fast biblischer Kraft:

»Wachet und betet, daß die Saaten der Zwietracht im Volke keine Wurzeln schlagen; rottet sie beizeiten aus. Seid einander in allem treu. Was ihr auch unternehmen möget, das tut mit Gott. Wenn ihr standhaft im Guten verharrt, dann wird der Herr euer Werk segnen; wenn ihr aber in Uneinigkeit verfallt, wird euch der Feind den Fuß in den Nacken setzen . . .«

Hinter dem Schleier der Wüsten

In Europa wird in diesen Jahrzehnten des mit großer Macht vorwärtsstrebenden imperialistischen Zeitalters Afrika zur interessantesten und umstrittensten aller Kolonialzonen. An den Börsen, in den Kolonialministerien, in den geographischen und kulturellen Gesellschaften, in den Handelskontoren und Reedereien gehört der südliche Kontinent zu den meistdiskutierten Gesprächsthemen.

In Zeitschriften und Tageszeitungen spiegelt sich der Abglanz des großen Abenteuers der Entdeckungsfahrten, und der Bürger liest behaglich die neuesten Meldungen aus dem geheimnisvollen und noch tief verschleierten Erdteil.

So hat man auch von dem überraschenden Unternehmen der amerikanischen »Colonization Society« gehört, die sich die Aufgabe gestellt hat, die in den USA freigekauften oder freigelassenen Negersklaven in die Heimat ihrer Vorväter – nach Afrika – zurückzuschaffen. Nach dem Scheitern eines ersten Versuches im Jahre 1822 hat ein Schiff namens »Nautilus« die Pfefferküste angelaufen und dort seine schwarze Fracht auf einem Eiland vor der Mündung des Mesuradoflusses abgesetzt. Die rückgeführten Neger, die Amerika in das seltsame Abenteuer trieb, hatten freilich kaum etwas anderes mit ihren afrikanischen Brüdern gemeinsam als die Hautfarbe; sie kamen aus Plantagensiedlungen, städtischen Betrieben, großen Gutshaushaltungen oder Fabriken, und vor ihnen lagen Urwald, Wildnis und alle Gefahren des Dschun-

gels. Und doch nahmen die Sklaven um der Liebe zur Freiheit willen Not und Gefahren auf sich.

Die amerikanische Gesellschaft handelte im Geiste der Menschlichkeit und des Kreuzes, sie erwarb von den wilden Häuptlingen der Pfefferküste Ländereien für die neue Kolonie, versorgte die Siedler mit Waffen, Munition, Geräten, Booten und Lebensmitteln, gab ihnen Vieh und Saatgut und schenkte ihnen als Bestes die völlige Freiheit.

Kaum war die »Nautilus« am Horizont des Atlantiks verschwunden, als wilde Negerstämme über die Siedler herfielen, die ein festes Lager auf einem Felsen zwischen Meer und Fluß bezogen hatten. Tage- und nächtelang tobte ein wütender Kampf auf Leben und Tod. Der Donner der Geschütze stand grollend über dem Tosen der Brandung, der Gischt der haushohen Sturmwellen wurde von grauem Pulverdampf überwölkt. Am 1. Dezember 1822 sprang eine amerikanische Negerin für den gefallenen Kanonier an das Geschütz. Matilda Newport wurde an diesem Tag zur Nationalheldin eines werdenden Staates.

Die befreiten Sklaven vermochten sich – dank ihrer besseren Bewaffnung – zu halten. Aus dem ersten Lagerplatz entstand eine Stadt mit den niederen, schlichten Holzhäusern des amerikanischen Südens. Man baute Kirche und Schule und gab aus Dankbarkeit für den freiheitlichen Präsidenten der USA, James Monroe, der neuen Stadt den Namen Monrovia. Im Jahre 1847 schlossen sich alle Siedlungen, die unterdessen zwischen Cape Mount und Cape Palmas entstanden waren, zu der Republik Liberia zusammen.

Der Zuzug von Amerika nach Liberia hielt an, je lauter dort drüben die Gegner der Negersklaverei ihre Stimme erhoben. Afrikas heiße Erde befruchtete das seltsame Gewächs dieses von weißem und christlichem Geiste beseelten Staates, der ganz in den Händen von Negern lag. In Liberia gab es fortan zwei Arten von Schwarzen: die »aristokratische« Schicht der kultivierteren christlichen Amerikaner und die primitiven, von allen dumpfen Ängsten und heidnischen Vorurteilen beherrschten Eingeborenen.

Aber dieses höchst widerspruchsvolle Gebilde einer freien, friedlichen Negerrepublik war von außen her an Afrikas Küste angeschwemmt worden. Das wahre und alles andere als friedliche Antlitz des dunklen Erdteils zeigt sich erst weiter im Inneren, in den wucherndén Regenwäldern, den glühenden Steppen und geheimnisvollen Sümpfen. Das erfuhren die Engländer, als sie an

der Guineaküste landeinwärts vorzustoßen versuchten und auf die Aschantis trafen.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatte der große Häuptling Sai Turu mit seinen kriegstüchtigen Aschanti-Regimentern einen Machtbereich gegründet, der sich weit um die Hauptsiedlung Kumassi ausdehnte. Als um die Zeit, da in Europa der große Napoleon Österreich und Preußen niederwarf, die Aschantis in wilden Scharen gegen die Goldküste vorstießen und ihr »Reich vom Goldenen Stuhl« über das friedliche Negerreich der Fantis auszudehnen versuchten, trafen sie auf britische Faktoreien. Die Engländer mußten hilflos zusehen, wie die Negerhorden die unter Englands Schutz stehenden Fantis ausrotteten oder als Sklaven verschleppten und sich des Küstenstreifens bemächtigten.

Nach bewährter Methode versuchten die Briten zunächst eine friedliche Lösung, denn das Aschantireich lockte zu Handelsbeziehungen. Dort oben im Lande bis zum Oberen Volta lagen Dörfer, in denen geschickte Aschantihandwerker wunderbare Gefäße aus Gold, Eisen und Kupfer, goldene Kleinplastiken und Geräte und eigenartige bunte Teppiche fertigten. Die friedfertigen Küstenstämme aber berichteten angstbebend auch von furchtbaren Menschenopfern, von Massenmorden, Sklavenjagden und unaufhörlichen Kriegszügen der Aschantis.

Als alle britischen Gesandtschaften und Geschenke den blutgierigen Sinn der Häuptlinge vom »Goldenen Stuhl« nicht zu wandeln vermochten, zog im Jahre 1824 General M'Carthy, Gouverneur der Kolonie Sierra Leone, mit Truppen in die Wildnis. Bei diesem abenteuerlichen Zug in die Wälder starben unter den Speeren, an Sumpffieber, Malaria und Erschöpfung über tausend englische Soldaten. Der Feldzug mußte ergebnislos abgebrochen werden. Erst 1826 gelang es dem britischen General Campbell, der in Indien Dschungelerfahrung gesammelt hatte, die Aschantis zurückzutreiben und zu einer Art Frieden zu zwingen. In einem nächsten Schritt bemühten sich die Briten, die wenigen dänischen und niederländischen Forts an der Küste käuflich zu erwerben, die Küstenlinie zu sichern und von dort aus langsam das Innere zu erschließen. Aber bis jetzt, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, lagern noch immer Aschantis und Briten gleich kampfbereiten Heeren gegenüber, das Geplänkel geht fort und wird sicherlich noch oft zum offenen Streit führen.

Auch an der Guineaküste ist es bisher nur gelungen, einen kleinen Zipfel vom tiefverhüllenden Schleier vor dem dunklen

Antlitz Afrikas zu heben. Wie zauberischer Glanz steht die Verheißung des Goldes, der tropischen Reichtümer, über den Wäldern, aber durch allen Glanz bricht die Drohung eines vielfältigen Todes.

In den Londoner Kontoren, Clubs und Ministerien spricht man auch von jenen halb legendären Reichen des Sudan, von denen man kaum mehr als den Namen kennt. Da gibt es die Reiche Ghana, Mali, Borgu, Sokoto, Bornu, Kanem, Bagirmi, Wadai und Darfor; sie erstrecken sich bis zum Zusammenfluß von Weißem und Blauem Nil, wo das Reich Sennar liegt, und noch weiter nach Süden und Osten bis nach Äthiopien. Eine Kette von morgenländischen Staatsgebilden reiht sich quer durch Afrika aneinander wie die Geschichten der Scheherezade in »Tausendundeiner Nacht«.

Sudan – das ist das unendlich weite Gebiet, auf dem sich seit Jahrhunderten weißes und schwarzes Afrika vermischt und eigenwillige Lebensgemeinschaften gebildet haben. Die Landstriche bedecken, fast ohne natürliche Grenzen, ohne hohe Gebirge und reißende Ströme, den gesamten Gürtel zwischen Sahara und südlichem Regenwald. Für Europa aber steht die schweigende Wüste, die so breit ist wie die Entfernung von Sizilien bis Oslo, brennend vor den legendären sudanesischen Landstrichen. Kriegerische, auf schnellen Mohari-Kamelen berittene Stämme verteidigen die Festung Sudan bereits im Vorfeld der Sahara.

Es gibt Worte und Namen, die einen unerklärlichen Zauber ausstrahlen und die Kraft besitzen, vielen Menschen zum Schicksal zu werden. Seit dem Mittelalter klingt immer wieder in Europa der Name der sagenhaften Stadt Timbuktu auf. Man denkt beim Klang dieses Namens an Gold, Elfenbein, Gewürze, orientalische Pracht, an reiche Basare und beladene Karawanen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts haben kühne Einzelgänger wie Hornemann, Caillié, Davidson, Major Laing, Ritchie und Oudney den Vorstoß in die Sahara und zum Sudan gewagt. Mungo Park ist zum Nigerknie vorgestoßen, andere sind bei dem Versuch, die Länder hinter der großen Wüste zu schauen, umgekommen oder verschollen.

Der Franzose Caillié ist in das geheimnisvolle Timbuktu selbst eingedrungen und hat die Kunde von einer längst verblühten Stadt nach Europa gebracht. Aber selbst sein ernüchternder Bericht vermochte die Legende von Tausendundeiner Nacht nicht zu zerstören, die Europa in vielen Jahrhunderten an den Namen Timbuktu geknüpft hat. Caillié schrieb in seinem Reisebericht:

»Ich fand die Stadt weder so groß noch so volkreich, wie ich es erwartet hatte. Ihr Handel ist sehr viel weniger beträchtlich, als ihr Ruf dies behauptet. Sie weist beim ersten Anblick nur einen Haufen schlecht gebauter Lehmhäuser auf. In den Straßen scheinen Schlaf, Trägheit und die Traurigkeit der Einöden zu schweben . . .«

Was tut es, daß das wirkliche Timbuktu vielleicht kein zweites Bagdad des Harun al Raschid ist? Der Sudan ist weit und groß und voller unerschlossener Rätsel. Irgendwo wird der kühne Forscher seinen Lohn finden und die Schatzkammer öffnen, die den träumenden Europäern vor Augen steht.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts erhält Mr. Richardson, ein Vertreter englischer Bibelgesellschaften, den Auftrag des Kolonialministeriums,

»die Vorteile zu studieren, die England aus einer genaueren Kenntnis der von Tripolis in den Sudan führenden Karawanenwege ziehen kann«.

Der Plan erweckt in der englischen Öffentlichkeit lauten Widerhall, kann man doch in diesen Tagen viele schauerliche Geschichten über den arabischen Sklavenhandel in den Zeitungen lesen. Es scheint an der Zeit zu sein, daß das christliche England im Sudan endlich nach dem Rechten sieht und das milde Gesetz des Kreuzes der arabischen Grausamkeit entgegenstellt. Immerhin sind es schon zehn Jahre her, daß Großbritannien die Sklaverei in seinen Kolonien verboten hat.

Richardson sucht in England und Frankreich zunächst vergeblich nach geeigneten Reisebegleitern. Da macht ihn der preußische Gesandte in London, Freiherr von Bunsen, ein bekannter Archäologe und Orientalist, auf den jungen deutschen Gelehrten Heinrich Barth aufmerksam, der als Schüler des großen Geographen Carl Ritter bereits Hervorragendes für die geographische Wissenschaft geleistet und unter anderem die Mittelmeerländer, Syrien, Kleinasien und Nordafrika bereist hat.

Zu Barth gesellt sich noch ein anderer junger Deutscher, der Geologe Adolf Overweg, den die Geographische Gesellschaft in Berlin empfohlen hat. Im Januar 1850 treffen sich die drei Männer in Tripolis. Von der nordafrikanischen Hafenstadt aus führen uralte Karawanenpfade nach Timbuktu und zu den mittelsudane-

sischen Reichen. Vor achtzehn Jahrhunderten schon sind die Römer von hier aus nach Süden vorgestoßen.

Das große Abenteuer beginnt am 24. März 1850 . . .

Die Sonne hängt als rotglühende Schale über der flimmernden Unendlichkeit. Sand und Steine liegen unter grellem Licht, das am Horizont die Farbschattierungen in schmerzendem Weiß verschwimmen läßt. Die Karawane mit ihren Kamelreitern und der langen Kette der Lasttiere ist wie ein Ornament aus Filigran in den lichtüberfluteten Sonnenhimmel geschnitten, wenn sie Schritt für Schritt und in langer, regelmäßiger Kiellinie über den Kamm einer Düne wandert.

Heinrich Barth und der junge Overweg verhalten ihre Kamele auf der letzten Höhe hinter der Küstenebene und blicken noch einmal zurück, bevor Tripolis im Norden entschwindet. Wie von der Sonne angestrahlte Zuckerstückchen leuchten die weißen Würfel der Häuser, als graugrüne Sterne stehen die Fächerkronen der Palmen dazwischen. Und Staub weht gelblich, heiße Luft zittert über der Ebene, in die wie verlorene Inseln ein paar Palmen- und Obsthaine eingestreut sind.

Und doch liegt diese Stadt noch am vertrauten Mittelmeer, ist Brücke nach Europa, Garantie für Freiheit und Sicherheit. Das aber, was vor den beiden jungen Forschern liegt, bedeutet höchste Gefahr und kühnste Abenteuer. Wenn sie sich beide trotzdem mit Begeisterung zu der Aufgabe gedrängt haben, so geschah es, weil sie zutiefst von der Pflicht des Gelehrten überzeugt sind: offenzulegen, was verhüllt ist, und für die Wissenschaft zu erschließen, was bisher nur der Legende gehörte.

Es ist schwierig gewesen, Ausrüstung und Reittiere zu kaufen, schwieriger aber war es für die Christen, eine Karawane zu finden, welche die Begleitung durch Ungläubige duldete. Nachdem dies gelungen war, galt es, den Führer der Karawane, die nach der Hauptstadt des Fessan, nach Mursuk, und dann weiter ins Tuareg-Gebiet, nach Ghat, reisen sollte, zu überreden, nicht den gewöhnlichen und der geographischen Forschung bekannten Oasenpfad, sondern den zwar kürzeren, jedoch ungleich schwierigeren Weg über »Die rote Hamada« – eine gebirgige Steinwüste – zu nehmen. Dieser Steinpfad war vermutlich auch die Vormarschstraße der römischen Legionäre und der Kamelreitertrupps der späten Kaiser. Auch die griechischen Kaufleute wählten diesen Kurs, wenn sie zu

den »Garamanten«, den damaligen Bewohnern des Fessan, zogen. Sie wandern wochenlang nach Süden, immer der im Scheitel des Mittagbogens brennenden Sonnenscheibe entgegen. Ungeheuer anstrengend ist die Durchquerung der Hamada, nach einem Monat erst erreichen sie Mursuk. Inmitten von dürftigen Palmenhainen und Tamariskensträuchern stehen die quadratischen, aus Lehm und Felsstein geschichteten Häuser, glühen die heißen Marktplätze, die von buntgestreiften Segeltüchern überspannt sind.

Lärm und Geschnatter füllen die Gewölbe von Mursuk.

Aber selbst diese Wüstenwelt liegt noch am Rande der bekannten Karte. Sogar das nächste Wegstück nach der Wüstenstadt Ghat, die in den weitausgespannten Armen eines wildzerklüfteten Berglandes ruht, gehört noch zu den erforschten Pfaden. Richardson selbst hat die Straße schon zurückgelegt. Erst hinter Ghat beginnt das Abenteuer des völlig Unbekannten.

Die Stadt Ghat ist die typische Wüstensiedlung, aus Lehm und Felssteinen geschichtet, von der Sonne fast zur Farblosigkeit ausgelaugt, flach, fensterarm, nach innen geöffnet und nach außen abweisend – sowohl gegen die Hitze wie gegen Räuber und Fremde.

Hier müssen sie länger verweilen, weil der Führer der Karawane schwierige Verhandlungen mit einem Scheich der räuberischen Tuaregs führen muß, um die Erlaubnis zum Durchzug nach dem Bergland von Air und zum Markt von Sokoto, das schon nahe am Nigerstrom liegt, zu erlangen. Allein die Entfernung von Ghat zum Airgebirge, das schon vor den Pforten des Mittelsudan, aber noch Hunderte von Meilen tief in der Wüste liegt, beträgt fast tausend Kilometer.

Bald sehen Barth und Overweg zum ersten Male Tuaregkrieger, schöne, hochgewachsene Araber mit kühnen Gesichtern, über denen sie den »Litham«, einen dichten Schleier, tragen. Wenn sie den Schleier lüften, sieht man die blaueingefärbten Ornamente einer Tätowierung auf den scharfgeschnittenen Backenknochen. Den wulstigen Lippen, breiten Nasen und der dunkel getönten Hautfarbe nach zu schließen, haben manche unter den Wüstensöhnen Negerblut in den Adern.

Man nimmt an, daß die Tuaregs ein Mischvolk aus Berbern und Arabern, mit Beigaben sowohl der libyschen Ureinwohner wie der schwarzen Völker des Sudan sind. Von ihrer wilden Tapferkeit, ihren schnellen Moharikamelen und harten Raubfahrten erzählt man sich von Marokko bis zum Sudan, von Timbuktu bis

Die Oase Ghat aus der Vogelschau

an den Rand des Niltals. In all den Küstenländern und Wüstenreichen haben Tuareghorden im Laufe der Jahrhunderte Krieg geführt, Staaten zerstört oder gegründet. Sie sind immer noch nomadisierende Räuber, die hinter ihren Kamel- und Ziegenherden quer durch die Sahara wandern. Die großen Gebirgsstöcke der Wüste – das Hoggar im Westen, das Tibesti im Osten und das Air im Süden, die bis zu dreitausend Meter emporragen – fangen etwas Regen auf und bergen grüne Täler, ja hier und dort auch krüppelige Wälder. Hier, in der weglosen, abgelegenen Einsamkeit der Gebirge, sind die Hauptlager der Tuaregs.

Den Aufenthalt in Ghat benutzt Heinrich Barth, um einen Ausflug in die phantastisch und bizarr aufragende Felsenlandschaft zu unternehmen. Besonders ein kahl und öde wie Totengebein über den Wüstengebirgen emporstoßender Felsgipfel zieht Barths Aufmerksamkeit auf sich. Einer der Tuaregs erzählt ihm, daß jener Berg den Namen »Idinen« – Geisterberg – führe und nach der Überlieferung der Tuaregs der Sitz böser Geister und Teufel sei. Nirgends kann Barth einen Einheimischen finden, der bereit wäre, das Abenteuer einer Erstbesteigung mit ihm zu wagen. Da geht er, allen Warnungen trotzend, allein in die Felseneinöde. Nur einen kleinen Ziegenschlauch mit Wasser führt er mit sich.

Der Pfad ist steil und von scharfen Steintrümmern besät, dann verliert er sich ganz. Nur das wild schaurige Haupt des Idinen weist das Ziel. Die Hitze glüht zwischen den weißen Felsen wie in einem Backofen, kein Strauch, kein Baum trösten das Auge.

In stundenlangem Aufstieg gewinnt Heinrich Barth mit der Zähigkeit des jungen Forschers den Gipfel und lagert erschöpft und halb verdurstet im dürftigen Schatten einer kleinen Höhle, angesichts des großartig-furchtbaren Panoramas des öden Gebirges, des steinernen Herzens der Sahara.

Der junge Deutsche blickt hinüber zu den zerklüfteten Zinnen und düsteren Berghäuptern, die, ohne Namen und in keiner Karte eingezeichnet, seit ungezählten Jahrtausenden Heimat von Wüstenstämmen sein mögen. Sein Auge schweift weiter, dem Süden entgegen, von wo Licht in brennenden Fluten herandringt. Was liegt hinter diesen flimmernden Schleiern, hinter den blauen Schemen ferner Gebirge? Der geheimnisvolle Sudan? Die Reiche Sokoto, Bornu und Wadai? Was sind das anders als Namen und Legenden? Was weiß man von den Riesenbereichen dieses Sudan . . .?

Nach den überkommenen Berichten arabischer Reisender glaubt man zu wissen, daß der Sudan in flacher Ebene, von wenigen Gebirgen unterbrochen, vom Atlantik bis zum Roten Meer verläuft, daß er im Norden durch die großen Wüsten, im Süden durch den tropischen Regenwald abgeriegelt wird und daß er einen Mischkessel mittelländischer, arabischer und alt-nigritischer Kulturen darstellt. Hirtenvölker und Kaufleute, kriegerische Eroberer und friedliche Nomaden mögen in all den Jahrhunderten über den Sudan hin- und hergeflutet sein. Von Marokko und Algerien sind die Berber, von Ägypten und von Libyen arabische Stämme eingedrungen. Ihre höhere Kultur, die bessere Bewaffnung und Organisation, der brennende Glaubenseifer des Islams haben ihnen die Kraft und Fähigkeit verliehen, sich als Herrenschicht über die älteren Reiche der Schwarzen zu schieben.

Heinrich Barth denkt an Mungo Parks Berichte aus der Nigerlandschaft. All diese Staaten der Neger – die Mandas, die Mosis, die Leute von Ghana, die von Mali und Songhai – sind einmal mit den »Weißafrikanern« – Berbern, Arabern, Tuaregs oder Mischlingen wie die Fuls – zusammengestoßen. In Feuer, Mord und Chaos sind immer neue Stadtstaaten und Fürstentümer entstanden, untergegangen und zu neuem Leben erwacht.

Im Süden hat es – das scheint sicher zu sein – seit uralten Tagen

volkreiche Städte gegeben. Im übrigen Afrika, mit Ausnahme Ägyptens, hört man nur von Dörfern. Aber der Sudan beweist auch darin den Einfluß der Mittelmeerkultur und Ägyptens, daß er seine Vorgeschichte an die Namen großer Städte knüpfen kann.

Die gesellschaftliche Gliederung der Sudanstaaten erklärt sich aus ihrer geschichtlichen Entstehung: Der Erobererfürst und seine Sippe bilden zusammen mit dem Erbadel der eingewanderten Herrenschicht die regierende Klasse. Dazu kommen manchmal noch Beamte und Mitglieder der vornehmen Familien aus der Urbevölkerung. Meist sind die Menschen der Oberschicht hellhäutiger, sind Berber, Araber oder Fuls. Unter ihnen lebt die Masse der freien Untertanen: Kaufleute, Pflanzer, Handwerker, Krieger; die unterste soziale Stufe bilden die Hörigen und die zahllosen Sklaven, die von arabischen Händlern unablässig aus dem Innern Afrikas auf die sudanesischen Märkte geschafft werden.

Lange träumt Heinrich Barth auf dem Gipfel der »Geisterburg« seinem fernen Ziel entgegen.

»Ringsum sind nur Einöden, von phantastischen Felsen bevölkert, der sausende, leise jaulende Wüstenwind klagt über diesen Stätten des Todes . . .[3]«

Im Vertrauen auf einen schnellen Abstieg und Rückweg hat Barth seinen Ziegenschlauch bis auf den letzten Tropfen geleert. Doch als er in der ungebrochenen Glut des Nachmittags in die schroffen Täler hinabklettert, merkt er plötzlich, daß er den Weg verloren hat; die bizarren Felsen, die wilden Steinbrocken gleichen einander in jedem Tal. Als die Nacht mit überraschender Kälte niedersinkt, schläft er irgendwo in der erstarrten Einöde, ein Verirrter, Verlorener.

Halb wahnsinnig unter der flammenden Sonne, tastet er sich am nächsten Tag von Tal zu Tal. Endlich stürzt er erschöpft nieder, in einem Anfall von Verzweiflung sucht er sich eine Ader aufzuschneiden und sein eigenes Blut zu trinken. Dann wird er ohnmächtig und liegt regungslos zwischen den Felsen.

Aber der junge Forscher hat Glück. Ein Targi, ein einsamer Hirt der Berge, sieht, wie sich die Geier über einem fernen Punkt sammeln und immer tiefer zu kreisen beginnen. Er reitet hinüber und findet den halbtoten Verirrten.

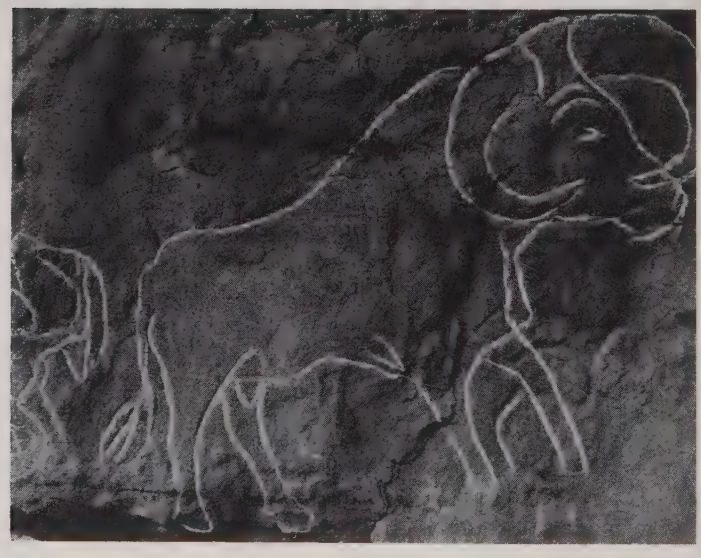
Weit ist der Weg von Ghat nach den Bergen von Air. Die Karawane wird von Räuberbanden belästigt, ausgehungerte Wüstenhorden greifen sie an und werden nur dank der Überlegenheit der Schußwaffen abgewehrt. Nach langen Wochen steigen endlich die wildgezackten Felsrücken von Air aus der Uferlosigkeit des Sandmeeres. Hinter einer kahlen Felsbarriere wird das Land mitten in der Sahara grün und freundlich.

Aufatmend schreibt Barth in sein Tagebuch:

»Hier stoßen wir auf frisches Wiesenland, das dem schönsten Rasen in Europa vergleichbar ist, Laubwerk von zartem Grün labt unsere Augen . . .«

Im Schatten der Berge von Air stehen die schwarzen Ziegenfellzelte der Tuaregs, die dort ihre Herden weiden. Der Scheich von Air – gewohnt, von südwärts ziehenden Karawanen Abgaben und Geschenke zu erhalten – ist freundlich und hilfsbereit. Durch ihn erfährt Barth von dem uralten Handelsplatz der südlichen Sahara,

Eine Felsgravierung vom Tel Issaghen, Nordafrika



der Stadt Agades, und er sucht sie in Begleitung von Tuareg-Führern auf. Größe und Stattlichkeit des Platzes überraschen ihn.

»Nur durch Zufall hat diese Stadt bei den Europäern nie ein so starkes und romantisches Interesse erweckt wie ihre Schwesterstadt Timbuktu . . .«, notiert Barth.

Er schätzt die frühere Einwohnerzahl von Agades auf fünfzigtausend Menschen, obschon sie jetzt nur noch siebentausend zählt.

»Das Gesamtbild von Agades ist das einer aufgegebenen Stadt. Überall findet man die Spuren versunkenen Glanzes wieder. Selbst im Stadtinnern sind die Häuser größtenteils Ruinen, von den einst so zahlreichen Moscheen sind nur noch wenige übrig. Rings um den Marktplatz hocken auf dem baufälligen Mauerwerk ausgehungerte Geier und lauern auf den Augenblick, wo sie sich auf irgendwelche Überreste stürzen können . . .«

In der Landschaft Domerghu südlich des Airgebirges kommt es zu einer Meinungsverschiedenheit der drei Forscher und zur Trennung. Richardson stirbt am 4. März 1851 auf dem Wege nach der sudanesischen Stadt Kuka. Heinrich Barth aber erreicht unter Abenteuern und Gefahren, ganz auf sich gestellt, das Reich Sokoto und von dort aus Kano, eine südöstlich von Sokoto gelegene Stadt, den Mittelpunkt eines einst mächtigen Staates.

Wie überall in diesen Breitengraden, tauchten eines Tages – etwa um das Jahr tausend christlicher Zeitrechnung – berberische Eroberer auf und begannen mit der Unterwerfung des Landes. Die Kämpfe zwischen der Urbevölkerung und den Berbern dauerten Jahrhunderte an.

Einer dieser Berberkönige von Kano erbaute um 1150 die gewaltige, zinnenbewehrte Stadtmauer seiner Residenzstadt, deren imposante Ruinen Heinrich Barth bewundert. Der jetzt regierende Herrscher von Kano, der in dem Lehmpalast innerhalb der Stadt residiert, heißt Osumanu. Er nimmt den weißen Forscher freundlich auf und gewährt ihm Wohnung in dem Königspalast, den der große Berberscheich Rimfa erbaut hat. Zur Zeit Rimfas – so erzählt man dem Fremden – war endlich der Islam Herr über den Zauberkult der Eingeborenen geworden. Moscheen und Paläste wurden errichtet, Kano erhielt sieben gewaltige Torwerke, und Gelehrte, Handwerker, Kaufleute und Krieger kamen in großer Zahl aus

Marokko und aus dem Atlasgebirge und ließen sich in der aufblühenden Stadt nieder.

Aus diesen längst versunkenen Tagen stammt auch die Ausrüstung der Leibwachen. Sie sind beritten, tragen spitze Eisenhelme, runde Schilde und Schwerter, Lanzen und Dolche; Mann und Roß sind in schuppenbedeckte Wattepanzer gehüllt. Diese an mittelalterliche Ritterschaft erinnernden Rüstungen stammen aus dem mächtigen Reich Bornu und werden mit Sklaven bezahlt.

Von Kano reitet Barth nach der Stadt Katsena, einer alten Rivalin Kanos, die von den Tributen der Sahara-Karawanen und, wie alle diese Stadtstaaten, hauptsächlich vom Handel mit Sklaven lebt.

Das nächste Ziel des Deutschen ist Kuka, die Hauptstadt des großen und gefürchteten Bornu-Reiches; denn hier, an den geheimnisvollen Ufern des Tschadsees, hat Barth sich bei der Trennung im Süden des Airgebirges mit seinem Freunde Overweg verabredet. Quer durch anderthalbtausend Meilen der Wüste haben die beiden Forscher ein in vier Teile zerlegbares Boot führen lassen. Fast wider Erwarten gelangen die vier Kamele mit ihrer seltsamen Last heil bis zum Tschadsee, wo das Boot zusammengesetzt wird.

Overweg und Barth sind erstaunt über die riesenhaften Schilffelder, die den See einhüllen. Unübersehbare Sümpfe, über denen wie Gewölk die Schwärme der Wasservögel schwirren, umkränzen das Gewässer, das langsam verlandet. Die wenigen Flüsse bringen ihm nur zur Regenzeit Wasser zu, während die Verdunstung jahraus, jahrein an seinem Bestande zehrt.

Overweg fiebert und verfällt körperlich von Tag zu Tag mehr, die finanziellen Hilfsmittel sind erschöpft. Die Entdecker haben zwar den Tschadsee erreicht, aber es ist ungewiß, ob sie ihn auch wieder verlassen können, um von dem wachsenden und schrumpfenden See in Europa zu berichten.

Zunächst bringen die beiden Männer unter unsäglichen Mühen das Boot durch meilenweiten Sumpf an das Wasser heran. Im Schlamm suhlen sich Flußpferde und schwarze Büffel, Elefantenherden trompeten und planschen in Ufernähe.

Endlich finden die Forscher einen Durchschlupf durch die unermeßlichen Schilfwände und rudern über den toten Spiegel des Sees.

Nach der Erforschung und kartographischen Aufnahme der Gebiete am Tschadsee und einigen Exkursionen kehren die beiden

Deutschen nach Kuka zurück, wo Overweg abermals von Fieberanfällen niedergeworfen wird. Nach einer kurzen Besserung begleitet er Barth jedoch nochmals zum Tschadsee. Hier ereilt ihn sein Schicksal. Er stirbt nach schrecklichen Anfällen neben dem kleinen Boot in den Sümpfen und läßt seinen Freund allein zurück.

Doch Barth hat eine unzerstörbare Gesundheit, sein Mut ist ungebrochen. Er schreibt in sein Tagebuch:

»Anstatt mich nach dem Tode meines Freundes Overweg niedergeschlagen zu fühlen, fühlte ich meine Stärke verdoppelt. Ich spüre eine Riesenkraft in mir...
Meine Gesundheit hat sich eher gekräftigt, und nach so vielen, glücklich überwundenen Fieberanfällen darf ich hoffen, den klimatischen Einflüssen künftig zu widerstehen. Im übrigen haben mir die zahlreichen bestandenen Gefahren ein unerschütterliches Selbstvertrauen gegeben...«

Zunächst kehrt er nach der Hauptstadt des Reiches Bornu, nach Kuka, zurück. Sultan Omar, Sohn des großen Scheichs El Kanemi, ist dem weißen Reisenden günstig gesinnt und bietet Heinrich Barth Gastfreiheit in seinem Lehmpalast.

Dieses Reich Bornu-Kanem ist ein Staatsgebilde mit ständig veränderten, im Wüstensand verschwimmenden Grenzen. Seit sich die Bornuleute aus der drückenden Herrschaft räuberischer Ful-Stämme befreit haben, um eine ähnlich drückende Herrschaft über ihre Nachbarn aufzurichten, umfaßt das Reich die Provinz Bornu im Westen und Nordwesten des Tschadsees und die Provinz Kanem im Nordosten und Osten des Sees. Das auf der Südostseite gelegene Land Bagirmi ist nur lose mit Bornu verbunden. Aber einstmals reichten die Ausstrahlungen der Bornumacht bis hinauf ins Airgebirge, ins Fessan, nach Mursuk, bis Sokoto, nahe dem Nigerstrom, über das Land der Tibus – vernegerten Stämmen der nordöstlichen Wüsten – und bis vor die Tore von Wadai. Das Reich Wadai – im Osten von Bornu-Kanem gelegen und als angriffslustig gefürchtet – hatte erst 1846, also vor wenigen Jahren, Bornu-Kanem mit Krieg überzogen. Siebentausend, zum Teil gepanzerte Reiter waren längs des Tschadsees vorgestoßen.

Selbst die stark befestigte, 1814 gegründete Hauptstadt Kuka war in Gefahr geraten, eingenommen zu werden, als der Sultan von Wadai, Scherif Saleh, mit seinen Horden ihre Mauern berannte.

Wenn Barth nachdenklich aus dem viereckigen offenen Fenster seines Gemaches in den Innenhof des Palastes blickt, in dem überall Gruppen von weißverhüllten, in langwallende Gewänder gekleideten Gestalten aller Hautschattierungen zusammenstehen, wenn er zuweilen die Leibgarde Sultan Omars in staubendem Galopp heransprengen sieht mit den von gesteppten Panzern geschützten Pferden, den mit ihren Kettenpanzern, Eisenhelmen und langen Krummschwertern prunkenden arabischen Kriegern, dann kann er sich gut vorstellen, wie damals vor acht Jahren Bornu ausgesehen haben mag; ein aufgestörter Ameisenhaufen, in den der Wanderzug eines Termitenvolkes eingebrochen ist.

Der Lehmpalast von Kuka mit seinen verschachtelten Innenhöfen, sonnengebleichten Zinnen und Wachttürmen, umzogen von einer abweisenden, dicken Lehmmauer, ist ein wahres Schlangennest von Intrigen und Verschwörungen. Wie in vielen dieser Sudanreiche liegen Hof- und Staatsämter in den Händen von Sklaven und Eunuchen, das Leben ist zeremoniös und pomphaft, aber immer von Neid und Verrat, Hinterlist, Gefahr und heimlichem Meuchelmord umwittert.

Barths Interesse gehört vor allem wissenschaftlichen Fragen; die politischen Zustände notiert er nur am Rande, obschon er Nachricht erhalten hat, daß ihn die britische Regierung nach dem Ableben Richardsons mit der Fortführung des ursprünglichen Auftrags, für England eine Verbindung mit dem Sudan zu erkunden, betraut habe.

Sultan Omar hat ihm Zutritt zu den Archiven der Kuka-Burg gestattet; dort macht der Gelehrte Auszüge aus den mageren Geschichtsquellen über das Reich Bornu-Kanem:

»Über die Vergangenheit dieses Staates gibt es außer verschiedenen alten Reiseberichten folgende einheimische, arabisch geschriebene Quellen:
1. Eine arabische Chronik, die ein Auszug aus einem früheren umfangreicheren Werk sein soll und welche die Geschichte Bornus von den Anfängen (in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts) bis auf die Zeit El Kanemis behandelt ...
Sie soll zu verschiedenen Zeiten verfaßt worden sein, aber ihre Entstehung geht auf die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Was vor dieser Zeit liegt, gründet sich nur auf mündliche Überlieferung, die freilich sorgfältig gepflegt wird.
2. Zwei weitere Verzeichnisse von Bornu-Königen.

3. Eine von dem Iman Ahmed geschriebene Geschichte der zwölf ersten Regierungsjahre des Königs Idris Alaoma (1571–1603).«

In den Wochen, die Barth im Palast zu Kuka verbringt, ordnet er seine Vermessungsergebnisse, seine Kartenskizzen, Notizen, Zahlenangaben und geographischen Bestimmungen. Es sind nun zweiunddreißig Monate her, daß er von Tripolis aufgebrochen ist. Trotzdem wäre der Forscher bereit, jede weitere Anstrengung auf sich zu nehmen, um andere unbekannte Gebiete aufzuhellen.

Seine ursprüngliche Absicht war es, weiter nach Osten zu gehen, den Tschadsee zu umrunden, Bagirmi und darüber hinaus das Reich Wadai zu erforschen, um dann nach dem Staate Darfor und nach Sennar am Nilzusammenfluß vorzudringen. Die Grenzen Wadais aber sind jedem Fremden verschlossen; es ist ein feudalmittelalterlicher Staat unter der absoluten Herrschaft eines Sultans. Neben dem Sultan stehen der Wesir und der Befehlshaber der Reitertruppe, in der die arabischen Adligen dienen.

Die Masse des Wadaivolkes sind Neger der Maba-Stämme oder der Nilnubier. In ihren Dörfern nimmt – wie bei vielen Negervölkern – die Schmiedekaste eine Sonderstellung ein; sie hat sogar das Recht, einen »Schmiedekönig« zu wählen.

Was Barth über Wadais Geschichte erfährt, ist das übliche Wirrsal von Kriegen, Überfällen, Raubzügen und politischen Verhandlungen mit den Nachbarreichen Bagirmi im Westen und Darfor im Osten. Der jetzige Sultan, Scherif Mohammed Saleh, der vor acht Jahren den Feldzug nach Bornu-Kanem unternommen hat, gilt als besonders fremdenfeindlich und als grausam und unberechenbar. Um nicht seine bisherigen Forschungsergebnisse zu gefährden, verzichtet Barth auf die Reise in östlicher Richtung.

Am 25. November 1852 verläßt er Kuka und macht sich auf den eineinhalbtausend Meilen langen Weg quer durch den Sudan nach der geheimnisvollen Stadt Timbuktu. Im Waldgebiet zwischen Kuka und Kano trifft er völlig unerwartet auf eine kleine Karawane, die von dem deutschen Reisenden Eduard Vogel geführt wird. Die britische Regierung hat Vogel ausgesandt, um den verschollenen Barth zu suchen. Zum ersten Male seit Jahren hört Barth wieder Laute seiner Muttersprache.

Vogel hat unter ständigen Höhenmessungen und astronomischen Bestimmungen eine bisher unerschlossene Marschstrecke überwunden und hat sich längere Zeit in der volkreichen Stadt Jakubu im Staate Sokoto aufgehalten. Als Barth ihm seine Erleb-

nisse berichtet, wird Vogel begierig, zu vollenden, was Barth nicht gelungen ist: nach Wadai und an den Oberen Nil durchzustoßen. Er rüstet Barth neu aus, überläßt ihm Vorräte, Geld und Waffen und bricht zu dem neuen Ziel auf.

Barth überwindet, von ein paar Eingeborenen begleitet, die unbekannten Strecken bis zum Nigerstrom. Er betritt Städte, von deren Existenz man in Europa nichts weiß, und erreicht zehn Monate, nachdem er die Ufer des Tschadsees verlassen hat, Timbuktu.

Abgerissen, fast zerlumpt, trabt er auf seinem Esel über die letzte Höhenwelle und erblickt die Silhouette der verbotenen Stadt. Das weiträumige Areal ist von lehmfarbenen Mauern und hell gestrichenen Häusern bedeckt. Aus dem Geschachtel der Straßenzüge ragen die stumpfen, vierkantigen Türme von Burgen oder Moscheen. Dürres, graugelbes Buschwerk wächst am Fuß der halbverfallenen Mauern, die Sandebene zieht sich nach allen Seiten ins Unendliche und wird nur da und dort von Dorngesträuch und Tamariskengebüsch unterbrochen.

Kamelreiter sprengen aus dem Tor, weißgekleidete Soldaten laufen rufend herbei. Lärm und Geschrei erhebt sich, die Wachen haben den Fremden gesehen und kommen auf ihn zu. Heinrich Barth wendet seinen Blick zu dem mitleidlosen, bleifarbenen Himmel.

Als die Männer ihn drohend umringen, gibt er sich als Araber aus. Längst trägt er ja die landesübliche Kleidung aus weiten Umhängen und den Aghal als Kopftuch, sein Gesicht ist hager wie das eines Wüstenscheichs und die Haut schwarzbraun gebrannt.

»Bismillah al rahman, al rahim, Mohammed rassul!« Er spricht die Glaubensformel des Islams. Die Wachtposten halten ihn für einen fremden Pilger und führen ihn vor den Scheich el Bakay, einen Würdenträger Timbuktus, der welterfahren und gebildet ist. Ihm vertraut Barth an, daß er Europäer und Christ ist, und der weißbärtige Scheich rät ihm, sich als Gesandten des türkischen Sultans auszugeben.

Ein halbes Jahr lebt er unangefochten in Timbuktu. Caillés früherer Bericht erweist sich als zutreffend: Diese einstige Metropole des Zwischenhandels von Marokko nach den Nigerländern ist verfallen und besteht großenteils aus Ruinen. Nur noch in drei der zahlreichen Moscheen wird Gottesdienst gehalten, weniger als tausend Häuser sind bewohnt, die meisten sind aus Lehm erbaut

und ebenerdig. Herren der versunkenen Pracht sind die räuberischen Tuaregs, deren wild-kriegerische Reitertrupps häufig durch die engen Gassen traben.

Es gelingt Heinrich Barth, die Freundschaft eines Tuaregführers zu erwerben, der bald darauf mit einer Karawane nach Osten aufbricht. Diese Kamelkarawanen transportieren meist Salz, das in den Salzpfannen der Wüste gewonnen wird; auf dem Markt von Timbuktu tauschen sie ihre weißen Lasten gegen die Waren der Südländer aus, gegen Goldstaub von der Guineaküste, Elfenbein aus den Nigerwäldern, Gummi und Straußenfedern aus Innerafrika und Gurunüsse, den Betel der Neger. Mit den erhandelten Schätzen beladen, ziehen die Lasttiere aus den verfallenen Toren Timbuktus die acht Kilometer bis zum Nigerstrom und weiter an seinen Ufern entlang nach Say und Kano. Dort trennt sich Barth von seinen Beschützern und geht abermals nach Kuka.

Es ist wenige Wochen vor Weihnachten 1854. Barth ist erschöpft, von Fieber geschüttelt und völlig mittellos. Er muß einen europäischen Außenposten erreichen, oder er wird untergehen wie all die anderen, die der wilde Sudan verschlungen hat. Unter Qualen gelingt ihm die letzte Energieleistung: Im Hochsommer 1855 durchquert er abermals die Sahara, indem er seine Kräfte allerschwersten Belastungsproben aussetzt. Ende August trifft er in Tripolis ein. Ergriffen schreibt er in sein Reisebuch:

»Als ich jetzt in voller Sicherheit den Strand des Mittelmeeres betrat, empfand ich in meinem Herzen ein solches Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott, daß ich drauf und dran war, vom Pferd zu steigen, um mich am Meeresufer auf die Knie zu werfen und mein Herz in Dankgebeten zu ergießen . . .«

Pfade durch die Sahara

Als Heinrich Barth nach so langer Abwesenheit, umstrahlt von der Gloriole unerhörter Abenteuer, reich an erd- und völkerkundlichen Erkenntnissen nach Europa heimkehrt, wird er begeistert gefeiert. Der große Alexander von Humboldt erklärt: »Dieser junge Forscher hat eine neue Welt eröffnet!«; Freiherr von Bunsen und Professor Ritter verkünden Barths Ruhm, die Königin Victoria von England verleiht ihm den Bath-Orden mit rotem Mantel

und Federhut. Der König von Preußen lädt Barth zur Berichterstattung nach Sanssouci ein, hört sich die Erlebnisse des braungebrannten, hageren Mannes mit Spannung an, erklärt jedoch, daß Preußen, da es keine Flotte und keine ausreichenden Stützpunkte besitze, nicht in der Lage sei, etwas anderes von den neueröffneten afrikanischen Räumen zu erhoffen als vielleicht gewisse Handelsbeziehungen.

Mehrere geographische Gesellschaften verleihen Barth ihre goldenen Medaillen.

Doch die Tage des Ruhms gehen bald vorüber, und der Alltag fordert sein Recht. Als Barth bei verschiedenen Universitäten um eine Professur nachsucht, wird er aus bürokratischen Gründen abgelehnt; sein Gesuch um Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften bleibt ebenfalls unberücksichtigt. Die vom preußischen König zugesagte Bestallung als Konsul in Damaskus gerät einfach in Vergessenheit.

Enttäuscht geht der Forscher nach London, beunruhigt über die Nachricht, daß der junge Gelehrte Eduard Vogel verschollen sei. Man weiß, daß Vogel die Grenze des gefährlichen Wadaireiches überschritten hat, seither fehlt jede Nachricht von ihm. Ein Gerücht besagt, daß Vogel ermordet worden sei. Sein Begleiter, der britische Soldat MacGuiré soll angeblich in die Hände der Tuaregs gefallen sein, als er versuchte, durch die Sahara zu entkommen. Sowohl in London wie in Berlin macht man sich Sorgen um das Schicksal des Forschers, und Heinrich Barth organisiert eine Expedition, die Vogel Hilfe bringen oder wenigstens nach seinem Verbleib forschen soll.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl dieser europäischen Afrikaforscher ist sehr stark ausgeprägt. So ist auch Heinrich Barth fieberhaft bemüht, alle Hilfsquellen für den Verschollenen zu erschließen. Zudem hat ihn, kaum zurückgekehrt aus den ungeheuren Weiten und Einöden, die Sehnsucht nach dem glühenden, gewaltigen Erdteil Afrika gepackt. Er schreibt in einem Brief jener Jahre: »Ich bin an die Wüste, an die unendlichen Räume gewöhnt und habe den Sinn für Kleinigkeiten, die den Menschen ersticken, verloren . . .«

Doch jeder Tag, der dahingeht, läßt seinen Ruhm verblassen und seine Taten in Vergessenheit geraten. Was von seinem kühnen Forscherleben dauert, sind die paar Funken der Begeisterung, die Glut des Abenteuers und der Ferne, die Flamme des menschlichen Wissensdurstes, die er in den Herzen einiger junger Men-

schen entfacht hat und die nun fortbrennt, bis sie eines Tages zum hellen Fanal wird. Er steht in Briefwechsel und persönlichem Kontakt mit Moritz von Beurmann, dem Bremer Gerhard Rohlfs und dem baltischen Studenten Georg Schweinfurth.

Als er 1857 wieder in London weilt, um endlich die Rettungsexpedition für Vogel zusammenzustellen, läßt sich ein siebzehnjähriger Geographiestudent bei ihm melden. Barth – von den amtlichen Stellen kaum mehr beachtet – nimmt jede Gelegenheit wahr, seine Erfahrungen und sein Wissen an die Jugend weiterzugeben. Der angemeldete junge Mann hat seiner schriftlichen Bitte das Empfehlungsschreiben des berühmten Leipziger Orientalisten Dr. Fleischer beigefügt.

Der schmächtige Jüngling nimmt sogleich durch seine schönen, dunkelleuchtenden Augen für sich ein. Sein von Natur aus bleiches Antlitz trägt den olivfarbenen Hauch vieler im Freien verbrachter Sonnentage.

»Ich danke Ihnen, Monsieur«, sagt er höflich, »ich danke Ihnen, daß Sie mich empfangen haben. Mein Name ist Henri Duveyrier, und ich bin gekommen, Ihnen diese Veröffentlichung verehrungsvoll zu Füßen zu legen.«

Heinrich Barth nimmt die bedruckten Blätter erstaunt entgegen, er sieht, daß es sich um eine Ausgabe handelt, die von der Berliner Orientalischen Gesellschaft veranstaltet worden ist. Das Thema bilden die Berberstämme des Atlasgebirges, ein vergleichendes Wörterbuch der verschiedenen Berberdialekte ist angefügt.

Überrascht blickt der Forscher auf den jungen Mann.

»Sie hätten das verfaßt, mein Herr? Sprechen Sie die Berberdialekte?«

»Allerdings, Monsieur. Und dazu Arabisch. Ich habe bei Dr. Fleischer in Leipzig studiert.«

»Aber wie können Sie in der kurzen Zeit so viel Wissen erworben haben? Man sagte mir, Sie seien erst siebzehn Jahre alt, und – verzeihen Sie – Sie sehen auch nicht älter aus.«

»Ich bin 1840 in Paris geboren, Monsieur, das läßt sich nicht leugnen«, lächelt der Jüngling. »Es ist zwei Jahre her, als ein großer Forscher namens Heinrich Barth aus Afrika zurückkehrte, als ihn Europa begeistert begrüßte und alle wissenschaftlichen Zeitschriften und Institute voll waren von seinem Ruhm. Damals ergriff mich die Liebe zu jenem weiten, unerschlossenen Kontinent, dessen Nachbarn wir sind. Ich weihte mein Leben den großen Wüsten, den unerschlossenen Gebirgen, den geheimnisvollen

Völkern Afrikas. Ich entschloß mich, Ihrem Vorbilde zu folgen, Monsieur, und in die Sahara zu gehen . . .«

Barth unterbricht seinen Besucher. »Sie sind zu jung«, sagt er ernst, »zu unerfahren und unerprobt für eine solche Aufgabe. Forschung ist kein Abenteuer für Siebzehnjährige, Reisen in jenen Landstrichen bringen tägliche Todesgefahr, ungeheure Anstrengungen und fordern erfahrene Männerkräfte!«

»Oh, Monsieur Barth, Sie wissen es sicher nicht, ich komme soeben von einer Afrikareise zurück. Sie führte mich über Algier auf die Hochebenen nach der Oase Laguat am Saum der Wüste. Es geschah mir wie Frementin, dem großen Schriftsteller meines Volkes, ich wurde verzaubert.

›Es ist in diesem Lande etwas Unvergleichliches, das mich zwingt, es zu lieben. Bei meiner Ankunft in Laguat empfand ich ein unsägliches Glücksgefühl, mich überwältigte das Gepräge von Schönheit, für das man vergeblich ein Gleichnis suchen würde.‹
Meine Lebensaufgabe ist mir gestellt.«

Der junge Mensch spricht mit solch klarer Sicherheit und Unabweislichkeit, daß Heinrich Barth keinen Augenblick mehr an Widerspruch denkt. Er weist auf einen Stuhl und holt Gläser herbei, die er mit Wein füllt.

»Setzen Sie sich, Henri Duveyrier. Sie interessieren mich. Erzählen Sie von Ihrem bisherigen Leben.«

Charmant plaudernd, berichtet Henri Duveyrier von seiner Familie, die einem Kleinadelsgeschlecht aus dem Languedoc entstammt, von seinem Vater, der als Anhänger der Schule Saint-Simons an die Kraft der Aufklärung, des Fortschritts und der menschlichen Erziehung glaubte. Als Henri von seinem Vater spricht, wird der Glanz seiner Augen stärker, eine leichte Röte steigt in seine Wangen. Der treffliche Mann, der mit George Sand und dem Saint-Simonisten Enfantin befreundet war, hatte sich mit vielerlei Gegenständen der Wissenschaften beschäftigt und davon geträumt, daß der Tag kommen möge, an dem das dumpf dahindämmernde, mittelalterliche Afrika, vom Zauberstab europäischer Bildung angerührt, zu Kultur und Zivilisation erwachen würde.

Man hatte Henri Duveyrier nach Leipzig geschickt, eine Handelsschule zu besuchen, aber der junge Franzose war entschlossen, es den Forschern gleichzutun, deren Name damals in aller Munde

Ein Schlangenbeschwörer in Karthago

war. Er begann Berberisch und Arabisch zu studieren und war im Frühjahr dieses Jahres mit eigenen Mitteln zu seiner ersten Reise nach Nordafrika aufgebrochen.

»Was wollen Sie weiter unternehmen? Haben Sie schon spezielle Pläne?«

»Gewiß, Monsieur!« erwidert Henri eifrig. »Mein Ziel ist es, das Tor zum Innern Afrikas aufstoßen zu helfen. Ihre Reisen, Monsieur, haben bewiesen, daß große und reiche Städte hinter dem Wall der Wüsten liegen. Wir Europäer werden die Fackel der höheren Gesittung jedoch erst dann in den Sudan und weiter tragen können, wenn wir die Wüstenpfade kennen. Den Schlüssel der Sahara jedoch halten die wilden Tuaregs in Händen.

Und hier sehe ich eine Chance, Monsieur! Als ich in der Oase Laguat weilte, freundete ich mich mit einem Tuaregkrieger an, der ein Verwandter eines mächtigen Scheichs ist. Dieser Tuareg lud mich ernsthaft ein, mit ihm ins Innere der Wüste zu kommen und seinen Stamm zu besuchen.«

Heinrich Barth trinkt nachdenklich aus seinem Glase, dann steht er auf und wandert mit langen Schritten durch das Zimmer.

»Mein lieber, junger Kollege«, sagt er schließlich nach einer langen Pause des Schweigens und bleibt vor seinem Besucher stehen, »ich will Ihnen helfen, wo immer ich es vermag. Zunächst will ich Ihnen Rundschreiben an alle meine Freunde in der Sahara und im Sudan mitgeben, damit man Sie schützt – sofern das überhaupt möglich ist. Doch lassen Sie sich gesagt sein, der beste Schutz für den christlichen Reisenden besteht in all diesen Ländern in seiner untadeligen Rechtschaffenheit gegenüber den Eingeborenen . . .«

Der junge Forscher ist zutiefst gerührt von der selbstverständlichen Hilfsbereitschaft Barths.

»Monsieur!« ruft er, »ich bin Franzose – Sie sind Deutscher, aber zu Ihrem großen Herzen hat der enge Geist der Rivalität keinen Zugang! Ich danke Ihnen . . .«

Barth wehrt lächelnd ab.

»Lieber Freund«, erwidert er, »es gibt so etwas wie die internationale Bruderschaft der Wissenschaft, den Zusammenhalt der Strebenden und die Gemeinschaft der Forschung im Dienste der Menschheit. Schon der große Leibniz hat etwas Ähnliches gewollt. Vergessen Sie jedoch nicht, daß Wissenschaft zur Gründlichkeit

der Vorbereitungen und zur Ausdauer im Lernen verpflichtet. Ich rate Ihnen dringend, sich sogleich mit den Methoden und Instrumenten vertraut zu machen, welche zur Bestimmung der geographischen Breite und Länge sowie der Höhen dienen; außerdem gilt es, sicher im Vermessen von Strecken zu werden, Karten zu zeichnen, Sprachen zu lernen, sich mit Kulturgeschichte, Ethnographie, Zoologie, Botanik, Geologie und Mineralogie zu befassen . . .«

Als er das energische, zielbewußte Gesicht des Jünglings und das Leuchten in seinen Augen sieht, fügt er tröstend hinzu: »Sie werden es schaffen, Henri Duveyrier. Sie haben zwei besondere Vorzüge: Sie sind jung, und mir scheint, Sie sind berufen!«

Länger als ein Jahr bereitet Henri Duveyrier seine Expedition vor; erst im Frühsommer 1859 begibt er sich über Algier nach Ghardaia im Mzab. Dort hausen die strenggläubigsten der ungezügelten Berber. Auf dem Markt von Ghardaia treffen sich die fanatischen Nomaden der Wüste mit den Franzosenhassern aus dem Atlas. Für den neunzehnjährigen Duveyrier aber ist selbst dieses nie vordem von einem Europäer betretene Ghardaia nur Ausgangspunkt für einen weit kühneren Vorstoß. Von hier aus – tausend Kilometer südlich von Algier – reist er zur Oase El Golea und befindet sich nun bereits weit weg von aller europäischen Kultur und Hilfe mitten in einer fremden, feindlichen Welt. Er ist der einzige Europäer im weiten Umkreis.

Trotz aller Widerstände erfüllt er die gestellte Aufgabe mit einer erstaunlichen Gelassenheit. Inmitten einer fanatisierten, aufgehetzten Masse von Nomaden stellt er auf dem Marktplatz von El Golea seelenruhig seine Vermessungen und astronomischen Beobachtungen an.

Nach seiner glücklichen Rückkehr aus dem Süden der Provinz Algier schreibt er an Heinrich Barth:

»Auf den ersten Blick mag meine Reise nach El Golea als eine Niederlage erscheinen, da ich aus der Stadt unter Drohungen verwiesen und gezwungen wurde, sie bei Nacht und unter wenig rühmlichen Umständen zu verlassen. Trotzdem betrachte ich die Reise als einen Erfolg. Ich bin den Schaamba von El Golea, die so oft geschworen haben, mich umzubringen, entgegengetreten. Ich bin zwei Nächte und einen Tag in der Stadt geblieben, zwar als

Gefangener, aber in dem, was ich vorhatte, wenig gestört: Sie hatten begriffen, daß sie mir keine Furcht machen könnten ... Ich habe den Eindruck, daß dieser Weg nach Afrika nunmehr geöffnet ist ...«[4]

Kaum hat er sich ein wenig von seinen Strapazen erholt, unternimmt er im folgenden Jahre die große Expedition zu den Tuaregs. Er wählt als Ausgangspunkt Tripolis, sein Ziel ist das wilde, völlig unerforschte Bergland von Tassili im Herzen der Sahara. Die Gebirgsstöcke Hoggar, Tibesti, Tassili und weit im Süden das von Barth durchstreifte Air sind die Hauptsitze der Tuaregs. Diese Könige der Sahara, die von vielen Europäern wegen ihrer ritterähnlichen Ausrüstung und ihrer mittelalterlichen Kampffreudigkeit fälschlich für Abkömmlinge der Kreuzfahrer Ludwigs des Heiligen gehalten werden, gelten als unnahbar, fremdenfeindlich und unberechenbar. Henri Duveyrier aber versteht es, Freund der Tuaregs, ihres Häuptlings Ibenuken und des Imams Othman zu werden. Die Ritter der Sahara bewundern die todesverachtende Kühnheit des »Milchbarts«, sie nehmen ihn als einen der Ihren auf, so daß Duveyrier an den Beratungen der Scheichs teilnehmen darf.

Trotzdem ist das Leben im Lager der Tuaregs gefährlich und zermürbend genug. Kaum wittern die Krieger bei dem Europäer Geld oder Geldeswert, so bedrängen sie ihn in primitiver Aufdringlichkeit, bis sie ihm den letzten Sou herausgeholt haben.

Erbittert schreibt Duveyrier:

»Die Tuaregs haben mich so geplagt und plagen mich immer noch derartig mit ihren unaufhörlichen Wünschen und ihrer Arroganz, daß ich oft versucht bin, ihre guten Eigenschaften zu verkennen ...«

Aber alle Leiden nimmt der junge Gelehrte auf sich, weil er Unschätzbares von seinen Gastgebern gewinnt. Er lernt rasch das Tamaschek, die Sprache der Tuaregs, und erforscht die schon halbvergessene, aus dem uralten libyschen Alphabet abgeleitete Tuaregschrift, das »Tifinagh«. Während der folgenden monatelangen Wanderungen mit den Kamelherden von Wadi zu Wadi, von Oase zu Oase beobachtet er die spärliche Pflanzen- und Tierwelt, untersucht geologische und mineralogische Erscheinungen, stellt Vermessungen der Wüste an, notiert die psychologischen, ethnogra-

phischen und sozialen Eigenheiten der Adjers, jenes Tuaregstammes, mit dem er reitet. Das wissenschaftliche Material schwillt zu dicken Bänden an.

Ohne Unfall kehrt er nach Frankreich zurück und begibt sich an die Arbeit, die einzigartige Ausbeute seiner Abenteuer zu sichten, zu formulieren und zu verwerten. Da wirft ihn ein Typhus aufs Krankenlager, und als er nach einem Vierteljahr der ständigen Todesnähe wieder aufsteht, muß er eine furchtbare Entdeckung machen – er hat sein Gedächtnis verloren!

In einer erschütternden Energieleistung beweist Duveyrier, daß der Kern des Menschen mehr ist als Wissen und Gedächtnis. Er beginnt von vorne, lernt abermals Arabisch, Berberisch, Tamaschek, studiert alle Fächer von der Astronomie bis zur Geologie noch einmal und erneuert sein langsam wiederkehrendes Gedächtnis, obschon sein Denkvermögen niemals wieder von gleicher Schärfe sein wird wie vordem. In drei Jahren schreibt er an Hand seiner sehr ausführlichen Notizen und Tagebücher das aufsehenerregende Werk: »Les Touaregs du Nord«, das 1864 in Paris erscheint.

Man hat ihn zum Ritter der Ehrenlegion gemacht, nun verleiht ihm die Geographische Gesellschaft von Paris die Goldmedaille, aber er bleibt der bescheidene, allen Rühmens seiner Person abholde Gelehrte, dessen höchstes Vergnügen in den persönlichen und brieflichen Beziehungen besteht, die ihn mit englischen, deutschen, österreichischen und französischen Forschern verbinden.

Die zur Rettung Vogels ausgesandte Expedition, die Barth mit viel Mühe und Arbeit angeregt und vorbereitet hat, darf er – der verdiente Kenner und Erschließer des Mittelsudan – nicht selbst führen; man beauftragt damit den Gelehrten Moritz von Beurmann. Barth bleibt auch jetzt seinem Grundsatz treu, daß Wissenschaft keine Rivalität kennen darf und daß die ihr Verpflichteten Brüder im Geiste sein sollen. Er berät und hilft Beurmann bei den Vorbereitungen und verfolgt seinen Weg mit höchster Anteilnahme.

Beurmann geht 1862 von Ägypten über Nubien nach dem östlichen Sudan, um von den Staaten Sennar und Darfor aus nach dem verschlossenen Wadai vorzustoßen. Er gelangt ohne Zwischenfälle bis zum Nordende des Tschadsees, doch als er von Kanem aus die Grenze Wadais überschreiten will, ereilt ihn das Geschick, das auch Vogel getroffen hat – er wird von Eingeborenen ermordet.

Im gleichen Jahr 1862 geht ein anderer wissenschaftlicher Freund und Schüler Duveyriers und Barths, der Bremer Gerhard Rohlfs, der die Unterwerfung des Rif-Kabylenlandes in Algerien auf Seite der Franzosen als Arzt bereits mitgemacht hat, von Marokko aus in den Atlas zur Oase Tafilet. Über Tuat erreicht er Ghadames und kehrt nach Tripolis zurück. Von diesem nun schon klassisch gewordenen Ausgangspunkt der Saharaexpeditionen stößt Rohlfs auf den Karawanenpfaden zum Tschadsee vor. Auch er versucht, die Grenze Wadais zu überschreiten, um wenigstens Vogels Tagebücher zu finden, doch muß er umkehren, um sein Leben zu retten. Sein Pfad zieht quer durch den Mittelsudan auf völlig neuen Spuren bis zum Benue, dem großen Nebenfluß des Niger. Die Wasser des Benue und Niger tragen das Boot des kühnen Forschers stromabwärts zur Guinealandschaft Joruba. In Lagos erreicht Rohlfs das Meer.

Aber schon diese letzten Taten der jüngeren Generation erlebt Heinrich Barth nicht mehr. Im Jahre 1865 rafft den Vierundfünfzigjährigen, der sich in Sehnsucht nach Afrika verzehrt, ein Leiden dahin, das er sich im Sudan geholt hat. Seine Manuskripte und wissenschaftliche Hinterlassenschaft schickt die Familie Barths an den Lieblingsschüler des toten Forschers, an Henri Duveyrier.

Sie sehen alle nur die gemeinsame Aufgabe Europas, sie dienen alle gleichsam als Priester der Wissenschaft. Das Ziel heißt: die Spuren, die Barth und Duveyrier durch die Sahara gezogen haben, zu Straßen der Kultur und des Handels auszubauen, die Kenntnisse, deren Grundlagen die Pioniere geschaffen haben, zu erweitern und zu nützen.

1869, im Jahre der Eröffnung des Sueskanals, bricht Rohlfs von Bengasi aus auf, die Oasenkette der Libyschen Wüste zu erforschen. Er steht um diese Zeit in Briefwechsel mit Henri Duveyrier, der ihn mit wertvollen Ratschlägen versorgt.

Die Oasen – grüne, von Palmen und Granatapfelbäumen beschattete Paradiese inmitten endloser Stein- und Sandwüsten – sind von jeher mit allem Zauber umwoben, den arabische Märchen und romantische Vorstellungen der Europäer zu geben vermögen. Der französische Geograph Joseph Chavanne schreibt in diesen Tagen:

»Nichts gibt einen Begriff von der Frische und ruhigen Schönheit der Oasen. Unter den Dattelpalmen gruppieren sich Aprikosen und Pfirsiche, Granatbäume mit ihren leuchtend roten Blüten, mit

Früchten beladene Orangen. Von einer Dattelpalme zur anderen schlingen sich Weinreben. Unter schweren Kolben sich beugender Mais, Weizen, Gerste, Klee füllen alle Lücken dieser wunderbaren Gärten aus; über ihnen wiegt sich die leichte Federkrone der Palme in reinstem Azur. Diese Oasen sind Hafenplätze für die Karawanen des Sandozeans; ihre Bewohner sind entweder die Wirte der Ankommenden oder die Gehilfen ihrer Fahrt. Sie sind alle an den Karawanenhandel gebunden; an ihn knüpft sich die Geschichte des äußeren und inneren Lebens.«

Uhae bedeutet im Altägyptischen einen Wohnplatz, die Griechen, die unter Alexander in Ägypten Fuß faßten, wandelten das Wort in »oasis« um und schwärmten von den »Inseln der Seligen« im grenzenlosen Ozean der Wüsten. Das späte Rom schickte seine unliebsamen Persönlichkeiten auf jene Inseln der Wüste, wo sie jenseits der übrigen Menschenwelt ein Leben des Traumes, der Entsagung und der Abgeschiedenheit führen konnten.

Für die neue Zeit, die nun auch für Afrika anbricht, sind die Oasen die Stützpunkte, die Pfeiler der Brücke, die quer über die lebensfeindlichen Wüstengürtel führen; indem Rohlfs sie erforscht, schafft er die »Hafenplätze«, denen entlang die künftigen Vorstöße Europas in die Nordhälfte des Erdteils erfolgen werden.

Wie beschwerlich oft die Reise durch die unendlichen Einöden der Wüste ist, beschreibt Rohlfs:

»Von Battifal bis nach Taiserbo sind es in gerader Luftlinie 350 Kilometer, eine Karawane darf aber mindestens fünfzig Kilometer mehr rechnen, da es namentlich nachts äußerst schwer ist, die Richtung gleichmäßig innezuhalten. Zum Glück ist auf dieser ganzen Strecke kein Hindernis. Weder Berge noch Schluchten sind zu bewältigen, und Sanddünen sieht man zwar am ersten Tage, aber östlich weit entfernt am Horizont, man braucht sie also nicht zu durchwaten. Der Boden dieser großartigen, stets ebenen Wüste besteht oft aus feinem, ebenmäßig rundem Kies, daß man glaubt, auf versteinerten Erbsen oder Linsen zu marschieren. Oft hat man auch Strecken, wo die Kieselchen größer, aber nie umfangreicher als eine Walnuß sind. Die Ebene ist derart ebenmäßig, daß man von Battifal bis Kufra sehen könnte, wenn nicht der Blick durch den von der natürlichen Wölbung der Erdkugel gebildeten Horizont begrenzt würde. So aber sieht man nach allen Seiten nur etwa sieben Kilometer weit. Und diese entsetzliche Einöde durchzogen

wir in vier Tagen und zehn Stunden. Wir machten also täglich fast fünfundneunzig Kilometer. Natürlich waren wir Tag und Nacht unterwegs.
Wir bildeten eine stattliche Karawane, denn in Battifal stießen noch viele zu uns; diesen gefahrvollen Weg durchzieht man nur in großer Gesellschaft. Da war ein Kamel mit einer ›Karmut‹, wie die großen überdachten Frauensättel heißen, hier ein anderes mit einer ›Kadora‹, so heißen die kleinen; dort ritt einer auf einem ›Bassor‹, wie man die aus ›Lihf‹ gefertigten Sättel nennt, kurz, man sah eine große Mannigfaltigkeit in der Ausrüstung. Und gefahrvoll ist der Weg nicht so sehr wegen der Wegelagerer und Räuber als wegen des Wassermangels. Ein starker Samum kann die Schläuche austrocknen und eine ganze Gesellschaft zugrunde richten.«

Diese Reise unternimmt Rohlfs im Auftrage des preußischen Königs Wilhelm, des späteren deutschen Kaisers. Er trägt reiche Geschenke für den Sultan von Bornu mit sich, denn auf den Spuren der Forscher naht nun der Handel Europas. Aber in der Oase Kufra wird der Deutsche von fanatischen Senussi-Derwischen völlig ausgeplündert und muß nach Bengasi zurückkehren. Über die Plünderung des Expeditionslagers schreibt Rohlfs:

»Nach der Aussage Alis, des einzigen uns wirklich treuen Dieners, betrat Bu Guetin (ein Verräter, der die Weißen den Räubern in die Hände spielen wollte) etwa zwei Stunden nach unserem Weggang das Lager. Auf seine Frage: ›Wo ist Mustafa Bei?‹ (arabischer Name für Rohlfs), antwortete Ali: ›Der schläft.‹ – ›Wecke ihn!‹ befahl der Scheich. – ›Das darf ich nicht‹, entgegnete Ali. ›Dann will ich es selbst tun‹, und seine Pistole ziehend, betrat er mein Zelt. ›Er ist entflohen, er ist nicht drinnen!‹ rief er gleich darauf. Seine Gefährten, welche inzwischen die übrigen Zelte durchsucht hatten, bestätigten die Abwesenheit der Eigentümer. Auf das Erstaunen, auf die Wut, daß ihnen ihre Beute entgangen war, folgte eine kurze Beratung. Dann aber wurde Ali aufgefordert, die Koffer zu zeigen, in denen das Geld sei. Das konnte er natürlich nicht, und jetzt machte sich die Horde daran, die Koffer und Kisten zu erbrechen. Den wilden Kerlen dauerte aber das Schloßaufbrechen sowie das Abheben der Deckel mit Stemmeisen viel zu lange. Sie nahmen einen schweren eisernen Hammer, der mehrere Pfund wog, und zerschmetterten damit die Kisten und Koffer, andere

machten sich über die Lebensmittel her; Säcke mit Reis und Gerste wurden verschleppt und zum Teil verstreut, die Butter kurzweg getrunken (Butter befindet sich in Kufra immer in geschmolzenem Zustand, wenigstens bei Tage), die Kerzen und namentlich die Tabakpakete veranlaßten Prügelei. Mohammed und Bu Guetin beorderten inzwischen ein Schlachten der Hühner, damit zugleich ein Schmaus stattfände, und Bu Guetin und sein Schwiegersohn Ssala, nachdem sie noch dreihundert Taler bar gefunden hatten, riefen den frechen Plünderern stets zu, tüchtig Labki zu trinken, während sie selbst ihren Mut durch Trinken von Kognak und vielleicht auch Spiritus zu erhöhen suchten.
Nachdem ein schönes Harmonium und eine Spieluhr zerschlagen, die Instrumente bis auf die silbernen Taschenuhren zerstampft waren, machten sie sich daran, die Geschenkkisten zu zertrümmern; zu verwundern ist nur, daß die kostbaren Sachen beim Zerschmettern der sehr festen Kisten nicht noch mehr gelitten haben. Vom Sonnenschirm wurden die goldenen Fransen kurzweg abgerissen, und aus den kostbaren Gewehrkisten aus Nußbaumholz trennten sie die fein eingelegten Messingstreifen heraus in der Meinung, es sei Gold. Während aber Bu Guetin seine ganze Bande ziemlich walten ließ, teilte er das Geld nur mit Ssala und dem frommen Sidi Agil; die Geschenke nahm er für sich allein in Beschlag, wobei er aber so roh verfuhr, daß er z. B. ein prachtvolles Stück Sammet, welches etwa vierzig Meter lang war, mit einem Schlauch Butter zusammenpackte.
Man wird sich denken können, daß diese Szene, die stundenlang dauerte und unter höllischem Lärm und Geschrei bei helloderndem Feuer stattfand, nach und nach eine große Menge Menschen herbeilockte. Dann fand ein beständiges Schießen statt, denn außer einigen tausend Patronen waren den Räubern fast alle Blechbüchsen mit Pulver in die Hände gefallen. Daß beim Öffnen der Patronen, beim Feuern mit unbekannten Waffen nicht mehr Unglücksfälle vorfielen, muß als ein wahres Wunder betrachtet werden. Nur einer aus der Sippschaft des Bu Guetin, mit dem Laden eines schönen vernickelten Revolvers beschäftigt, schoß sich einen Finger der linken Hand ab. Dies Werk der Zerstörung und Vernichtung aller Gegenstände, auch der Zelte, dauerte bis zum Anbruch des folgenden Tages.«

In Kufra erfährt Rohlfs, daß der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochen ist. Um diese Zeit ist Henri Duveyrier

bereits Soldat seines Vaterlandes und marschiert gegen das Vaterland seiner Freunde Rohlfs und Barth.

Bei einem Erkundungsvorstoß wird Henri Duveyrier gefangengenommen und in ein deutsches Lager gebracht. Als sein Aufenthalt bekannt wird, schreibt ein Leipziger Professor an den französischen Entdeckungsreisenden:

»Wir Männer der Wissenschaft sind Bürger einer Welt, die dank dem unauflöslichen Band der Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit die Unterschiede der Nationalität und Rasse nicht kennt und von politischen Machtfragen nichts wissen will[5].«

Das Ungewitter des Krieges von 1870/71 kann nur vorübergehend die Aufmerksamkeit Europas vom afrikanischen Schauplatz abziehen. Dort südlich des eng gewordenen Abendlandes öffnen sich mehr und mehr die riesigen Räume eines jungen Kontinents, die weißen Flecke auf den Afrikakarten schwinden zusammen, immer neue, erregende Botschaften erreichen das alte Europa.

Weiße Flecken und Weißes Land

In den gleichen Jahren, in denen Heinrich Barth, Henri Duveyrier und Gerhard Rohlfs durch das nördliche Afrika, den Wüstengürtel der Sahara, zum Sudan gelangen und Europa die Wege ins Herz Afrikas ebnen, erfolgt auch vom Süden her der Angriff auf die großen weißen Flecke der Karte Innerafrikas.

Am 1. Juli 1849 ist Livingstone, zusammen mit den Engländern Oswell und Murray von Kolobeng, seiner Missionsstation zwischen Transvaal und Kalahari-Wüste, nach Norden aufgebrochen. Er folgt der Spur eines Bantugerüchtes, das davon erzählt, daß dort oben irgendwo ein großer See liege. Ein Häuptling, dessen Stamm an diesem See wohnen soll, hat Botschaft zu dem »weißen Zauberer« gesandt, und zudem hat Livingstone Erzählungen über den Negerstamm der Kololos gehört, die unter Führung ihres Häuptlings Sebitwane quer durch feindliche Völker, Wüsten und öde Hochländer zu einem fernen, großen Strom gewandert seien, um dort ein Reich zu gründen.

Tagelang knarren die Ochsenwagen über das steinige, nur von

Dornbüschen und harten Grasbüscheln bedeckte Land. Die Sonne glüht vom sandfarbenen Himmel, die Horizonte liegen unter endlosen Staubwehen, die zitternde Glut um die Ferne weben. Die Pferde traben müde über die immer sandiger werdende Ebene, die Ochsen brüllen vor Durst.

Die Europäer sind ganz auf die eingeborenen Pfadfinder angewiesen, die behaupten, daß es irgendwo auf dieser Durststrecke Wasserlöcher gebe. Nach Tagen endlich erreicht die Expedition eine Talmulde, in der gelbgraues Schilf und dürre Dornbuschsträucher wachsen, häufiger werden die silbernen und braunen Sterne der kriechenden Distel. In einer morastigen Grube richtet sich schwerfällig ein Nashorn auf, prustet aufgeregt durch die Nüstern und verschwindet mit wiegendem, fast lautlosem Trab in der Dämmerung.

Sie graben nach, aber in der Grube sammelt sich nur so viel schales, nach Mineralien schmeckendes Wasser, daß kaum die Pferde ein paar Maulvoll bekommen können.

Es bleibt nichts anderes übrig, als die Ochsen vierzig Kilometer zurück zur letzten ergiebigen Quelle zu treiben und unterdessen die Nashornsuhle tiefer auszuschachten, bis sie genug Wasser hält, um alle Tiere zu tränken. Nach der mühevollen Arbeit brechen sie wieder auf und ziehen in die grenzenlose, gelbbraune Wüste hinein. Eintönig knarren die Räder der Planwagen, das gequälte Gebrüll der Ochsen, das Klappern der Pferdehufe und der Singsang der Neger dringen verloren in die Einöden. Tagelang kämpft sich die Expedition voran, bis sie wieder auf ein Wasserloch trifft.

Einmal zaubert eine Luftspiegelung einen grünen Wald und den gleißenden Schild eines Wassers vor die Augen der Männer, doch als sie darauf zustreben, zerfließt alles in nichts, und nur die flirrende Luft, der gelbe Sand, der grelle, flammende Himmel bleiben zurück.

Schon beraten Livingstone, Oswell und der dritte Weiße, Murray, ob man nicht die Ochsen opfern und zu Pferd vorausreiten solle, da kehren zwei Bantudiener Oswells von einer Erkundung zurück und melden, sie hätten eine Stunde voraus Buschwald, Schilf und kreisende Schwärme von Sumpfvögeln gesichtet.

Die Expedition ist gerettet, das Gebiet des Ngamisees erreicht.

Eine Insel in der nordöstlichen Kalahari, so liegen die Senke der Sümpfe und der graugrüne Buschwald vor ihnen. Der silbergrüne

David Livingstone entdeckt den Ngami-See. (Lithographie von Picken, aus »Livingstones Reisen in Afrika«, 1857)

Wasserspiegel blinkt in der Sonne, an den Ufern buckeln sich die Kegelhütten eines Bantustammes.

Der Häuptling, der die Weißen empfängt, ist keineswegs so freundlich, wie seine Botschaft, die er nach Kolobeng gesandt hat, erwarten ließ. Er braucht einen Arzt und Zauberer, als er aber Gewehre, Messer, Glasperlen und Kattun bei den Weißen sieht, will er Livingstone und die anderen Europäer als Gefangene und ihr Eigentum als Beute behalten. Als die Weißen nun gar beginnen, Erkundungen über die Wanderung der Kololos und über den kriegerischen Häuptling Sebitwane einzuziehen, als sie gespannt dem Palaver der Neger lauschen, die von einem Land im Norden sprechen, in dem es große, wasserreiche Flüsse geben soll, so viele wie die Äste eines großen Baumes, als sie voll Eifer Nachrichten über dieses Land sammeln, in dem es rauschende Wälder und fruchtbare Täler gebe, die nur auf Entdeckung zu warten schienen, da fürchtet der Häuptling, die Weißen möchten zu den Kololos ziehen, um dem Gegner ihre kostbaren Gewehre zu bringen.

Livingstone und seine Gefährten müssen sich fast aus dem Lager der Ngami-Leute fortstehlen. Sie kehren nach Kolobeng zurück, rüsten eine neue Expedition aus, laden die Ochsenkarren voller Geschenke und ziehen zum zweiten Male durch die Kalahari. Diesmal führt Livingstone seine Frau und die drei Kinder mit, die voller Vergnügen in dem See baden, den vor Livingstone

noch keines Weißen Auge gesehen hat. Der Vorstoß richtet sich jetzt nach Norden und folgt den verwehten Spuren der Kololos durch die Kalahari. Die tote Wüste geht allmählich in grüne Ebenen über, Wälder sind wie gewaltige Kulissen über den sanften Höhen aufgebaut. Plötzlich stehen die Weißen am Südufer eines mächtigen Stromes, der sich wie eine riesige Schlange durch Urwälder und Savannen voranschiebt; es ist der Dschobe, der sich, wie sie bald erfahren sollen, weiter unterhalb in einen noch größeren Strom, den Sambesi, ergießt.

Hinter einer Biegung des Wasserlaufes schießen lange, schmale, von Speeren starrende Boote hervor. Silbern glitzernd heben und senken sich die Paddel an den Seiten der Einbäume, jedes Boot faßt mindestens dreißig Krieger. Seltsam ist der dumpfe Rhythmus des Gesanges, drohend klingt das Rollen der Trommeln.

Aber die Kololos, die hier Flußwacht an den Toren ihres Reiches halten, sind friedlich gesinnt und bringen die Weißen unter hohen Ehren in das große Dorf Linyanti, das mehr als siebentausend Bewohner zählen soll. Krieger mit seltsamen Pelzmützen, auf denen Federbüsche stecken, die Körper behängt mit Amuletten, Leopardenzähnen und bizarren Fellgewändern, stehen am Ufer. Ihre hohen, ovalen Schilde sind mit Leder bespannt und mit bunten Ornamenten bemalt. Im Takt stoßen sie die Speere auf den gestampften Boden und beginnen sich tanzend in den Hüften zu wiegen.

Häuptling Sebitwane empfängt Livingstone und seine Begleiter als Freunde. Schon am ersten Sonntag nimmt der Häuptling am Gottesdienst teil und äußert den Wunsch, in der christlichen Lehre unterrichtet zu werden. Ein unglücklicher Zufall will es, daß der Herrscher der Kololos wenige Tage später tödlich an einer Lungenentzündung erkrankt. Livingstone kämpft vergeblich um das Leben des Mannes, der für die Missionsarbeit von entscheidender Bedeutung sein könnte. Sebitwanes letzte Worte gelten Livingstones kleinem Sohn:

»Bringt ihn ins Frauenhaus«, sagt er, »und gebt ihm Milch!«

Livingstone schreibt über Sebitwane: »Er war entschieden der beste Vertreter eingeborener Häuptlinge, den ich jemals antraf. Niemals ist mir der Verlust eines Schwarzen so nahegegangen als damals der Tod Sebitwanes . . .«

Die Nachfolgerin des Verstorbenen, seine Tochter Mamotschisane, erlaubt den Fremden, jeden beliebigen Teil des Landes zu besuchen. Bald brechen Livingstone und Oswell auf und gelangen

Ende Juni 1851 an den Sambesi, den man zwar in seinem Küstenteil kennt, dessen Entdeckung hier inmitten des Erdteils aber niemand erwartet hat.

Doch Livingstones Pläne zielen weiter. Er sitzt in einer der primitiven Schilfhütten seinem Freunde Oswell gegenüber, von außen dringt der Alltagslärm eines Negerdorfes herein. Kurz vorher hat der Doktor bestürzt die bunte Bastmatte am Eingang niederrollen lassen. Am Ufer wurde eine Sklavenkarawane zusammengestellt. Zum Abmarsch bereit standen ein paar Dutzend kräftige schwarze Burschen und Mädchen, man hatte sie mit Riemen gefesselt und in doppelte Astgabeln gespannt, so daß auf dem Wege zu den Tauschplätzen – man handelt Kleidungsstücke, Vieh, Elfenbein und Waffen gegen die Sklaven ein – immer ein Paar dieser armen Menschen im Abstand der Äste hintereinandergehen mußten.

»Solange dies da draußen geschehen wird«, sagt Livingstone, »kann ich nicht froh werden. Bedenken Sie, Oswell: Mitten im aufgeklärten 19. Jahrhundert geschieht es noch immer, daß Menschen andere Menschenkinder wie Vieh verkaufen!«

»Leider hat der verstorbene Häuptling Sebitwane selber diesen Handel begonnen«, erwidert Oswell. »Heute ist Mpepe der Antreiber, ein Verwandter des Häuptlings, der als angesehener und reicher Kaufmann großen Einfluß bei den Kololosnegern besitzt. Was die Kololos brauchen: Kattun, Stahlwaren, Glasperlen, Töpfe und Waffen, beziehen sie von Mpepe. Und Mpepe wieder kauft es bei den Händlern an der Küste gegen die Männer, Frauen und Kinder, die er als Sklaven mitführt. Das ist der feststehende Kreislauf, Doktor! Sie sollten die verantwortlichen Männer des Stammes taufen, das wäre ein Anfang für die Erziehung der Kololos.«

Livingstone blickt grübelnd auf den hartgestampften Hüttenboden. »Ich glaube nicht, daß das der richtige Weg wäre, Oswell, Taufe und Christentum dürfen nicht der Beginn, sondern müssen das Ergebnis unserer Erziehung sein. Aber es ist hohe Zeit! Europa hat die Pflicht, diesen in Dunkelheit und Grausamkeit dahinvegetierenden Völkern Afrikas zu helfen. Die Umwandlung Afrikas kann meiner Überzeugung nach indes nicht damit beginnen, daß wir den Negern gleich das Evangelium bringen und sie zur Taufe führen, die sie unvorbereitet ja doch nur für Zauber halten würden. Wenn wir die Menschen hier zu christlicher Milde führen wollen, muß es unsere erste Aufgabe sein, für vernünftige Lebensverhältnisse zu sorgen, damit der Sklaverei, dem Sklaven-

Kikuyu-Krieger in voller Kriegsbemalung

handel und der Sklavenjagd der Nährboden entzogen wird. Nicht minder grausam erscheint mir die blutige und gnadenlose Kriegführung unter den verfeindeten Stämmen, die bei Freund und Gegner zur Menschenschlächterei geworden ist.«

»Hier Wandel schaffen zu wollen – ist das nicht ein hoffnungsloser Gedanke, Mr. Livingstone?«

»Nein, ich glaube, daß hier etwas geschehen kann. Man müßte die Häuptlinge durch die Tat davon überzeugen, daß Handelsverkehr besser als Krieg, Produktion wertvoller als Raub und Überfall, und ehrlicher Markt mit den Erzeugnissen des Landes, mit Elfenbein, Straußenfedern, Fellen, Nüssen, Holz und Matten, auf die Dauer segenbringender sind als Sklaverei, Sklavenhandel und Hinmordung von Tausenden von Gefangenen. Ungestörter Handel und Wandel zwischen den Stämmen würde sie erkennen lassen, daß sie voneinander abhängen und wechselseitig einander nützen können. Wir, Sie und ich und alle Weißen, haben die Aufgabe, helfend einzugreifen, damit auch die Neger in die große Völkerfamilie der Menschheit eingegliedert werden.«

»Ich achte Ihre Gesinnung«, entgegnet Oswell, »nur die Frage bleibt: Wie soll das geschehen?«

Livingstone erhebt sich und beginnt hastig auf und ab zu gehen. »Mir sind die Wege ganz klar, Oswell: Man muß zuerst die geeigneten Handelspfade zum Atlantik oder zum Indischen Ozean erkunden und ausbauen. Gibt es erst Straßen für den Handel, dann wird es auch ehrlichen Handel geben. Handel wird die Neger für die neue Lebensordnung gewinnen und ihre Herzen aufgeschlossen machen. Dann kommt auch die Zeit, die Ideen des Evangeliums auszusäen und die Fackel der Menschlichkeit anzuzünden!«

Mit diesem neuen Ziel im Herzen ist Dr. Livingstone entschlossen, seinen Weg unbeschwert von der Sorge um seine Familie zu gehen. Abermals kehrt er um, führt seine kleine Reisegesellschaft nach Süden und geht nach Kapstadt, wo er seine Frau und die Kinder auf ein nach England auslaufendes Schiff bringt. Nun ist er allein und kann sich ganz seiner Aufgabe widmen. Er wird noch mehr als bisher Pfadfinder der Menschlichkeit sein.

In Kapstadt herrscht große Aufregung unter der Burenbevölkerung. Niemand gibt sich Mühe, seine Britenfeindlichkeit zu verbergen, und Livingstone trifft mancher böse Blick, als er vom Hafen zum Hauptbüro der Londoner Missionsgesellschaft geht. Dort residiert immer noch der greise Superintendent Dr. Philip und kämpft verbissen um das Recht der Eingeborenen.

Im Arbeitszimmer Dr. Philips trifft Livingstone auf eine kleine Abordnung aus dem Oranjeland, die mit dem Hausherrn die neueste politische Entwicklung in Südafrika und die Folgerungen, die daraus zu ziehen sind, besprechen will.

Der Missionar von Kolobeng lernt den Führer der britenfreundlichen »Oranje-Obstruktionisten«, Dr. Fraser, einen Vetter seines Reisebegleiters Murray, der als Prädikant in Bloemfontein tätig ist, und den Redakteur der englischen Zeitung von Bloemfontein kennen. Das Gespräch bewegt sich um die Zukunft der Kolonie Natal und des Oranjelandes.

Im Jahre 1842 hat England Natal militärisch besetzt, und 1848 ist die Provinz Kronkolonie geworden. Das war damals ein kluger Schachzug der Briten, um den aufsässigen Buren den Zugang zum Meer zu versperren. Die Buren aber hatten abermals die Ochsenkarren angeschirrt, waren über die Berge nach Transvaal oder nach dem Oranjeland gezogen, um dort endlich Unabhängigkeit

und Ruhe zu finden. Da auch viele der von England unter hohen Kosten herbeigeschafften britischen Einwanderer sogleich nach ihrer Ausschiffung Natal wieder verlassen hatten, um sich in der reicheren Kapkolonie, vor allem in Albany, Port Elizabeth und Kapstadt niederzulassen, gab es in Durban nur elfhundert, in Pietermaritzburg nur fünfzehnhundert und im ganzen Land Natal höchstens achteinhalbtausend weiße Einwohner – gegenüber hundertsiebzigtausend Schwarzen.

Vor einem Jahr hat die englische Regierung im Sandriver-Vertrag die Unabhängigkeit der Transvaal-Republik anerkannt und damit auch den Rest der Buren veranlaßt, aus Natal über die Gebirge in die neue Burenheimat zu ziehen.

Ein zweites, von Buren besiedeltes Territorium liegt zwischen Oranjestrom und Vaalfluß, es grenzt südlich an die Kapkolonie und schließt sich im Norden an Transvaal, im Osten an das Basutogebiet und an Natal an. Eines der letzten Postschiffe aus England hat nun die überraschende Entschließung des Kolonialministeriums gebracht, diesem Burenterritorium am Oranje ebenfalls die Souveränität zu gewähren und damit neben dem Freistaat Transvaal einen zweiten Freistaat Oranje zuzulassen.

»Nein, Ehrwürden Philip«, ruft Dr. Fraser empört, »wir als britische Einwohner von Bloemfontein können niemals zulassen, daß die Buren im Oranjeland souverän werden. Das würde den englandfeindlichen Elementen nicht nur bei uns, sondern in ganz Südafrika den Sieg bringen. Der Entschluß des Kolonialministeriums ist uns völlig unverständlich. Gilt denn das britische Ansehen unter den Afrikanern so wenig in London? Hat man nicht am Beispiel der Kapkolonie gesehen, welche Möglichkeiten sich hier ergeben? Ich habe mich während meines Aufenthalts in Kapstadt bemüht, einiges Zahlenmaterial zu sammeln, um meine Denkschrift ans Ministerium damit zu würzen. Hören Sie sich das an:

[6] Heute gibt es in der Kapkolonie mehr als hundertfünfzigtausend weiße Menschen, und die Ausfuhr hat einen Wert von mehr als einer Million Pfund. Die Zucht von Wollschafen hat ungeheuer zugenommen, man schätzt die Schafe auf sieben Millionen Stück. Dazu kommen fünfhunderttausend Angoraziegen und neunhunderttausend Rinder.«

Der Redakteur wischt sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Es ist einer der unerträglich heißen Tage, die Kapstadt zu einem Treibhaus machen.

»Mag sein, daß diese Zahlen im großen britischen Weltreich nicht viel bedeuten«, entgegnet er heftig. »Uns erscheinen sie jedenfalls gewichtig genug, weil sie unser Leben ausmachen. Ich verstehe nicht, warum man in London nicht einsichtig genug ist, zu erkennen, daß es um den Bestand von ganz Südafrika geht. Denn wie sollen wir Weißen uns hier in Oranjeland halten können, wenn England uns seinen Schutz entzieht? Geht Oranjeland an die Eingeborenen verloren, so ist es um die ganze Kapkolonie geschehen! In Oranje leben zehn- bis fünfzehntausend Weiße, meist Buren, Briten gibt es vor allem in den größeren Ortschaften, besonders in Bloemfontein. Wir Weißen sind eine erschreckende Minderheit, denn die Basutos in den Drakensbergen zählen allein etwa sechzigtausend Köpfe. Ihr Häuptling Moschesch ist ein listiger alter Räuber und Viehdieb, der keine weißen Rechte anerkennt, sondern die Nutzung des ganzen Landes fordert.

Es hat 1851 einen Basutokrieg gegeben und 1852 einen neuen. Sie erinnern sich, wie Häuptling Moschesch im vergangenen Dezember am Bereaberg die Truppen Cathcarts mit sechstausend berittenen und mit Gewehren bewaffneten Eingeborenen in einen Hinterhalt gelockt und fast vernichtet hat. Und diesen Kampf führte immerhin noch England mit all seinen Mitteln und Hilfsquellen. Was aber wird sein, wenn die Buren Herren im Oranjefreistaat sein werden und die Basutofrage mit ihren eigenen, lächerlich schwachen Kräften lösen sollen? Hier sehe ich die größte Gefahr für uns alle.«

Dr. Philip nickt. »Ausgezeichnet, mein Freund! Sie sollten Ihren Bericht noch ergänzen, indem Sie den Brief zitieren, den der Basutohäuptling nach jenem Sieg an den geschlagenen Cathcart sandte. Da war zu lesen:

›Laßt es genug sein, ich bitte euch! Laßt mich nicht länger für einen Feind der Königin angesehen werden. Ich will versuchen, in Zukunft mein Volk in Ordnung zu halten. Ihr ergebenster Diener Moschesch[7]!‹

Begreifen Sie, meine Herren: Die Bantus wollen notfalls Freunde Englands und der Königin, nicht aber der Buren sein. Dürfte nicht vielleicht in dieser Tatsache einer der Gründe zu suchen sein, der das Kolonialministerium zu dem von Ihnen kritisierten Schritt veranlaßt hat? Mag Oranje souverän werden, mag die Sorge wegen der Basutos und der anderen Bantustämme von der Krone

Englands genommen und auf die Schultern der Buren gewälzt werden – sie sollen die Last tragen, nicht wir, und sie werden wegen der Burenfeindschaft der Basutos die doppelte Last zu tragen haben! Sollten sie in Not geraten – und das werden sie mit Sicherheit –, so wird England helfen, aber dann stellen wir die Bedingungen. Dazu kommt noch etwas anderes: Ich habe wenig gute Nachrichten aus Europa. Am 2. Juli sind die Russen in die Donaufürstentümer eingerückt. Eine Konferenz zwischen Großbritannien, Österreich, Preußen und der Türkei ist einberufen. Frankreich steht an Englands Seite, selbst Sardinien-Piemont scheint sich der europäischen Koalition anzuschließen. Es wird Krieg gegen Rußland geben. Englands Sorge gilt in diesem Augenblick der Freiheit der Meerengen am Bosporus und der Schließung des Mittelmeeres gegen die Russen. In solchen politisch bewegten Zeiten wird keine Regierung ihre Kräfte verzetteln, um sich mit Basutokriegen und Bantuunruhen zu befassen. Man erklärt vorläufig Oranje zum Freistaat, lädt alle Abwehrsorgen auf die Schultern der Buren, und später – nun, später wird man weitersehen!«

»Ich glaube nicht, daß es in der nächsten Zeit Schwierigkeiten mit den Eingeborenen geben wird«, erwidert Dr. Fraser zuversichtlich. »Häuptling Moschesch zieht gegen die Kwenas und Rolongs zu Felde. Diese Negerhäuptlinge geben ihre alten Gewohnheiten nicht auf, sich gegenseitig auszurotten und zu versklaven. Aber trotzdem bleibt die Eingeborenengefahr für die Zukunft. Es wird Zeit, daß diese Gebiete weißen Mannes Land werden und nach weißen Mannes Gesetzen regiert werden.«

»Wir sind hier wohl alle Ihrer Meinung«, wirft David Livingstone mit seiner leisen, wohllautenden Stimme ein. »Aber ich bezweifle, ob die Buren die geeigneten Vertreter weißen Geistes sind, um die Schwarzen für eine bessere Zukunft vorzubereiten. Diese Buren nehmen den Bantus zuviel Land fort, mit der Überlegenheit ihrer Feuerwaffen jagen sie die Eingeborenen von den Weiden und Wasserstellen in die Steppe und Wüste hinaus.«

Über das sonnengegerbte Gesicht des Redakteurs geht ein spöttisches Lächeln.

»Nun, Ehrwürden Livingstone!« sagt er, »Sie haben Ihre besondere Meinung über das Verhältnis von Weiß und Schwarz. Lassen Sie sich nur nicht von den Buren schnappen, man ist Ihnen in Oranje und Transvaal nicht allzu wohlgesinnt. Die Buren behaupten, Sie hätten dem Kwena-Häuptling Secele in Kuruman Gewehre und Munition geliefert, sie werfen Ihnen vor, Sie stärk-

ten den Bantus den Rücken, wenn es um Weiderechte und Wasserlöcher gehe.«

Livingstones Augen blitzen zornig.

»Soll man zusehen, wie Menschen vertrieben, versklavt und ihrer Heimat beraubt werden, nur weil sie schwarze Haut tragen? Ich bin der Meinung, die erste Hilfe, die man unseren schwarzen Freunden bringen muß, sollte wirtschaftlicher Natur sein, vielleicht sollte man auch einen Beitrag zu ihrer Verteidigung leisten – nur wenn ihnen die Ängste und Lebenssorgen genommen werden, können sie empfänglich für die Lehren des Europäers und Christen sein . . .«

Dr. Fraser, der zwar Burengegner ist, aber wie die meisten Weißen die Eingeborenen als Menschen zweiter Klasse betrachtet, unterbricht Livingstone.

»Machen Sie auf Ihrem Rückweg nach Kolobeng lieber einen weiten Umweg nach Westen, Ehrwürden«, warnt er, »es könnte sein, daß die burischen Farmer wenig Verständnis für Ihre Auffassung hätten und es Ihnen mit peinlicher Deutlichkeit sagen würden.«

Ein unvorhergesehener Aufenthalt auf dem Rückweg bewahrt Livingstone vor einem furchtbaren Geschehnis. Während dieser Tage überfällt der Vorsitzende des Volksrates von Transvaal, Martinus Wessels Pretorius, mit einem Aufgebot von sechshundert Burenreitern und siebenhundert schwarzen Kriegern das Dorf Kolobeng und brennt Dorf und Missionsstation nieder. Zahlreiche Bewohner werden getötet, die Buren zerstören die Werkstatt, die Lagerhäuser, die Schule und Kirche und das Wohnhaus Livingstones bis auf den Grund. In einem Tagesbefehl behauptet Pretorius, man habe in Kolobeng zahlreiche Gewehre und große Mengen von Munition gefunden, mit denen die britischen Missionare die Bantus bewaffnet hätten.

Die Kwenadörfer der ganzen Umgebung sind in höchster Aufregung. Kommandant Scholtz, der Unterführer des Präsidenten Pretorius, reitet mit den angeblichen Beweisstücken aus Livingstones Station nach Bloemfontein, um dem britischen Kommissar Bericht zu erstatten. David Livingstone schickt sofort eine scharfe Anklageschrift wider die Buren nach Bloemfontein, in der er als Anwalt der Schwarzen die Behauptungen der eingeborenenfeindlichen Buren widerlegt.

Unberührt von den Ereignissen, bricht der kühne, rastlose Missionsreisende zu neuer Forschungsreise nach dem Norden auf. Wieder durchfährt er mit Ochsenkarren die öde Kalahari-Wüste und gelangt an die Ufer des Dschobeflusses, wo ihn seine Freunde, die Kololos, erwarten. Baumstammtrommeln rasseln und tragen die frohe Kunde von Livingstones Rückkehr durch die Wälder. In der Häuptlingsstadt Linyanti, wo inzwischen der achtzehnjährige Sekeletu die Herrschaft übernommen hat, gibt es große Palaverfeuer, Tänze, gebratene Ochsen und nächtliche Gesänge.

Kurze Zeit verweilt Livingstone bei seinen Freunden, unterweist sie, ist ihr Arzt und Ratgeber. Dann bricht er in Begleitung Sekeletus und einer wohlbewaffneten Kriegerschar auf. In den langen, ausgehöhlten Baumstammbooten der Kololos paddeln sie den Dschobe hinab zum Sambesi, dem sie in westlicher Richtung aufwärts folgen.

Welch ein Gewässer! Mehr als zwei Kilometer in der Breite dehnt sich der schmutziggraue mächtige Strom. Wenn die langen Boote der Reisenden den Luftwurzeln und überhängenden Riesenbäumen des Ufers nahe kommen, erheben sich brüllend gewichtige Flußpferde aus dem Schlamm; in stillen, von Lianen und Moosvorhängen verhüllten Buchten tummeln sich Herden badender Elefanten. Ihr trompetendes Gebrüll läßt Wolken von Wasservögeln emporschwirren.

Man könnte glauben, die glitzernde Straße des Stromes führe mitten durch das Paradies der Urzeit, wäre nicht immer die Erinnerung lebendig, daß diese wuchernde, romantische Kulisse menschliches Elend verdeckt.

An einem der Abende, als die Sonne jählings rotflammend hinter die düsteren Kronen der Sykomoren und Affenbrotbäume sinkt und die schwarzen Gefährten Livingstones das Lager aufschlagen, erhebt sich jenseits des Waldsaumes klagender Gesang vieler Stimmen.

Eine Sklavenkarawane zieht durch die Uferwildnis stromab. Im Lichte der Fackeln wanken die Unglücklichen vorüber: Frauen, junge Männer und Mädchen mit den üblichen Astgabeln um die Hälse. Von den gebundenen Armen laufen dünne Ketten und Lederriemen zu den Armen des Hintermannes. In langer Reihe trotten sie hintereinander, auch die Kinder sind mit Halsfesseln in die lange Kolonne eingereiht. Nebenher gehen fluchend und drohend die gefühllosen Wärter. Der Transport gehört, wie Livingstone erfährt, Mpepe, dem Halbbruder Häuptling Sekeletus.

Anderntags stoßen Mpepes und Sekeletus Scharen an einem Lagerplatz zusammen. Es kommt zum Streit, als Livingstone mit Sekeletus Unterstützung die Freilassung der Sklaven verlangt. David Livingstone deckt den Häuptling mit seinem Leibe, als Mpepe die Hand gegen ihn erhebt.

Angesichts der Krieger Sekeletus gibt Mpepe schließlich murrend seine Sklaven frei.

»Wir werden nach Linyanti zurückkehren müssen«, sagt Sekeletu anderntags; »wahrscheinlich wird es zum Kriege mit Mpepes Vater kommen.«

»Warum soll es Krieg mit ihm geben?«

»Mpepe ist nämlich sehr tot«, grinst der Häuptling. »Ich habe gehört, daß er gestern in den Fluß gestürzt ist, wo ihn ein uraltes Krokodil gefressen hat.«

Livingstone ahnt die wahren Zusammenhänge. Man wird Mpepe nächtlings mit Speeren getötet haben. Da Mpepes Verwandte ihre Anhänger aufbieten werden, um den Tod Mpepes zu rächen, kehrt man eilends nach Linyanti zurück.

Die großen Negertrommeln dröhnen und rufen die Speerleute zum Heerbann auf. Am Rande eines Urwaldes treffen die feindlichen Scharen aufeinander. Livingstone, der das Blutvergießen verhindern will, erreicht, daß sich die Anführer zu Verhandlungen zusammenfinden. Die schwarzen Krieger kauern in weitem, speerstarrendem Kreise um das Feuer der Häuptlinge. Plötzlich gibt Sekeletu ein Zeichen, seine Leibwache fällt überraschend über die Angehörigen Mpepes her und durchbohrt sie mit ihren Waffen. Die Leichen werden den Krokodilen vorgeworfen.

Da die Tragödie nun einmal geschehen ist und die Lebenden wichtiger sind als die Toten, verzichten Mpepes Anhänger auf die Blutrache und erkennen Sekeletu als Führer aller Kololos an. Die blutigen Ereignisse enden in Tanz, riesigen Schmausereien und nächtlichen Lobliedern auf den mächtigen König Sekeletu.

Livingstone freilich ist über die Vorgänge so entsetzt, daß er sogleich den Ort der Greuel verläßt. Die Schwarzen begreifen seine Empörung nicht, da sich doch die Dinge zur allgemeinen Zufriedenheit geordnet haben.

Der Missionar sieht sich erneut in seinen Gedanken bestärkt, daß nur die Erschließung dieses grausamen Landes durch Verkehrs- und Handelswege all dem furchtbaren Geschehen Einhalt gebieten kann. Der Weg nach Westen, nach Loanda an der Küste des Atlantiks, erscheint ihm am aussichtsreichsten. Dort leben zu-

dem viele Europäer, und die Aussicht, wieder einmal Landsleuten zu begegnen, gewährt Livingstone Trost und Hoffnung.

Sekeletu sagt jede Unterstützung zu, da er selber und der größte Teil seines Volkes sich für Livingstones Pläne zu erwärmen beginnen. Siebenundzwanzig kräftige Krieger werden als Träger ausgewählt. Sie laden sich die kleinen Packen mit Lebensmitteln, Kleidung, Arzneien, Büchern und Perlen, die als Geld dienen, und die wenigen wissenschaftlichen Geräte auf die wolligen Köpfe und traben an die Lände des Flusses, wo die Boote für die Reisenden bereitliegen. Unter lauten Rufen und den dumpfen Gesängen der Ruderer stoßen sie ab und paddeln im Stillwasser der Ufer bis zur Mündung des Dschobe und dann den Sambesi aufwärts, seinem Quellfluß Liba entgegen.

Häuptling Sekeletu hat durch Trommelsignale allen seinen Untertanen in den Dörfern Anweisung gegeben, Livingstone freundlich zu empfangen. Aber je weiter sie nach Westen vordringen, um so ungemütlicher wird die Fahrt. Jenseits von Sekeletus Machtbereich wohnen wilde Stämme und Völker, die für die Durchquerung ihres Gebietes, die Benutzung von Brücken und Stegen oder das Übersetzen über die zahlreichen Wasserläufe unverschämte Tribute fordern.

Aus Wäldern und Sümpfen brechen phantastisch aufgeputzte Kriegerscharen hervor und schwingen drohend Speere und Keulen. Auch die Sklavenjäger sind zu fürchten, die hier auf Menschenfang ausgehen.

Wolken von Moskitos hängen über der dampfenden Erde; Sümpfe, in denen sich der Stromlauf zu verlieren scheint, versperren den Weg. Stromschnellen blockieren die Weiterfahrt, und Lasten und Boote müssen meilenweit getragen werden, bis der Fluß wieder schiffbar ist. Livingstone, der vom Fieber geschüttelt und durch die ungewohnte Ernährung und die Anstrengungen entkräftet ist, muß sich zeitweise auf den Schultern seiner getreuen Kololos oder auf Reitochsen durch die giftgrüne Sumpflandschaft tragen lassen.

Nach vielen Monaten erreicht die kleine Gesellschaft den Dilolosee, später den Oberlauf des Kassai, eines linken Nebenflusses des unteren Kongo. Der verderbliche Einfluß des Sklavenhandels macht sich auch hier bemerkbar. Manche Dörfer schlagen bei Annäherung der Fremden die Trommeln und bewaffnen sich, müssen die Bewohner doch annehmen, daß Sklavenjäger kommen, um die Männer, Frauen und Kinder davonzuschleppen.

Unter den Gefahren, Mühen und Strapazen vergißt der Doktor niemals den Zweck seiner Reise. Mehr als einmal begegnen ihm auch hier in Küstennähe Karawanen gefesselter Neger, die von bewaffneten Arabern oder Portugiesen dahingetrieben werden, und mehr als einmal gelingt es seinem bestimmten, energischen Auftreten, die armen Menschen zu befreien.

Das verschließbare Tagebuch, das Livingstone mit sich führt, füllt sich mehr und mehr mit den Zeilen seiner feinen, zierlichen Schrift. Tag um Tag sammelt er Nachrichten und Tatsachen. Er vermißt, zeichnet Karten und schreibt seine Beobachtungen über Menschen, Klima, Landschaft, Pflanzen und Tiere nieder.

Die Häuptlinge der am Wege liegenden Dörfer verlangen von Livingstone für die Passage Tribute – Glasperlen, Kattun, Messer und auch Gewehre –, manche fordern sogar einen der Reitochsen.

Der Forscher führt eine Laterna magica mit sich, und wenn alle Unterhandlungen mit dem örtlichen Machthaber nichts fruchten, wirft er mit seiner Wunderlampe bunte Bilder auf eine aufgespannte Leinwand; sprachlos stehen dann die abergläubischen Neger vor diesem Wunder und lassen scheu und ängstlich den Zaubermann ungeschoren weiterziehen.

Am Zusammenfluß von Kassai und Sankurufluß berührt Livingstone das Reich der Kubas. Er vernimmt am abendlichen Palaverfeuer die Kunde von dem großen König Bolengongo, der vor vielen Generationen weite Reisen zu anderen Völkern unternommen hat, um ihre Kultur und ihre Gewerbebräuche zu studieren und sein Volk darin zu unterweisen.

Nach Livingstones Berechnungen muß dieser König etwa zu Beginn des 17. Jahrhunderts gelebt haben. Der Forscher notiert in seinen Tagebüchern viele Einzelheiten über die Herrscher der Kubas, aber erst später bringen Gelehrte Ordnung in die Wirrnis dieser Negerlegenden. Heute weiß man, daß die Geschichte der Kubas weit in die Vergangenheit zurückreicht. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts nach Christus gab es einen König namens Lohamba, der den Hausbau einführte, wenig später wurden vier Ämter der Hauptwürdenträger geschaffen, um die Mitte des 6. Jahrhunderts erfolgte die Einwanderung der Kubas in ihre jetzigen Wohngebiete und die Übernahme oder Selbsterfindung des Jagdnetzes; um die Zeit, da in Europa Karl der Große die Herrschaft antrat, soll das Feuerreiben entdeckt worden sein, damals habe man auch zum ersten Male Rindenstoffe verwandt. Die ältesten erhaltenen geschnitzten Tanzmasken stammen aus der

Mitte des 14. Jahrhunderts. In die Jahre 1600 bis 1620 fällt die Regierung des großen Königs Bolengongo und gleichzeitig die Hochblüte der Kubas.

Als die Reisenden nach fast einjähriger Wanderung durch unerforschte Gebiete fast schon im Angesicht der Atlantischen Küste in ein Dorf der Lundaneger kommen, werden sie völlig ausgeplündert. Der kranke, vom Fieber geschüttelte Livingstone verliert einen großen Teil seines Besitzes, aber er rettet sein Tagebuch. Die Kololos-Begleiter müssen ihre kupfernen Armringe und ihren Schmuck opfern.

Zum Glück begegnen sie bald portugiesischen Siedlern, die sich rührend um die Fremden sorgen. Die Europäer geben Livingstone Wegbegleiter mit, die sie auf sicheren Pfaden nach Paolo de Loanda, dem Hauptort der portugiesischen Kolonie Kongo, führen. Hier, wo die Wälder zurückgetreten sind, öffnet sich eine malerische Bucht, an der die Hafenkais Loandas liegen. Weit draußen blitzt der silberne Schild des Atlantischen Ozeans.

Der halbe Kontinent Afrika ist auf Westkurs durchquert.

Die Kololos stehen am Strand von Loanda und blicken fassungslos hinaus in die blaue Unendlichkeit des Meeres. Nie hätten sie es für möglich gehalten, daß es so viel Wasser gebe. David Livingstone und seine Begleiter werden von den Portugiesen der Stadt wie Freunde aufgenommen.

Endlich wieder in einem Bett schlafen! Nach einer Ewigkeit wieder wie ein Europäer essen, sich baden, sich pflegen können und die Muttersprache sprechen! Im Hafen von Loanda liegen zwei britische Kreuzer vor Anker. Der Kommandant und die Offiziere besuchen Livingstone, sie bieten ihm schnelle und bequeme Überfahrt nach der Heimat an – eine große Verlockung nach so schweren Abenteuern und Gefahren; aber der Forscher unterliegt nicht der Versuchung. Er muß die treuen Kololos wieder in ihre Heimatdörfer am Sambesi zurückführen.

»Der Kommandant Bedingfeld und der Kapitän Skene luden meine Kololos ein, ihre Schiffe ›Pluto‹ und ›Philomele‹ zu besuchen. Da ich ihre Furcht kannte, so sagte ich ihnen, es brauche niemand hinzugehen, der den geringsten Verdacht habe. Da ging fast die ganze Gesellschaft hin, und als sie auf dem Verdeck waren, zeigte ich auf die Matrosen und sagte: ›Alles das sind meine Landsleute,

die die Königin geschickt hat, um den Handel derer zu unterdrükken, die schwarze Menschen kaufen und verkaufen.‹ Sie entgegneten: ›Wahrlich, sie sind gerade wie du!‹ Und all ihre Furcht war auf einmal verschwunden, denn sie mischten sich unter die Matrosen, und die gutmütigen Teerjacken gaben ihnen von ihrem Mittagessen Brot und Rindfleisch. Die Kololos würden es auch so gemacht haben. Der Kommandant erlaubte ihnen, ein Kanone abzuschießen, und da sie übertriebene Vorstellungen von der Kraft einer Kanone hatten, freuten sie sich, als ich ihnen sagte: ›Damit unterdrückt man den Sklavenhandel.‹ Die Größe des Kriegsschiffes setzte sie in Staunen: ›Es ist nicht bloß ein Kahn, es ist eine Stadt!‹ Das Matrosendeck nannten sie die Kotla, und die große Arche weiter beschreibend, sagten sie: ›Und was für eine Stadt ist dies, daß ihr an einem Seile hinaufklettern müßt?‹
Die Höflichkeit der Offiziere und der Mannschaft machte auf sie den wohltätigsten Eindruck. Sie waren von Linyanti an jederzeit sehr gütig zu mir gewesen, und ich stieg außerordentlich in ihrer Achtung, denn was immer sie vorher gedacht haben mochten, so sahen sie jetzt, daß ich bei meinen Lansleuten geachtet war, und sie behandelten mich seitdem stets mit größter Hochachtung[8].«

Lange war Livingstone von der Welt der Weißen abgeschnitten gewesen, nun hört er zum ersten Male wieder, was sich in der Welt ereignet hat. Seine Gastfreunde berichten vom Krimkrieg und daß Europas Soldaten gegen die Mauern von Sebastopol stürmen; der Nordpolforscher Franklin ist verschollen; in Südafrika streitet man sich noch immer um den souveränen Burenstaat Oranje, die Buren rüsten zum Basutokrieg.

Das Fieber fesselt Livingstone monatelang ans Lager. Als er endlich aufbricht und kurz danach in dem portugiesischen Kolonialstädtchen Punto Adongo anlangt, erwartet ihn die Hiobsbotschaft, daß das Handelsschiff, dem er in Loanda alle Ergebnisse seiner entsagungsvollen Forscherarbeit anvertraut hat, vor Madeira gescheitert und mit Mann und Maus untergegangen ist.

Jeder andere wäre entmutigt worden, nicht aber David Livingstone. Sofort beginnt er in Punto Adongo mit der Arbeit und schreibt aus dem Gedächtnis alle Aufzeichnungen nochmals nieder, zeichnet die Karten neu, und dann erst – nach abermals drei Monaten – tritt er die Rückreise in das Kolololand an.

Nach unsäglichen Mühen kommen die Abenteurer in Linyanti, dem Dorfe des Häuptlings Sekeletu, an. Voller Stolz zeigen die Begleiter Livingstones die bunten Baumwollkleider und roten Mützen, die ihnen die Portugiesen geschenkt haben.

»Es wurde eine große Volksversammlung einberufen. Man wollte unseren Bericht anhören und die Gegenstände in Empfang nehmen, die der Gouverneur und die Kaufleute in Loanda geschickt hatten. Ich erklärte ihnen, daß nichts von alledem mein Eigentum sei, sondern daß all diese Sachen zum Beweis der freundlichen Gesinnungen der Weißen und ihres Verlangens, mit den Kololos in Handelsverbindung zu treten, gegeben worden seien. Hierauf forderte ich meine Begleiter auf, einen wahren Bericht von dem zu geben, was sie gesehen hätten. Die wunderbaren Dinge verloren nicht durch die Erzählung; sie schlossen immer damit, sie wären bis ans Ende der Welt gekommen und erst da umgekehrt, wo kein Land mehr war . . .«

Nicht lange hält es Livingstone in dem Häuptlingsdorf, dann bricht er mit seinem Gefolge nach Osten zum Indischen Ozean auf, um die Durchquerung des Kontinents zu vollenden. Eine Hilfskarawane von hundertzwanzig Trägern, mit Schlacht- und Reitochsen und Kühen, die Sekeletu zur Verfügung gestellt hat, folgt an den Ufern des Sambesi. Die beiden Gruppen bleiben in ständiger Verbindung.

Zweihundert Kilometer stromab erwartet sie ein ungeheures Schauspiel: Donnerrollen erschüttert den Boden, fern über den Wäldern am Strom steigen fünf himmelhohe Dampfsäulen empor. Das müssen die »Dampfenden Wasser«, die gewaltigen Wasserfälle sein, von denen die Neger erzählen. Ängstlich steuern die Kololos an Land und ziehen ihre Fahrzeuge ans Ufer. Als erster Europäer nähert sich Livingstone in einem Boot den größten Wasserfällen Afrikas. »Mosioa Tunya« – »Rauch, der tönt« – nennen die Kololos das Naturschauspiel. Livingstone ist von dem Anblick überwältigt:

»Etwa eine halbe Meile oberhalb der Fälle verließ ich mein Kanu, das mich bis hierher getragen hatte, und stieg in ein leichteres um. Männer ruderten es, die mit den Stromschnellen wohlvertraut waren. Wir zogen in die Mitte des eine Meile breiten Stromes hinaus. Geschickt benutzten die Ruderleute die Gegenströmung

und die Stillwasser hinter den vielen Felsen und kleinen Eilanden, um mich schließlich bei einer Insel, mitten im Strom, an Land zu setzen.

Die Kante dieser Insel reichte bis an den Absturz, über den die Wasser des Sambesi in die Tiefe stürzten. Diese Insel zu erreichen war mit nicht geringer Gefahr verbunden, denn an den Kanten vorbei wurden die Fluten in den Abgrund gezogen. Da aber der Strom niedriges Wasser führte, glitten wir nur eilig dahin, während bei Hochwasser kein Schiff und kein lebendes Wesen der saugenden Strömung hätte widerstehen können.

Wenn ich nun auch die Insel über dem Abgrund erreicht hatte, wenn mich auch nur noch wenige Schritte von dem Orte trennten, von dem aus sich das Rätsel lösen würde, so glaube ich doch, daß noch immer niemand hätte begreifen können, wohin sich der gewaltige Wasserschwall ergoß. Die Fluten schienen sich einfach im Bauch der Erde zu verlieren. Die gegenüberliegende Seite des Felstroges, in den der Strom hineinstürzte, war nur siebenundzwanzig Meter entfernt. Ich verstand erst, was ich vor mir hatte, als ich, Furcht im Herzen, bis an die äußerste Felskante vorkroch. Ich blickte in einen ungeheuren Erdriß hinab, der so lang ist wie der Sambesi breit. Er ist quer über sein Bett gezogen. Die Wasser, die hier oben rechts und links von mir eine Meile breit heranzogen,

Die Victoria-Fälle. (Aus »Livingstones Reisen in Afrika«, 1857)

wurden unten in dem Felstrog auf zwölf bis fünfzehn Meter zusammengepreßt...
Wenn ich die Spalte rechts von meinem Ausguck hinabblickte, sah ich nichts als eine dichte, weiße Wolke, über der zwei herrliche Regenbogen schwebten. Der Wasserstaub wurde hoch und mit großer Gewalt in die Luft geblasen, siebzig bis hundert Meter hinauf, wie Dampf aus einem überhitzten Kessel. In der Höhe kondensierte die Feuchte...«

Es ist der 16. November 1855, an dem Livingstone die »Afrikanischen Niagarafälle« entdeckt. Er gibt ihnen nach der Königin von England den Namen »Victoria-Fälle«; in einen Baum auf der Insel schneidet er seinen Namen und das Datum ein. Noch heute, nach mehr als hundert Jahren, ist sein Namenszug in der Rinde zu erkennen.

Als ihn die Ruderer ans Ufer zurückpaddeln, singen sie in ihrem Bantudialekt das Lied vom großen Wunder des »Tönenden Rauches«:

»Der Liambey (Sambesi)! Niemand versteht,
woher er kommt, wohin er geht!
Wundersam ist die Welt,
und mächtige Geister leben in ihr...«

Die Karawane verläßt hinter den Wasserfällen den Stromlauf, zieht wochenlang durch die Wälder und Savannen und gelangt endlich in ein fast baumloses, aus rötlichem Sandstein bestehendes Hügelland, über dem saftiggrünes Gras im Winde wogt. So weit das Auge schaut, weiden Herden von Großwild: die ruhig wie Schiffe dahinziehenden Elefanten, die großen gefleckten Giraffen, die Gnus und ihre Freunde, die Zebras; Antilopen galoppieren in Scharen über die Ebene, Impalas, Steppenkühe und Springböcke tummeln sich; auf den wuchtigen Buckeln der Wasserbüffel sitzen die Madenhacker. Die Nächte sind klar, funkelnde, riesengroße Gestirne leuchten über den Lagerfeuern. Draußen im Hügelland kläfft der Schakal, heult die Hyäne und rollt das Gebrüll der Löwen.

Voller Bedrohungen ist die Reise hinab zur Ozeanküste. Längst liegt das schützende Herrschaftsgebiet Sekeletus hinter ihnen. Kriegstrommeln rasseln in den Bantudörfern, manchmal entrinnt die Schar Livingstones nur mit Not der Feindseligkeit der Neger.

Aber was bedeuten Entbehrungen und Gefahren? Von der Karte Afrikas schmelzen die »unbekannten« Zonen hinweg. Der Weg für den Arzt, den Wegebauer, den Wirtschaftstreibenden und Missionar ist geöffnet.

Kurz vor der portugiesischen Station Tete bleibt Livingstone erschöpft und krank im Lager liegen. Einer seiner Kololos fährt stromab, Hilfe zu holen. Der Kommandant von Tete sendet noch in der gleichen Nacht eine Kompanie Soldaten mit Nahrungsmitteln aus und läßt Livingstone in seine Stadt geleiten.

Nach seiner Genesung beschäftigt sich der Doktor eingehend mit den Kultur- und Lebensverhältnissen des Landes und wartet einen Monat auf den Beginn der besseren Jahreszeit. Der Kommandant schafft inzwischen reichliche Vorräte für die Weiterreise heran und stellt drei große Kähne für die Fahrt auf dem Sambesi bereit. Am 22. April 1856 beginnt das letzte Wegstück zum Sambesi-Delta, zur kleinen Hafenstadt Kilimane. Hier, am Indischen Ozean, ist die Durchquerung Afrikas abgeschlossen.

Livingstone, der sechzehn Jahre nicht mehr in der Heimat gewesen ist, will für einige Zeit nach England gehen. Seine Kololos bringt er in dem gesund gelegenen Tete unter und verspricht ihnen wiederzukehren, um sie in ihre Heimat zurückzuführen. Dann schifft er sich auf einem britischen Dampfer nach Europa ein. – Das Weihnachtsfest 1856 will er daheim in Schottland im Kreise der Familie feiern.

Für keinen Anruf ist dieses England des Ministeriums Palmerston empfänglicher als für Botschaften aus unerforschten, barbarischen Ländern, die unter dem Union Jack für die Menschheit eröffnet werden könnten. Die Gedanken des Fortschritts, der Aufklärung und des Liberalismus haben in der Ära Palmerston größtes Gewicht. Die konservative Opposition jedoch, die sich um Disraeli und Lord Derby gruppiert, sieht bereits nach Möglichkeiten, die neuentdeckten Gebiete Afrikas für ein großafrikanisches Kolonialreich unter englischer Flagge zu gewinnen.

Ganz England empfängt David Livingstone mit begeisterten Huldigungen; es sieht in ihm einen Pionier für den allgemeinen menschlichen Fortschritt und für die besonderen englischen Belange. Man überschüttet ihn mit Einladungen, die Königin empfängt ihn, wissenschaftliche Gesellschaften verleihen ihm Medaillen.

»In jeder Stadt huldigte man ihm wie einem Helden, und er benutzte sein Ansehen und seinen Einfluß, um überall gegen den Sklavenhandel zu predigen und seinen Landsleuten die Überzeugung beizubringen, daß die Weißen für die Befreiung der Schwarzen verantwortlich seien. Afrika, das dunkel und vergessen unter seinen wandernden Regengürteln dagelegen hatte, wurde nun mit einem Male der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Gebildeten ...[9]«

Wie bei Heinrich Barth, der sechs Monate vorher aus dem Sudan heimgekehrt war, ebbt auch bei Livingstone der Gefühlssturm der Massen im gleichen Maßstab ab, wie die Schlagzeilen der Zeitungen magerer, die Artikel weniger werden und zum Schluß nur noch auf den rückwärtigen Seiten zu finden sind. Hier und da erheben sich Stimmen der Ablehnung und des Widerspruchs. Gelehrte Schreibtischgeographen kritisieren Livingstones Arbeiten, die Londoner Missionsgesellschaft tadelt ihn und wirft ihm vor, er habe die Missionsarbeit zugunsten der Forschungstätigkeit vernachlässigt. In freundschaftlicher Auseinandersetzung löst sich Livingstone von der Gesellschaft.

Aber eines hat der Engländer dem Deutschen Heinrich Barth voraus: Hinter ihm und seinem Werk steht eine gewaltige See- und Kolonialmacht, die nicht gewillt ist, die Erforschung und damit Gewinnung Afrikas einer anderen Nation zu überlassen. Dieses tätige Interesse macht es möglich, daß Livingstone schon ein Jahr nach seiner Rückkehr abermals eine Expedition übernehmen kann, die vom Kolonialministerium finanziert und unterstützt wird.

Im Frühjahr 1858 ist Livingstone wieder am Sambesi, seine Gattin, sein Bruder Charles und fünf andere Europäer begleiten ihn. In Tete trifft er auch seine treuen Neger vom Stamme der Kololos wieder. Diesmal kann er für seine Erkundungsfahrten durch die Flüsse und Nebenflüsse einen kleinen Dampfer benützen, den ihm die englische Regierung geschenkt und den er an Deck des Überseedampfers herübergebracht hat.

Auf einer dieser Ausfahrten längs des Schiri, eines Nebenflusses des Sambesi, entdeckt Livingstone den fünfhundertfünfzig Kilometer langen Njassasee, dessen Ausfluß der Schiri ist. Es ist der 16. September 1859. Das Njassa-Seegebiet ist eines der berüchtigten Jagdreviere der Sklavenhändler. Aus den Dörfern an seinen Ufern werden jährlich etwa zwanzigtausend Sklaven auf die ara-

bischen Märkte nach Sansibar gebracht; ungezählt sind die Menschen, die auf den tausend Meilen des Sklavenweges bis Sansibar oder Daressalam elend zugrunde gehen.

Immer wieder denkt David Livingstone an das, was ihm als einziger Ausweg aus diesen Verhältnissen erscheint: den ganz Afrika beherrschenden Menschenhandel durch einen geordneten Warenhandel auf noch zu erschließenden Wegen zu ersetzen. Zur Erreichung dieses fernen Zieles zeichnet er weiterhin Karten, vermißt Strecken und Höhen, sammelt wissenschaftliches Material über die bisher unbekannten Gebiete, um ganz klare Vorstellungen zu gewinnen. Selbst der Tod seiner getreuen Gattin vermag ihn nicht zu beugen und nicht von seiner Aufgabe abzulenken. Er begräbt seine Gefährtin am Ufer des Njassasees im Schatten eines Affenbrotbaumes.

Als er, gealtert und gesundheitlich geschwächt, endlich wieder die Küste erreicht, schreibt man das Jahr 1864. In Europa ist Krieg, Preußen und Österreich schlagen sich mit den Dänen um den Besitz Schleswig-Holsteins. In Mexiko kämpfen die Franzosen für Kaiser Maximilian, und in Nordamerika tobt der Bürgerkrieg um die Sklavenbefreiung. David Livingstone aber hat auf dem Wege des Friedens wiederum ein paar weiße Flecken auf der Afrikakarte mit Wissen ausgefüllt.

Krieg und Unruhe beherrschen auch das Land der Weißen in Südafrika. Der neue Oranje-Freistaat ist nicht unter günstigen Gestirnen geboren worden. Die fünfzehntausend Buren leben weit verstreut auf ihren ausgedehnten Farmen in einem Lande, das von Bantus besiedelt und im Osten von dem kriegerischen Volk der Basutos unter ihrem Häuptling Moschesch bedroht ist. Das Verhältnis zur britischen Kolonialmacht in der Kapkolonie und in Natal ist trotz des Souveränitätsvertrages von Bloemfontein keineswegs erfreulich. Wie wenig die Briten geneigt sind, einem Machtzuwachs der Buren tatenlos zuzusehen, erweist sich, als kurz nach der Erklärung der Unabhängigkeit der Basutokrieg ausbricht.

Basutobanden überschreiten die Grenze und fallen im Rücken der Burenaufgebote über die abgelegenen Farmen her; mit ihren englischen Gewehren sind sie ausgezeichnet bewaffnet. Voller Sorge verlassen viele Buren die Milizkommandos, um ihre Gehöfte und die Frauen und Kinder zu schützen.

Der einzige Freund, den die kleine Bauernrepublik am Oranje besitzt, ist der Staat der Burenbrüder in Transvaal. Angesichts der bedrohten Lage begibt sich Präsident Pretorius in Begleitung des Generalkommandanten Paul Krüger nach Bloemfontein, um mit den Oranjeburen über eine Vereinigung der beiden Burenstaaten zu verhandeln. Der englische Kap-Gouverneur Grey erhebt Einspruch und läßt die Burenführer wissen, daß Großbritannien bei einem Zusammengehen der Buren und dem Zusammenschluß zu einem Staatswesen die Souveränitätsverträge beider Republiken für ungültig erklären werde.

Die britische Einmischung erzwingt einen Friedensschluß von nur kurzer Dauer; zum zweitenmal kommt es zum Krieg mit den aggressiven Basutostämmen. Ein Kommando von neunhundert berittenen Buren aus Transvaal unter Paul Krüger nimmt an dem Feldzug teil. Diesmal sind die Buren entschlossen, die Basutofrage endgültig zu lösen. Die ständige Beunruhigung ist unerträglich geworden. Immer wieder werden Rinder- und Schafherden von den Schwarzen in die Berge getrieben. Überfälle sind alltäglich geworden. Die Farmen im Vorland der Drakensberge müssen wie Festungen ausgebaut werden. Die Nächte sind voller Kriegsgeschrei und Waffenlärm.

Ganz Oranjeland bricht auf, der Bedrohung ein Ende zu machen. Die mit Steinwällen geschützten Bergfestungen der Basutos fallen eine nach der anderen. Am 15. August 1865 stürmen die Buren Thaba Bosiga, die Hauptburg des Häuptlings Moschesch. Der Oranje-Kommandant Lourens Wepener ist unter den Gefallenen.

Moschesch, dessen Widerstandskraft gebrochen ist, bittet um Frieden. Am 3. April 1866 wird auf den Ruinen von Thaba Bosiga der Friedensvertrag geschlossen. Die Basutos müssen große Weideflächen abtreten, dreitausend Rinder als Buße zahlen und die neue Grenze feierlich beschwören. In den Burensiedlungen herrscht große Freude, hofft man doch auf eine dauerhafte Friedenszeit.

England aber gibt sich mit der Entwicklung nicht zufrieden. Aus Natal und aus Kapland gehen erneut Waffenlieferungen in das Basutoland. Der Hohe Kommissar Woudhouse erklärt, der Friedensvertrag verletze die britischen Interessen. Moschesch wittert Morgenluft und beginnt von neuem die altgewohnten Viehräubereien.

Trotz der allseitigen Bedrängung wachsen Städte und Dörfer aus dem Boden von Oranjeland. Wenn ein neuer Ort gegründet

werden soll, kaufen ein paar wohlhabende Buren an einem günstig gelegenen Platz Land auf und bauen als erstes eine Kirche; um diesen Zentralpunkt entstehen Häuser, eine Schule, Niederlassungen von Kaufleuten, Handwerkern und Händlern. Die »Pads« von den Farmen des weiten Veldts laufen dem neuen Markt zu, und schnell schießt eine neue Stadt empor.

Auf diese Weise entstehen Edenburg, Rouxville und im neuerworbenen Basutoland Bethlehem. Durch Kauf erwirbt der Oranjestaat von den Griquahottentotten das Gebiet um Philippolis. Neue Einwanderer kommen ins Land, und bald zählt Oranjeland mehr als fünfunddreißigtausend weiße Einwohner. Doch immer noch bilden die hundertsiebzigtausend feindlichen Basutos die große Gefahr.

Als Häuptling Moschesch unter Bruch des Friedensvertrages wieder Banden gegen die Burenfarmen führt, ruft der Volksrat von Oranje die Männer zum dritten Basutokrieg auf.

England sieht nicht untätig zu. Hochkommissar Woudhouse verbietet am 18. März 1868 die Zufuhr von Kriegsmaterial in das weiße Land. Die Basutos erhalten Gewehre aus britischen Magazinen.

Trotz des englischen Beistandes werden die Basutos von den Burenaufgeboten in die Berge gejagt, Woudhouse aber kommt ihnen kurz vor ihrer endgültigen Niederlage zu Hilfe. Eine englische Polizeitruppe marschiert mit Front gegen die Buren an die Oranjegrenze.

Es kommt zu Verhandlungen; am 12. Februar 1869 wird der Rest von Basutoland als Eingeborenen-Reservat anerkannt und unter britischen Schutz gestellt.

Im Jahre 1867 wird in einem vulkanischen Trichter des Gebietes zwischen Vaal- und Hartfluß ein fünfundachtzig Karat schwerer Diamant gefunden, der den Namen »Stern von Südafrika« erhält. Das Land, auf dem der kostbare Fund gemacht wurde, gehört dem Buren Jan de Beer.

Schon zwei Jahre vorher hatte es eine Sensation gegeben, als ein herumziehender Händler auf der Farm des Buren Schalk von Niekerk am unteren Vaal Kinder mit einem auffallend glitzernden Stein spielen sah. Er erwarb den Stein um ein paar Glasperlen und ließ ihn in Kapstadt prüfen. Es war ein Diamant von vierundzwanzigeinhalb Karat, der um fünfhundert Pfund in den Besitz

von Gouverneur Woudhouse überging. Der Gouverneur ließ den ersten Südafrika-Diamanten auf die Pariser Weltausstellung senden.

Die Nachricht von neuen Edelsteinfunden läuft mit Riesenschlagzeilen durch die gesamte Weltpresse. Von Europa, Nordamerika und Australien treffen Tausende von Glücksrittern ein, gehen in den englischen Häfen Südafrikas an Land, ziehen mit Ochsenkarren, ausgerüstet mit Pickeln, Schaufeln und Spaten, ins Oranjeland und lassen sich auf dem Grund des Buren Jan de Beer nieder. Eine Bretter- und Zeltsiedlung von mehr als zehntausend Weißen wächst aus dem Boden. Sie wird von überwiegend britischen Einwanderern den Buren zum Trotz nach dem amtierenden englischen Kolonialminister des Kabinetts Gladstone: Stadt Kimberley genannt.

Um Ruhe und Ordnung unter der gesetzlosen, wilden Horde von Abenteurern aufrechtzuerhalten, entsendet Präsident Brand von Oranjeland einen mit allen Vollmachten ausgestatteten Regierungsvertreter in die Diamantengebiete. Aber die Engländer finden bald einen Weg, der ihnen unter dem Anschein des Rechts die Diamantenminen in die Hände spielen muß:

Mit englischer Ermunterung erhebt der Griquakapitän Nikolaus Waterboer Ansprüche auf das strittige Land; er behauptet, der Bezirk habe einstmals den kaum fünfhundert Seelen zählenden Griquahottentotten gehört, die sein Vater Andries Waterboer angeführt habe.

Waterboer richtet ein Gesuch an Königin Victoria, man möge sein Volk ebenso unter britisches Protektorat nehmen wie die Basutos. Als die Verhandlungen zu keinem Ende führen, schlagen die Buren ein neutrales Schiedsgericht unter dem deutschen Kaiser oder dem Herrscher der Niederlande vor. Die Engländer lehnen den Vorschlag entrüstet ab. Die zweifelhaften Ansprüche eines kleinen Griquahäuptlings stehen gegen die Besitzrechte von mehr als hundertfünfzig Burenfarmern, die in der Gegend von Kimberley seit zwei Generationen siedeln.

Die Beweggründe Englands sind durchsichtig genug: Im Kimberleybezirk findet man immer mehr Diamanten, und es liegt nicht im englischen Interesse, dem benachbarten Burenland eine solch gewinnbringende Einnahmequelle zu gestatten.

Von Kimberley führt zudem einer der großen Handelswege ins Innere. Durch die Einverleibung Kimberleys könnten das Kurumangebiet und das Betschuanaland in einen künftigen britischen

Herrschaftsbereich einbezogen werden. Die Idee Dr. John Philips von einem großen, von schwarzen Völkern bewohnten, von England beherrschten Kolonialreich Groß-Südafrika zeichnet sich von neuem ab.

Am 17. Oktober 1871 wird von einem Gericht, in dem der Oranjestaat nicht vertreten ist, die Annexion Kimberleys beschlossen. Der Oranje-Freistaat erhält für die verlorenen Farmen und Ländereien fünf Jahre später eine Entschädigung von neunzigtausend Pfund, die den Grundstock der Nationalbank von Bloemfontein bilden.

Präsident Brand nimmt gegen den Willen seines kampfentschlossenen Bauernvolkes die Entscheidung an, da er erkennt, daß die kleinen Burenstaaten nicht gegen das Weltreich der Briten kämpfen können.

Zu den Händlern und Spekulanten, die in Kimberley ihr Glück versuchen, gehört auch ein junger Engländer, der es versteht, schnell durch Diamantenhandel und Grundstücksgeschäfte reich zu werden. Er zeichnet sich durch ebenso rücksichtslose Geschäftsmethoden wie durch genialen Weitblick aus. Mit seinen harten Fäusten und der zupackenden Energie paßt er vortrefflich in die wild emporblühende Stadt der Abenteurer und Glücksritter. Er ist ein echtes Geschöpf Kimberleys.

Im Jahre 1881 wird er als Abgeordneter von Griqualand-West – so heißt das annektierte Gebiet – ins Kap-Parlament gewählt. Der Name des vierundzwanzigjährigen Abgeordneten lautet Cecil Rhodes.

Unter dem Gesetz der Urzeit

In Südafrika ist ein Drama eingeleitet, das die weite Bühne zwischen Sambesi, Indischem und Atlantischem Ozean mit wachsender Spannung, Unruhe und schließlich mit Kampflärm füllen wird. Die handelnden Parteien haben sich in den vergangenen Jahrzehnten klar voneinander geschieden: Die Briten als koloniale Eroberer, als die imperial denkenden Verteidiger einer geographischen Position, die beherrschend am Seeweg nach Indien liegt, stehen gegen die alteingesessenen Buren und ihre binnenländischen Republiken; zwischen beiden aber liegt das unstete Schicksal der Eingeborenen Südafrikas. Es geht um die Frage, ob Südafrika

künftig weißes Land unter burischer Hoheit oder wenigstens zum Teil schwarzes Land unter britischer Leitung sein soll. Auch die Hauptpersonen der anhebenden Tragödie haben den Schauplatz bereits betreten: Präsident Brand von Oranje, Präsident Martinus Wessels Pretorius von Transvaal, Generalkommandant Paul Krüger von Transvaal und auf englischer Seite Cecil Rhodes.

Jenseits dieses politischen Streites liegt die Welt der forschenden Wissenschaft. Für die Geographen, Historiker, Volkskundler und Naturwissenschaftler in aller Welt geht es nicht um Handelsgewinne und Machtpositionen, um Diamanten und Weideländer, sondern um die Erforschung aller jener afrikanischen Gebiete, die noch keines Weißen Auge erblickt, vermessen, untersucht und wissenschaftlich erschlossen hat. Überall bereitet man Expeditionen vor, um die ungelösten Probleme ihrer Geheimnisse zu entschleiern.

David Livingstone verläßt zum fünften Male England und begibt sich – wie schon bei der letzten Expedition im Rang eines britischen Konsuls – auf eine neue Forschungsreise. Er glaubt daran, daß ein Zusammenhang des großen Seengebietes mit den geheimnisvollen Nilquellen besteht und daß sich dort vielleicht die gesuchte innerafrikanische Handelsstraße öffnen kann.

Mit den noch unerforschten Gebieten Afrikas beschäftigt sich auch der in Riga geborene zweiunddreißigjährige Botaniker und Naturforscher Georg Schweinfurth, der eben im Juli 1866 von einer abenteuerlichen Entdeckungsreise wieder nach Europa zurückgekehrt ist, um seine Forschungsergebnisse zu sichten und auszuwerten. Die Reise hat ihn von der Nilmündung nach Oberägypten, in den Ostsudan und bis an die Grenzen Äthiopiens geführt. Schweinfurth hat wertvolle Erfahrungen, botanische Entdeckungen und Sprachkenntnisse mit in seine Wahlheimat Berlin gebracht. Aber für ihn ist der Aufenthalt in Berlin nur eine Episode.

1859 ist der große Weltreisende und Naturforscher Alexander von Humboldt gestorben. Im Gedanken an sein erfolgreiches Forscherleben wird in Berlin die »Alexander-Humboldt-Stiftung« gegründet, die Mittel bereitstellt, um junge Gelehrte auf Entdekkungsreisen zu schicken. Georg Schweinfurth bewirbt sich und bittet um Unterstützung seiner weiteren Reisepläne.

Bald darauf teilt man ihm mit, daß er sich einer mündlichen

Prüfung vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin zu unterziehen habe.

Schweinfurth ist von kräftiger, sehniger Gestalt, sein Gesicht ist energisch, und die braungebrannten Züge zeugen von seinem Aufenthalt in tropischen Ländern.

Die Professoren der Akademie unterhalten sich lange mit dem jungen Wissenschaftler über seine botanischen und geographischen Beobachtungen und überzeugen sich von seinen vielseitigen, ausgezeichneten Kenntnissen. Kern der Besprechung ist Georg Schweinfurths Vorschlag zur botanischen und ethnologischen Erschließung des unbekannten, schwer zugänglichen und von zahlreichen Wasserläufen durchströmten östlichen Nilquellandes, des Bahr el Ghasal.

»Auf alle Fälle brauchen Sie dort nicht mehr nach den Quellen des Nils zu suchen wie Caesar oder Nero«, scherzt Professor Ehrenberg – ein Mitglied der Dreierkommission. »Wir dürfen wohl stolz darauf sein, daß unserem Jahrhundert die Lösung des uralten Rätsels gelungen ist. Seit die Engländer Burton und Speke jenen riesigen See Ukerewe fanden, den sie nach ihrer Königin Victoria benannt haben, dürfte die Frage nach dem Reservoir des Nilstroms geklärt sein. Aber trotzdem bleiben noch Aufgaben genug, es wird mancher gelehrten Expedition bedürfen, den Charakter jener Länder aufzuhellen.«

Die Auffindung der Nilquellen bewegt in diesen Jahren alle interessierten Kreise. Seit die Legionäre Neros im 1. Jahrhundert n. Chr. in den undurchdringlichen Schilfsümpfen steckenblieben, die sich im Mündungsgebiet der westlichen Nebenflüsse des Nils weit ausbreiten, galt das wilde Bahr el Ghasal als ein unüberwindliches natürliches Hindernis.

Schweinfurth schreibt später, als er von seiner großen Reise durch den ägyptischen Sudan zurückgekehrt ist, über das Dickicht der Schilfsümpfe:

»Die Hindernisse, die sich der Schiffahrt durch die Wasservegetation entgegenstellen, wurden jetzt erst im hohen Grade besorgniserregend, und wir befanden uns tagelang in einem Gewirr von Kanälen und schwimmenden Grasmassen, Papyrus- und Ambatsch-Dickichten, die gleich einem schwimmenden Teppich die ganze Breite des Hauptstromes bedecken und nur zum Schein ihn in Arme teilen. Das war der Beginn der gefürchteten Grasbarre, des ›ssudd‹ der Araber. Es ist zu vermuten, daß die vorherrschend

östliche Richtung des Stromlaufs, zu dem der Nil in dieser Gegend sechzig Meilen weit gezwungen ist, durch die verzögerte Strömung die Hauptursache zu dieser Massenanhäufung von schwimmenden Wassergewächsen bildet. Weder der in einzelnen Jahren ausnahmsweise stärker wechselnde Wasserstand noch das ungleiche Maß der höchsten Nilschwelle überhaupt vermag irgendeinen Einfluß auf das Wuchern dieser Vegetation auszuüben. Nicht einer Eisdecke vergleichbar, die brechen kann und durch die Gewalt des Stromes in Stücke gerissen wird, ist diese Pflanzendecke, sondern einem wirklichen Gewebe von zähem Filz, das sich wie eine Decke über die ganze Wasserfläche ausbreitet. Hin und wieder bricht sich in engen Rissen die Gewalt des Wassers Bahn, aber diese Kanäle entsprechen nicht immer den Tiefenlinien des Strombettes und sind daher nur selten für Barken passierbar. Ein beständiges Ziehen und Drängen der Massen verändert sie alljährlich in so hohem Grade, daß selbst der erfahrenste Schiffer sich in ihnen nicht zu orientieren weiß und daher jede Winterfahrt sich aufs neue durch ein labyrinthisches Fahrwasser zu winden hat[10].«

Über diese Barre aus stillem Wasser, Sumpf, Gestrüpp, Wald und über die wilden Völker, die das feste Land bewohnen, drangen nur Gerüchte, die bereits Eratosthenes und Ptolemäus kannten, in die zivilisierte Welt. Man glaubte auch in der Antike daran, daß der Nil aus zwei großen Seen entspringe, die weit im Süden lagen. Die Araber bestärkten später diese Ansicht, und der Geograph Edrisi zeichnete sogar drei Seen als Quellgebiete des Stromes ein. Seit Anno 1624 zwei Portugiesen aus dem verschlossenen Lande Abessinien entwichen und auf ihrer Flucht eine Strecke weit dem Blauen Nil folgten, wußte man, daß der Strom aus zwei Ursprungsläufen besteht; als dann 1840/41 eine von dem ägyptischen Herrscher Mehemed Ali ausgesandte Sudanexpedition feststellte, daß der zweite Quellstrom, der Weiße Nil, weit aus dem Südlande komme, zweifelte niemand mehr daran, daß die Nilursprünge in der Nähe des Äquators zu suchen seien.

Die Missionare Kraft und Rebmann berichteten auf Grund von Eingeborenenerzählungen von einem gewaltigen See westlich von Sansibar, dem Ukerewe, und von Negern Ostafrikas erfuhr man von der Existenz eines zweiten, langgestreckten Sees, des Tanganjika. Es galt nur noch, diese Seen hinter den Urwaldgebirgen zu finden und ihren Zusammenhang mit dem Nil zu beweisen.

Das war die Aufgabe, die sich die britischen Forscher Burton

und Speke stellten, als sie 1857 von Sansibar aus nach Westen zogen. Anfang August 1858 fand Speke, der sich vorübergehend von Burke getrennt hatte, den Ukerewe und nannte ihn nach der schönen jungen Königin Victoria-See. Der Engländer Baker reiste von Chartum im Sudan südwärts und drang in das wilde Bahr el Ghasalgebiet ein. Er fand den Njassa- oder Albertsee, der ebenfalls Quellflüsse des großen Stromes speist.

Da in den letzten Jahren auch vom Roten Meer her Expeditionen, wie jene der beiden Deutschen Munzinger und Heuglin, in die Quellgebiete des Blauen Nils und des Atbara bis in die abessinischen Hochgebirge vorgedrungen waren, konnte die Frage nach der Herkunft des Nils als gelöst betrachtet werden.

»Was zu tun übrig und der Wissenschaft als Problem gestellt bleibt«, meint Professor Du-Bois-Reymond, der älteste der Prüfungskommission, »ist die systematische Erforschung der Länder westlich vom Bahr el Ghasal und südlich der Sudanreiche. Damit würden wir an die Ergebnisse von Heinrich Barth und Eduard Vogel anschließen.«

»Die Frage ist vor allem«, gibt Professor Braun zu bedenken, »ob Sie es wagen, sich ganz allein, nur auf die höchst unzuverlässige Hilfe von Sudanesen oder Eingeborenen gestützt, in jene Länder zu begeben, um sie dem Bewußtsein der Kulturwelt zu erschließen.«

Georg Schweinfurths stahlblaue Augen leuchten auf.

»Wer die harmlose Habgier des Pflanzenjägers kennt, wird begreifen, wie meine bisherigen Studien und Reisen in mir nur das Verlangen nach neuer Beute wachrufen mußten; harrt doch noch der weitaus größte Teil des Nilgebietes, die geheimnisvolle Flora seiner südlichen Zuflüsse, der botanischen Erforschung. Es ist das unwiderstehlich lockende Ziel meiner Wünsche! Wer aber selbst, gefangen im Zauber des Fremdartigen, auf dem jungfräulichen Boden der Wissenschaft in noch unerschlossenen Ländern sich dem Genuß der freien Natur hingegeben hat, der kennt die hohe Stimmung, die sie dem Reisenden verleiht, weiß, wie wenig Entbehrungen, die er ausgestanden hat, und Sorgen, die er um seine Gesundheit gehegt, ihr gegenüber vermögen. Die Entfernung verschönt ihm die liebgewordenen Bilder. Die Unbill des nordischen Klimas, das Elend unserer unerträglichen Kultur gestalten sie zu einem Paradiese, und unaufhaltsam zurück in die Wildnis flieht die Erinnerung, wie die Taube zur Wüste . . . [11]«

Im Juli 1868 befindet sich Georg Schweinfurth bereits in Chartum, dem Regierungszentrum des ägyptischen Sudans. Von hier aus reisen die bewaffneten Karawanen der arabischen und sudanesischen Händler auf dem Wasserwege in das Gebiet der zentralafrikanischen Länder: Chartum ist vor allem Umschlagplatz für Elfenbein und Negersklaven.

Manche Kleinhändler fahren mit wenigen Begleitern oder ganz allein mit kleinen, geduldigen Eseln stromaufwärts. Dann werden die Tiere an Land gebracht, mit Stoffballen und anderen Tauschwaren beladen und später den Negern mit in Zahlung gegeben.

»Solch ein blutarmer Kleinkrämer kommt mit fünfundzwanzig Talern Wert an Waren und einem Esel ins Land und bringt von seiner Reise vier Sklaven mit, die in Chartum einen Erlös von zweihundert Talern ergeben. Die Rückreise wird zu Fuß angetreten, die Sklaven müssen den nötigen Reisebedarf tragen.
Neben diesen kleinen Leuten, diesen hausierenden Sklavenhändlern, die aus angeborenem Hang zum Handel mit Menschenfleisch den Wanderstab ergreifen, fehlt es aber auch nicht an zahlreichen größeren Unternehmern, die mit vielen Esel- und Ochsenladungen daherziehen, die sogar eigene bewaffnete Sklaven zu ihrer Bedeckung mit sich führen und alljährlich einen Umsatz von einigen hundert Sklaven zu machen wissen. Sie haben ihre Geschäftsfreunde, die sich an Ort und Stelle niedergelassen haben und über ein eigenes Haus verfügen [12].«

Die Leiter dieser Stapelplätze sind meist Fuqaha, schriftgelehrte Sudanneger, die häufig auch noch die Funktion eines Imams ausüben. Aber ihr priesterliches Amt hält sie nicht im geringsten davon ab, mit schwarzen Menschen zu handeln. Keiner der arabischen Imams denkt daran, unter den Negern Proselyten zu gewinnen, denn würden die Schwarzen Mohammedaner, so wären sie ja Glaubensbrüder und nicht mehr Handelsware.

»Es ist ein eigenes und schwer erklärbares Faktum, daß der Islam trotz seiner langjährigen Herrschaft im oberen Sudan keine zehn Neubekehrungen aufweisen kann [13].«

Die Barken, die am Nilkai zu Chartum anlegen, werfen ihre lebende Fracht auf die Märkte, und Karawanen führen die Sklaven nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Die einen fahren nil-

abwärts nach Ägypten, wo sie in den Harems und Palästen der Großen zu Kairo und Alexandrien verschwinden, andere ziehen an die Häfen des Roten Meeres, wo sie über Bab el Mandeb, die »Straße der Tränen«, nach Arabien hinübergebracht werden, und die übrigen folgen den Kamelreitern, die in die Reiche des Mittel-Sudans, nach Darfor, Wadai oder Burnu-Kanem, gehen.

Je mehr sich Georg Schweinfurth den Ländern der »reinen und unverfälschten Natur« nähert, um so grausamer und erbarmungsloser erscheint ihm die Welt. Der Mensch, sein Leid und seine Not gelten wenig in diesen Breiten.

In der Stadt der Sklavenhändler muß der Forscher lange Verhandlungen führen, um Begleiter und Transportmittel, Vorräte und Ausrüstung für seine Expedition zum Bahr el Ghasal zu bekommen.

Die Empfehlungsschreiben, die er mit sich führt, veranlassen Generalgouverneur Djafer Pascha Mashar, den Kaufleuten des Sudans zu befehlen, den Forscher nach Kräften zu unterstützen. Mit dem Elfenbeinhändler Ghatta schließt Schweinfurth einen Vertrag, in dem festgelegt wird, daß ihm dieser eine Nilbarke mit Ruderern und fünfzehn sudanesischen Soldaten zur Verfügung stellt, außerdem engagiert Schweinfurth noch sechs Nubier zu seinem persönlichen Dienst. Schnell werden Kisten, Ballen, Waffen, Munition und die vorbereiteten Herbarien auf das Nilschiff verladen. Am 5. Januar 1869 beginnt die Reise zum geheimnisvollen Land am Gazellenstrom. Endlos liegt die flache, nur von dünnen Baumreihen unterbrochene Uferlandschaft unter dem leuchtenden Morgenhimmel.

Tagelang schon treibt das riesige Rahsegel die Barke nilaufwärts. Das Land ist fruchtbar, überall auf den wohlbestellten Feldern sieht man arbeitende Bauern. Dem Ackerland folgen weite Savannen mit Schirmakazien, unter denen Herden zebuartiger, langhörniger Rinder weiden. Die Nächte sind hell und voller fremdartiger Geräusche. Das Prusten und Plantschen der zahlreichen Nilpferde, das Ächzen des Steuerruders und das Schlagen der Wellen an die Bordwand mischen sich mit dem fernen Geheul der Schakale und dem Gebrüll der wilden Büffel, die äsend durch das Grasland ziehen.

Schwärme wilder Bienen überfallen die Barke, Tag und Nacht quälen Moskitos, Bremsen und Stechfliegen die Reisenden. Sie

landen in Dörfern der schwarzen Schilluks, unterworfener und rechtloser Negeruntertanen des ägyptischen Reiches. In der Nähe von Faschoda – dem südlichsten Waffenplatz des Ägypterreiches – zeigt man Schweinfurth in einer Grube Haufen von gebleichtem Gebein, die irdischen Reste gefallener Schillukneger, die hier noch vor wenigen Jahren wütende Angriffe gegen die Vorposten der Zivilisation unternahmen.

Nach dem Verlassen Faschodas, der letzten Station weißer Sicherheit, gleitet die busch- und savannenreiche Landschaft Kordofan auf dem Westufer vorüber. Manchmal blauen weit drüben im Osten himmelragende Gebirge.

Hier im Süden der ägyptischen Macht haben sich seit Jahrhunderten arabischer Einfluß und primitive Negerkultur gemischt. Das Siedlungsgebiet der »Niloten«-Völker ist ein alter Jagdbereich der Sklavenjäger und Elfenbeinhändler.

Weit westlich der noch ägyptischem Einfluß unterliegenden Landschaft Kordofan liegt das geheimnisvolle Reich Darfor. Von diesem Staat, der im Westen an Wadai grenzt, weiß man nur, daß er ebenfalls von Arabern beherrscht wird und daß dort – wie in den meisten Sudanstaaten – eine arabische Herrenschicht die aus Negerstämmen bestehende Urbevölkerung unterjocht hat. Die Masse der Untertanen von Darfor sind Tundjer – ein Mischvolk aus Arabern und Negern.

Als die Barke einige Tagereisen oberhalb Faschodas in eine buchtartige Verbreiterung des Weißen Nils einläuft, bedecken sich plötzlich die stillen Fluten mit unzähligen Einbäumen und geflochtenen Schilfbooten, und schreiend, waffenschwingend und trommelrasselnd schwärmen Schillukkrieger gegen die Barke, die unter ihrem geblähten Segel stromaufwärts entflieht.

Und wieder treiben Wochen dahin wie jene Teppiche von Lilien und Wildpflanzen, die das Wasser des sich verästelnden Stromes bedecken. Die Expedition befindet sich nun nur noch wenige Breitengrade nördlich des Äquators, das Bahr el Ghasal kündigt sich an.

Der reiche Kaufmann Ghatta hat inzwischen eine zweite Barke mit Bewaffneten nachgeschickt. Die beiden Schiffe mit ihrem hohen Bordrand, der Bastmattenhütte in der Decksmitte und der riesigen, geschweiften Rahe, staken langsam und vorsichtig durch die immer dichter werdende Pflanzenwildnis; Wolken von Mücken, Fliegen und Bremsen erheben sich aus dem Sumpf. Bunte Wasservögel flattern auf, Krokodile gleiten von den Grashorsten hinab

ins brackige Wasser und verschwinden zwischen den Lotosteppichen, unablässig ertönt das Prusten der Nilpferde.

Nach tagelanger Irrfahrt durch wuchernde Wasserwildnis erreichen die beiden Barken die »Meschera«, eine Stelle, an der sich der Strom in ein Gewirr von Kanälen und Seitenflüssen aufzulösen scheint. Auf den bewaldeten, von Papyrusdickungen umsäumten Flußinseln schlagen die Reisenden das Lager auf. An den Ufern liegen Dutzende von Barken mit gerefften Segeln, runden Deckshütten und unter wehenden ägyptischen Fahnen. Hier landen seit langem die Kaufleute und Sklavenjäger, die ins Negerland des Bahr el Ghasal eindringen.

Schweinfurth verbringt botanisierend, schreibend, zeichnend und vermessend einige Wochen auf den Inseln. Das Klima ist drückend schwül, dunstig und höchst ungesund.

Im März 1869 bricht – nachdem man lange auf das Eintreffen von weiteren Schiffen und Nachschub gewartet hat – eine Karawane von mehr als fünfhundert Männern auf dem Landweg ins Gebiet der Seriba und der befestigten und bewachten Stapelplätze der Chartumer Kaufleute im Negerland auf.

Die Leute des Kaufmanns Ghatta, mit denen Schweinfurth reist, haben sich einer Gruppe anderer Händler angeschlossen, die ebenfalls ins Landesinnere wollen. Die kilometerlange Kolonne führt zahlreiche Banner mit Koransprüchen und Halbmonden mit sich. Die schwarzen Träger schleppen Kisten, Ballen und Körbe auf den wolligen Köpfen, nebenher traben die Gewehrträger, die Esel trotten geduldig unter ihren hochgetürmten Lasten. Der weiße Mann, den die Chartumer längst wegen seiner seltsamen Vorliebe für Pflanzen den »Blattfresser« nennen, schreitet zu Fuß im Zuge mit, weil er im Gehen vieles besser beobachten und untersuchen kann als auf dem Rücken eines Reitesels.

Die Karawane gelangt in die Dörfer der Dinkaneger, die von Mais- und Maniokfeldern umgeben sind und inmitten einer grasbewachsenen Savannenlandschaft liegen. Die Hütten sind wie chinesische Pagoden mit überlappenden Schilfschichten spitzkegelig gedeckt. Herden langhörniger Zeburinder, schwarzzotteliger Ziegen und Schafe lagern mitten auf den Dorfplätzen, auf denen Feuer unter eisernen Kochtöpfen prasseln. Nackte oder nur dürftig bekleidete Schwarze kauern um die Herdstellen. An entlegenen Waldstellen tanzen Weiber, deren Haare mit Kuhharn rötlich gefärbt sind und deren Arme schwere Kupferringe tragen.

Die Dinkas sind kriegerisch und selbstbewußt, aber sie haben nicht verhindern können, daß arabische Händler mit Waffengewalt Dauerniederlassungen in ihrem Lande errichteten.

Nach langem Marsch durch das Gras- und Savannenland erreicht die große Karawane weit im Süden – etwa auf der Höhe des 7. Breitengrades – das Gebiet der arabischen Seriben. Zwischen Grasland und offenem Buschwald liegen die Schilfhütten, Blockstationen und Zelte der arabischen Händler. Die Karawane löst sich auf.

Schweinfurth zieht mit seiner Schar von Soldaten und Trägern in das Gebiet der Bongos.

Über das kleine, dem Untergang geweihte Negervolk notiert Dr. Schweinfurth in sein Reisebuch:

»Als vor nunmehr 18 Jahren (also 1851) die ersten Chartumer das Bongoland betraten, fanden sie das ganze Gebiet in eine Unzahl kleiner Distrikte und voneinander völlig unabhängiger Gemeinden geteilt. Es herrschte dort die normale Anarchie der kleinen afrikanischen Duodezrepubliken. Ein Gemeinwesen wie bei den Dinkas, die ganze Distrikte zu einem durch seine Kriegermenge imponierenden Stamm zusammenfaßten, war nicht zu finden. In jedem Dorf war derjenige Häuptling, der durch seinen Besitzstand einen gewissen Einfluß auf die Einwohnerschaft auszuüben wußte. Manchmal wurde der Einfluß des Dorfältesten durch einen Zauberer unterstützt . . .«

Ein solch zersplittertes und primitives Gemeinwesen wie das Bongoland war das gegebene Feld für arabische Sklavenjäger und Ausbeuter.

Vom Bongogebiet aus unternimmt Schweinfurth zahlreiche weitgespannte Exkursionen in die westlichen Quellgebiete des Nils. Er erlebt Abenteuer, besteht Gefahren, sammelt ungeheures Material und füllt seine Herbarien, Zeichenblöcke, Kartenblätter und Tagebücher mit wertvollsten Ergebnissen.

Bei einem Vorstoß in die westlichen Berge überschreitet er, zunächst ohne es zu wissen, die Wasserscheide des Kongo und Nils. Er wird auf diese Tatsache erst aufmerksam, als er an den Ufern eines westwärts fließenden Stromes steht, den die Eingeborenen »Uelle« nennen und von dem er vermutet, daß er zum Tschadsee führen könne. Später stellt man fest, daß der Uelle einer der rechten Nebenflüsse des Kongo ist.

In diesem paradiesisch wuchernden Herzen Afrikas entdeckt Schweinfurth das schwarze Volk der Niam-Niam.

»Sie tragen lange Haarflechten und Zöpfe (stets das feingekräuselte Haar der sogenannten echten Negerrasse), die mitunter weit zur Schulter, ja bis zum Nabel herunterhängen können. Der breite, auffällig große Kopf zeichnet sich durch mandelförmige Augen, die von dicken, etwas schräg gestellten Augenbrauen überwölbt sind, aus, was den Gesichtern eine unbeschreibliche Wildheit und eine fast tierische Kriegsentschlossenheit verleiht . . .«

In den Dörfern der Niam-Niam stößt Schweinfurth auf alle Anzeichen eines Kannibalismus. Auf dürren Bäumen stecken die gebleichten Schädel erschlagener Feinde, in den Kochlöchern liegen achtlos fortgeworfene Knochen menschlicher Gliedmaßen. Die Krieger tragen lange Speere mit eisernen Widerhaken, bizarre Messer, Säbel und hakenförmige Beile, dazu eisenbeschlagene Schilde.

Trotz aller Primitivität haben die Niam-Niam eine hochentwickelte Fertigkeit im Holzschnitzen. In ihren Hütten stehen hölzerne Schüsseln und Hocker, hölzerne Kessel und Bettstellen, sie kennen einfache, vielleicht den Arabern nachgeahmte Saiteninstrumente, mit denen sie zum Dröhnen der hohlen Baumstammtrommeln eine seltsam monotone und aufpeitschende Musik machen, wenn sie um die nächtlichen Feuer ihre wilden Tänze vollführen.

Nach ausgedehnten Wanderungen und Forschungen kehrt Schweinfurth wieder zurück.

Sein nächster Vorstoß zielt südwärts ins geheimnisvolle Land der Mangbattus und ihres Königs Munsa. Mohammed Ali, der Befehlshaber der Begleitsoldaten, ist von seinem Herrn, dem Kaufmann Ghatta, beauftragt worden, bei König Munsa die aufgestapelten Elfenbeinvorräte eines ganzen Jagdjahres gegen Kupferbarren und andere Tauschobjekte einzuhandeln. Eine günstige Reisegelegenheit für Schweinfurth . . .

Der Weg in das Reich der Mangbattus führt fast tausend Kilometer durch Steppe, Savanne, Bergland und Urwald. An den abendlichen Lagerfeuern erzählt Mohammed Ali, daß ihm während seines letzten Besuches bei König Munsa sechs seiner nubischen Soldaten weggefangen und zu Opfern kannibalischer Mahlzeiten gemacht worden seien. Das sind keine guten Aussichten für die Reise ins Land der Mangbattus . . .

Maisscheune. Um den Mais vor Termiten zu schützen, bauen die Eingeborenen hohe, auf Gerüsten ruhende Scheunen

»Sieh, Herr«, sagt Mohammed Ali in der Mittagsstunde des letzten Reisetages zu Georg Schweinfurth, »nun vermagst du bereits das Königsdorf Munsas zu erkennen, und da unten am jenseitigen Flußufer liegt unsere Seriba.«

Die Expedition ist mit ihren Trägerkolonnen aus dem dichten Geschlinge und Gewucher des Urwaldpfades herausgetreten und blickt nun jenseits eines grünschillernden Wasserlaufes auf eine weite, sanft gewellte Ebene. Verstreut zwischen blühenden Sträuchern stehen Gruppen hochstämmiger Ölpalmen und Seidenbaumwollbäume, man sieht üppig wuchernde Felder von Mais, Sisalhanf, Erdnüssen und Hülsenfrüchten.

In großen Abständen wölben sich die tonnenartigen Mattendächer großer Schuppen, steile, spitzkegelige Schilfhütten ragen aus dem Strauchwerk hervor, und weit entfernt, wo ein großer, rotgelber Versammlungsplatz aus der grünen Savanne leuchtet, reihen sich die dichten Zeilen von Negerwohnhütten.

Aus der Seriba, einer Ansammlung von Schuppen und Zelten am gegenüberliegenden Ufer, rennen schreiende Schwarze zum Fluß, ein arabisch gekleideter Nubier gestikuliert aufgeregt. Man hat die Ankunft der Karawane bereits entdeckt.

Seiner Sache nicht ganz sicher, gibt Mohammed Ali Befehl, den Fluß zu durchwaten und am Rande eines Waldstückes das Lager zu errichten; sofort bricht er mit den Trägern, die eine Auswahl Kupferschüsseln und blankpolierte Messinggeräte schleppen, auf, um König Munsa seinen Antrittsbesuch zu machen. Spätabends kehrt er unter dem Schall von seltsamen Hörnern und rollenden Pauken zurück, eine Horde Schwarzer folgt ihm und legt eine Fülle von Nahrungsmitteln im Lager der Fremden nieder. Der Empfang scheint friedlich verlaufen zu wollen.

Georg Schweinfurth notiert in seinem Tagebuch:

»Bevor ich noch des anderen Tages erwachte – es war der 22. März 1870 –, war Mohammed schon wieder zum König hinübergeeilt. Ein Blick auf den großen roten Freiplatz, der sich jenseits der Talgehänge zwischen den Hallen des Königs und den Behausungen seines Hofgesindes ausdehnte, überzeugte mich von der gewiß ungewohnten Lebhaftigkeit des Menschengetriebes, das nun dort herrschte. Da sah man dichte Massen von schwarzem Volk sich unstet hin und her bewegen, durchbrochen von eilenden Gruppen,

und der dumpfe Schall wilder Paukenschläge drang bis zu unserem Lager. Munsa versammelte seine Trabanten und hielt Heerschau über seine Elefantenjäger. Von nah und fern strömten die Familienältesten herbei, um den Elfenbeinmarkt zu beschicken und mit Mohammed Lieferungsverträge über Lebensmittel abzuschließen ...«

Den ganzen Vormittag beobachtet Dr. Schweinfurth das Treiben in dem großen Negerdorf. Kurz vor der Mittagsstunde kommt ein Bote Mohammeds herüber und meldet, der Weiße möge sich für die Audienz bei König Munsa bereit halten. Der Forscher kleidet sich schnell um, legt seine leichten Safarigewänder ab und zieht den mitgeführten feierlichen schwarzen Tuchrock an, knüpft die dunkle Krawatte und schlüpft in die schweren Bergsteigerstiefel. Drei ausgesuchte nubische Soldaten tragen ihm Gewehr, Revolver und den zusammenklappbaren Rohrstuhl nach.

Eine halbe Wegstunde schlängelt sich der Elefantenpfad durch Bambusgestrüpp, Büsche und Dschungel zu dem waldumstandenen Bachlauf. Im sumpfigen Dickicht finden sie frischgeschlagene Stämme über das Wasser gelegt – eine besondere Aufmerksamkeit König Munsas, die er seinen Leuten gestern abend noch befohlen hat. Der Weg steigt aus der Niederung zu wohlgepflegten Bananenpflanzungen hinauf und nähert sich der dichten Ansammlung von Hütten, in deren Mitte der flachgetrampelte Tanzplatz liegt.

Aus den Kegelhütten und den tonnenförmigen Hallen stürzen Hunderte von Schwarzen; die Menge neugierigen Volkes wird immer dichter und säumt wie eine Mauer die enge Gasse, die für den Aufzug des Fremden frei bleibt.

Die Mangbattu-Krieger haben sich den ganzen Körper mit einer aus pulverisiertem Rotholz und Fett gemischten Paste bestrichen und die Gesichter mit weißer Asche gefärbt. Am seltsamsten ist ihre Haartracht: Sie besteht aus einem zylindrischen, an eine venezianische Dogenkappe erinnernden Aufbau, der, aus den Haaren des Scheitels und Hinterkopfes geformt und durch ein Rohrgestell versteift, schräg nach hinten verläuft, während die Haare des Vorderhauptes, zu dünnen Fäden gedreht, quer über die Stirn gespannt sind.

Die Vornehmen schmücken ihr Haar mit kugeligen Büscheln aus den Schwanzfedern roter oder silbergrauer Papageien. Gekleidet sind die Männer in braune, um die Taille geschnürte Baströhren, die oben und unten starr abstehen.

Hornrufe und hölzerne Trommeln lärmen, das Geschnatter der Massen brandet um Dr. Schweinfurth, der wie im Traum durch die schmale Gasse dahinschreitet. Ein paar ältere Männer – durch Bündel von Adlerfedern in ihrem Haar als Würdenträger gekennzeichnet – treten an ihn heran, ergreifen seine Hand und führen ihn wortlos in eine riesige Halle.

Hunderte von lanzenbewehrten Gefolgsleuten sitzen an den beiden Längsseiten des riesigen, gewölbten Raumes, die mit Widerhaken versehenen Speere funkeln und blitzen. Weiter vorn haben die Vornehmen Platz genommen, an der rückwärtigen Schmalseite bemerkt Schweinfurth die auf zierlichen, geschnitzten Stühlen hockenden, fast unbekleideten Frauen des königlichen Harems. An der Stirnseite steht auf einer Matte der Thron Munsas. Der König läßt als Zeichen seiner Würde auf sich warten.

Die Hofkapelle vertreibt den vielen Hunderten von Zuschauern die Zeit mit wilden, barbarischen Klängen; Hörner, Trommeln, Rasseln und Kupferbecken ertönen im wirren Durcheinander, dazu schnattern die Waffenträger und kichern die Weiber.

Mohammed ruft Dr. Schweinfurth zu, es werde noch einige Zeit dauern, bis Munsa erscheine: »Zur Zeit wird er wahrscheinlich noch von seinen Lieblingsweibern frisch gesalbt, frisiert und geputzt, damit er sich uns in vollem Staat präsentieren kann.«

Ruhig nimmt der Doktor auf seinem Rohrstuhl Platz und beobachtet das Getümmel ringsum.

»In der Halle hat sich ein gewaltiger Lärm erhoben, ein wildes Toben der Kesselpauken und das Gebrüll der Hörner erschüttern den luftigen Bau . . .«

Was für eine Leistung ist diese Halle! Sie mag an die hundert Fuß Länge, vierzig Fuß Höhe und fünfzig Fuß Breite haben und ruht auf einer sinnvollen Konstruktion langer, schwarzbraun polierter Stangen. Der Fußboden besteht aus einer dunkelroten Tonschicht, die so fest wie Asphalt zu sein scheint. Das tonnenförmige Dach ist mit feinen Bastmatten bedeckt. Zwischen den Außenmauern aus rotem Ton ist Raum genug, um das Licht in reicher Fülle einströmen zu lassen. Man sieht, wie draußen Kopf an Kopf die Masse des Volkes hin- und herwogt.

Interessiert betrachtet Schweinfurth die Reihen der Haremsweiber, deren Haartracht jener der Männer gleicht, während die Körper mit den vielfältigsten Mustern tätowiert oder bemalt sind.

»Tätowierte Figuren verlaufen bandartig in der Richtung der Achseln über Brust, Oberarm und Rücken der Weiber, um individuelle Unterschiede abzugeben. Die mühsam ausgeführte Bemalung der Körper mit Gardeniasaft bietet dem Beschauer eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der verschiedenen Muster. Bald sind es Sternchen und Malteserkreuze, bald Blumen und Bienen, die dargestellt erscheinen, dann wieder finden sich streifenförmige Zeichnungen zebraartig über den ganzen Körper verteilt, Tigerflecken und scheckige Muster . . .«

An den Wänden hinter dem Königsthron hängen bündelweise Giraffenschwänze, Felle und seltsamer Zierat; an langen Schnüren aufgereiht sind die Zähne wilder Tiere, gekreuzte Stoßzähne gewaltiger Elefanten stehen am Boden.

Eine Gruppe ausgesucht hochgewachsener Krieger betritt den Saal und steckt in ein vorbereitetes Gestell zu seiten des Thrones Bündel von kupfergeschmiedeten Lanzen und Wurfspießen. Das durch die Luken eindringende Licht der Nachmittagssonne glitzert rot wie Feuer auf den polierten Waffen.

Dr. Schweinfurth denkt an die kannibalischen Sitten dieses Volkes. Was mag diese Halle wohl an barbarischen Festen gesehen haben? Zeitlos treibt das Leben hier dahin, und der allmächtige, grausame Tod beherrscht es wie die vom Dschungel erstickten Bäume des Urwaldes und die von den Löwen geschlagenen Tiere der Steppe.

Ist es wirklich das Jahr 1870, in dem man lebt? Europa wiegt sich in der Sicherheit behaglichen Friedens und im Stolz auf seine Zivilisation und Kultur. In München spielt man immer noch mit Erfolg Richard Wagners »Meistersinger«, Mendelejew hat das Periodische System der chemischen Elemente gefunden, Monet und Manet begründen ihren Malerruhm, in England ist Charles Dickens gestorben, und der Papst hat auf dem Vatikanischen Konzil das Unfehlbarkeitsdogma verkündet.

Alles ist gleichzeitig auf der Welt, das neunzehnte Jahrhundert und die Bronzezeit; denn während dies und tausend andere Dinge in aller Welt geschehen, versammelt sich ein Volk von Menschenfressern um den Thron des Königs Munsa, wie es das seit fünftausend Jahren getan hat.

Plötzlich wird Schweinfurth durch ein Anschwellen des Gemurmels und das schmetternde Rollen wilder Trommelschläge aus seinen Gedanken gerissen . . .

»... Jetzt still! – da kommt der König. Voran schreiten Musikanten, die auf kolossalen, aus ganzen Elefantenzähnen geschnitzten Hörnern blasen, und andere, die in ihren Händen plumpe, aus Eisenblech roh gehämmerte Glocken schwingen. Den Blick gleichgültig vor sich hin gerichtet, naht endlich derben Schrittes der rotbraune Cäsar, gefolgt von einer Schar seiner Lieblingsweiber, in Putz und Haltung wild, romantisch, malerisch. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, wirft er sich auf die niedere Thronbank und betrachtet seine Füße ...«

Von diesem Manne geht das Gerücht, er esse täglich Menschenfleisch. Er strahlt in der Pracht seines Kupferschmuckes, ein imposanter Federhut beschattet sein Haupt, um Schultern und Hals hängen Giraffenschwänze, Amulette, Glaskugeln, seine Kleidung besteht aus rotgefärbtem Rindenstoff.

»Fingerdicke, stielrunde Riemen von Büffelhaut, die im Schoß zu einem kolossalen Knoten verschlungen sind und an den Enden schwere Kupferkugeln tragen, halten als Gürtel das schönbesäumte Rindenzeug an den Hüften zusammen ...«

Am eigenartigsten aber ist der turmartige, einer Pharaonenkrone ähnliche Kopfputz mit dem stilisierten Kupferornament über der Stirn; es erinnert an das Lotos-Schlangenornament der altägyptischen Herrscher.

Die geheimnisvolle Beziehung zu den Insignien der langversunkenen Pharaonen wird noch unterstrichen durch den krummen Sichelstab, den Munsa in seiner Rechten trägt.

Mit ruhiger Würde richtet Munsa nach einiger Zeit den Blick auf den nie gesehenen weißen Mann, dessen Kleidung ihm wohl so seltsam erscheinen mag wie dem Europäer der Bastrock des Eingeborenen. Durch den dolmetschenden Mohammed richtet er einige allgemeine Fragen an Schweinfurth, dem bei dieser Gelegenheit eine Anekdote durch den Kopf geht, die ein Begleiter Cooks – Reinhold Forster – berichtet hat. Als der Forscher und Weltreisende von Friedrich dem Großen empfangen wurde, fragte ihn der König spöttisch: »Hat Er schon einmal einen König gesehen?« Und Forster antwortete: »O ja, Majestät: zwei zahme und drei wilde!«

Spaßmacher treten auf, ein Sänger produziert sich – ganz wie an einem mittelalterlichen Hofe in Europa. Plötzlich erhebt sich

der König und spricht ein paar Worte, die vom versammelten Volke mit ungeheurem Jubel aufgenommen werden.

»Ih, Ih, tschupi, tschupi Ih! Munsa Ih!« brüllen die Krieger, die Vornehmen springen fasziniert von den Bänken auf, und die grell bemalten Weiber beginnen rhythmisch in die Hände zu klatschen.

Mohammed flüstert Schweinfurth zu, jetzt werde der König tanzen ...

Rasch wird Munsa umgekleidet. Die Pauken, Heerhörner und Rasseln toben, die Krieger schwingen ihre kupfernen Lanzen, vom Eingang her drängen die Zuschauer in schwarzer Flut in die Halle.

Dann ist Munsa bereit.

»Jetzt beschattet sein Haupt ein gewaltiger Aufputz von langhaarigem Pavianfell, der Bärenmütze eines Grenadiers vergleichbar. Von der Spitze flattern lange Federbüschel herab, die Arme sind mit Genettenschwänzen behangen, und an den Handgelenken sind große Büschel von Schweinsschwänzen befestigt. Ein dichter Schurz von Tierschwänzen umgürtet die Hüften, die nackten Beine sind mit klirrenden Ringen besetzt. In solchem Aufzuge sieht man den König umherspringen im rasenden Tanz, die Arme wie ein Besessener nach allen Richtungen von sich schleudernd zum Takte der barbarischen Musik. Die Beine schnellen nach Art eines Kosakentanzes bald auf dem Boden dahin, bald werden sie hoch in die Luft geworfen. Dazu tobt die Musik in ermüdendem Einerlei ...«

Plötzlich verdunkelt sich das Licht, wird schwefelgelb und bedrohlich. Windstöße fegen zur offenen Tür herein, und ein Orkan mit allen Schrecken der Tropengewitter bricht heulend und rasend hernieder. Der Sturm peitscht die Wassermassen bis zur Mitte der Halle, die Neger drängen schreiend zusammen, die Musik verstummt, und auf einmal ist auch der tanzende Cäsar der Mangbattus verschwunden. Alles hastet zum Ausgang und flüchtet in die Wohnhütten.

Um den weißen Mann kümmert sich niemand mehr ...

Lange weilt Dr. Georg Schweinfurth bei den Mangbattus. Er vermißt das Land, zeichnet Menschen, Hütten, Landschaften und Geräte, sammelt Pflanzen, Tier- und Menschenschädel, Insekten, Schlangen und Schmetterlinge und füllt dicke Tagebücher mit

seinen Beobachtungen. Er macht die Bekanntschaft mit den Pygmäen – jenen zentralafrikanischen Zwergvölkern, von denen schon Homer und Herodot erzählt haben. Ein Truppenführer König Munsas lagert mit einem Korps von Pygmäen nahe dem Hauptdorfe, und man bringt einige der seltsamen, primitiven Barbaren zu dem weißen Mann.

»Das sind Tikitikis!« sagen die Begleiter, »du meinst wohl, daß es Kinder sind! Aber nein, es sind Männer, die zu kämpfen wissen!«

Die Pygmäen leben als Nomaden und stehen auf tiefster Kulturstufe. In Jagd- und Wandergruppen streifen sie – wie gegenwärtige Steinzeitmenschen – durch die zentralafrikanischen Urwälder. Seit vor einigen Jahrhunderten unter dem Druck der äthiopischen und sudanesischen Nordvölker die Neger in die südlichen Gebiete Afrikas abgedrängt worden sind, haben sie sich zum Teil mit diesen Zwergvölkern vermischt oder sie, wie die Mangbattus, unter ihre Botmäßigkeit gezwungen. Die Wohnsitze der Zwerge liegen auf dem südlichen Ufer des Uellestromes.

Als keine weitere Handelsausbeute mehr zu erwarten ist, tritt die große Karawane, reich mit Elfenbein für den Kaufherrn Ghatta und mit wissenschaftlichem Material für die europäischen Universitäten beladen, den Rückweg an. Wieder wandern die Trägerkolonnen, Mann hinter Mann und weit auseinandergezogen, durch den lockeren Buschwald. Nach Überschreiten der Grenze des Munsa-Reiches kommt man in das Gebiet der A-Bangba-Neger; die Dorfältesten stellen wie üblich Männer zum Schleppen der Lasten.

Es ist der 23. April 1870, ein heißer, wolkenloser Tag.

»Eine halbe Stunde Weges, vom letzten Rastplatze gerechnet, mögen wir so einhergezogen sein, ich befand mich im Abstand von wenig hundert Schritten hinter Mohammed, unmittelbar an der Spitze der Trägerkolonne, als plötzlich mehrere schnell aufeinanderfolgende Schüsse anzeigten, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein müsse. Im selben Moment erblickte ich zu meiner Rechten eine Anzahl Eingeborener mit Windeseile durch die Steppe davonstürzen. Sofort wird auf die Fliehenden ein allerdings zweckloses Feuer eröffnet...

Gleich darauf sehe ich Mohammed, von seinen Leuten getragen, dem Zuge entgegenkommen, ein breiter Blutstreifen zieht sich über seine weiße Schärpe, am Wege liegen die zwei Gewehrträger,

durchbohrt von Lanzen, die ihnen durch den Rücken gestoßen sind.«

Kein Zweifel, es sind A-Bangbas, die den verräterischen Überfall unternommen haben. Auf Verabredung sind die Träger plötzlich über die Reisenden hergefallen; aus dem hohen Steppengras tauchten jählings zahlreiche Speerträger auf und griffen an. Die schwarzen Räuber hatten es wohl auf die reichen Schätze der Karawane abgesehen.

Die Chartumer Soldaten werfen sich mit wildem Zorn auf die nahe gelegenen Dörfer der A-Bangbas, bald stehen flammende Qualmwolken über der Steppe. Einige Krieger kehren mit abgeschnittenen Negerköpfen zurück und legen die Trophäen vor dem entsetzten Dr. Schweinfurth nieder.

Nach kurzem Aufenthalt kann die Kolonne ihren Marsch durch den Buschwald am Rande der Steppe fortsetzen.

In diesem unendlich weiten Lande jenseits der Zivilisation gelten noch die Gesetze der Urzeit: Der Starke erschlägt den Schwachen, der Listige besiegt den Törichten, die überlegen Organisierten und besser Bewaffneten sind Herren, die Primitiven sind Sklaven. Man kennt weder Menschlichkeit noch Mitgefühl.

Einmal kommt Dr. Schweinfurth in einen Negerkral, der unter der sengenden Mittagsglut der Savanne liegt. Vor einer Basthütte kauern ein Neger und seine Weiber. Der Alte spielt auf einer Art Gitarre, die Weiber schüren das Feuer unter dem brodelnden Kochtopf. Im glühenden Sande daneben liegt ein noch rothäutiges, also erst kurz zuvor geborenes Kind und wimmert kläglich.

Niemand denkt daran, dem armen Wesen ein Blatt über das Gesicht zu legen oder seine Schmerzen zu lindern. Auf die entrüstete Frage des weißen Mannes, weshalb sie das kleine Kind in der prallen Sonne braten ließen, erwidert der alte Neger gleichgültig, ob der Wurm jetzt oder erst in einer halben Stunde sterbe, sei ohne Belang, man habe es zum Mittagessen bestimmt.

Schaudernd erfährt Schweinfurth, daß das Kind von einer Sklavin geboren ist; man hat es ihr fortgenommen, damit sie in der Hausarbeit nicht aufgehalten wird.

In der »Meschera«, dem Sammellager der sudanesischen Sklaven- und Elfenbeinhändler im Gebiet des Gazellenflusses angelangt, erlebt der Forscher, wie ein Transport zum Skelett abgemagerter Mittu-Sklaven eintrifft. Er sieht, wie die arabischen Wachen einen Sterbenden aus der Hütte schleifen, mit ihren Peit-

schen zu Tode prügeln und mit dem röchelnden und zuckenden Körper Fangball spielen.

Lange Kolonnen von schwarzen Frauen, Männern, Kindern ziehen aus allen Himmelsrichtungen in das Sammellager der Händler, werden auf Barken zusammengepfercht und nilabwärts verschifft. Der Sklavenhandel auf der alten Kordofaner Straße blüht in diesem Winter 1870/71 wie noch nie. Aber Schweinfurth vernimmt auch aus den Gesprächen der arabischen Kaufleute, daß sie in Sorge sind wegen des Vordringens des britischen Einflusses in Ägypten. Seit der Sueskanal eingeweiht ist und sich der Khedive in wachsenden Finanzschwierigkeiten befindet, ist die ägyptische Verwaltung gezwungen, den Engländern immer mehr Rechte einzuräumen. Vor einiger Zeit hat die Kairoer Regierung bereits einen englischen Offizier namens Sir Samuel Bakers nach dem Sudan schicken müssen, mit der Berechtigung, dort energisch gegen die Sklaventransporte vorzugehen. Viele Barken mit Negern sind in der Gegend von Chartum aufgebracht und beschlagnahmt worden.

Die Händler in Kordofan und im Bahr el Ghasal-Gebiet brauchen jedoch vorläufig noch nichts zu befürchten, da die Lokalbehörden aufs engste mit ihnen zusammenarbeiten.

Wenn Schweinfurth den Gesprächen der arabischen Händler zuhört, wird es ihm oft bewußt, daß der vielgeschmähte Kolonial-Imperialismus der europäischen Mächte für viele Länder auch Segen und Schutz bedeutet. Denn der britische oder französische Gouverneur, der europäische Polizeiposten, der weiße Richter im Lande der Grausamkeit, der Rechtlosigkeit und Gewalt erscheinen der Masse der Menschen kaum als Träger wirtschaftlicher Ausbeutung oder Schmälerer der nationalen Souveränität, sondern als Beschützer vor den unmenschlichen eingeborenen Tyrannen, den menschenfressenden, sklavenhandelnden Häuptlingen, den habgierigen, gefühllosen Händlern und den zynischen, korrupten und in Wohlleben versinkenden Paschas.

Der Weg Afrikas in eine bessere Zukunft kann nicht ohne europäische Hilfe gegangen werden ...

In dieser großen Handelsniederlassung am Oberlauf des Nils trifft den Forscher Schweinfurth, der bereits viele und gefährliche Abenteuer im Dienste der Wissenschaft glücklich bestanden hat, ein schrecklicher Schicksalsschlag: Fast alle seine Sammlungen, Her-

barien, Kartenmappen und Aufzeichnungen, Schädel, Knochen, Tiergerippe, Meisterwerke der Negerkunsthandwerker, ein ganzes Lager wertvollsten Materials, gehen verloren.

Am 1. Dezember 1870 bricht Feuer in der Niederlassung aus, die Flammen greifen rasend um sich und erfassen auch die strohgedeckten Lagerhütten Doktor Schweinfurths. Der Großteil der Sammlungen verbrennt – ein unersetzbarer Verlust!

»Ich hatte wenig mehr als das nackte Leben gerettet: Ohne Kleider, ohne Waffen und Instrumente, ohne Tee und Chinin stand ich jetzt vor dem Haufen Kohle und Asche, der, unwiederbringlich verloren, die Frucht mehrjähriger Anstrengungen und im übrigen so beispiellos glücklicher Konjunkturen barg. Meine schöne Ausrüstung für die projektierte Niam-Niam-Expedition, die jüngsten Sammlungen, unter denen der Verlust der gesamten ethnologischen Ausbeute und vieler wertvoller Erzeugnisse des afrikanischen Kunstfleißes am meisten zu beklagen war, dann die Handschriften mit allen meteorologischen Ablesungen, die Reisejournale mit den Erlebnissen und Wahrnehmungen von 825 Tagen, die mühsam erlangten Körpermessungen und Vokabularien schließlich, alles war in wenigen Minuten ein Raub der Flammen geworden.
Da saß ich nun auf dem geretteten Bettzeug in stiller Resignation, vor mir als einziger Rest meiner Habseligkeiten die zwei mir übriggebliebenen Koffer und das der Asche entnommene Eisengerät aus den Werkstätten der Mangbattus und Niam-Niam. Der Abend kam und mit ihm wie gewöhnlich die Kuh mit dem Kalbe, um mir zwei Gläser Milch zu spenden. Etwas Yams, dem Innern einer verkohlten Riesenknolle entnommen, die sich noch in der Asche gefunden, ferner ein ähnlicher Rest von einem großen Stück von mir zubereiteten Pökelfleisches vervollständigten mein Mahl, ich zehrte von den letzten Überbleibseln meiner Vorräte. Um mich herum heulten die Hunde mit ihren verbrannten Füßen, als jammerten sie über das allgemeine Elend.«

Wieder treffen neue Sklavenkarawanen im Lager ein. Sie kommen diesmal aus dem südlichen Abessinien, den Gallaländern, und werden nilabwärts zum großen Markt von Sennar oberhalb Chartum verschifft. Die Händler bringen viele, von Gerüchten umrankte Neuigkeiten mit. Schweinfurth ist ein eifriger Zuhörer, denn er weilt jetzt drei Jahre in der Wildnis, weiß nicht, was sich

unterdessen in der Welt ereignet hat, und ist dankbar für jede Ablenkung von seinem Unglück.

Die Araber berichten auch vom tragischen Ende des abessinischen Kaisers Theodoros, der sich am 13. April 1868 in seinem Heerlager zu Magdala erschossen hat.

Theodoros hieß ursprünglich Kasa und war der Sohn des Statthalters von Quara. Im Reiche der abessinischen Herrscher gab es seit langer Zeit innere Kämpfe, die Statthalter der verschiedenen Provinzen waren allzu mächtig und selbstherrlich geworden. Um den letzten Negus, Kaiser Saglu Denghel, der in Gondar wie ein Gefangener gehalten wurde, kümmerte sich niemand mehr.

Die abessinische Kirche verbündete sich mit dem Gouverneur Kasa von Quara, und mit ihrer Hilfe gelang es Kasa, für sich selbst die Herrschaft über das Kaiserreich zu gewinnen. Kasa nahm den Titel Negus Negesti, »König der Könige«, und den Namen Theodoros an. Die Priesterschaft der abessinischen Kirche gewann er durch die Austreibung aller katholischen und anglikanischen Missionare.

Der neue Kaiser schuf Ordnung, soweit es in seinen Kräften stand, denn in diesem Lande herrschten seit undenklichen Zeiten Feudalsystem, eine barbarische Rechtspflege, rohes Kriegsrecht, Blutrache, Vielweiberei und Sklaverei.

Theodoros begann seine Reformen damit, daß er den Sklavenhandel, dann die Vielweiberei und schließlich die Blutrache verbot. Als er aber die Bodenreform mit der Enteignung der Klöster und der Kirche verband, waren seine Gegner zahlreich und mächtig genug geworden, um gegen ihn zu Felde zu ziehen. Der Bürgerkrieg zwischen den einzelnen Stämmen und Landschaften flackerte neu empor. Zu allem Unglück verwickelte sich Kaiser Theodoros in dieser schwierigen Situation in einen Konflikt mit dem allmächtigen England.

Er hatte eine Anzahl englischer Missionare und Konsuln gefangensetzen lassen und beantwortete die britische Mahnung mit Herausforderungen, glaubte er sich doch durch die Natur seines unwegsamen und wilden Landes geschützt.

Inzwischen hatten die aufständischen Gouverneure so viel an Raum gewonnen, daß der Negus nur noch Herr seiner Krieger und des Heerlagers von Debra Tabor war. Im Oktober 1867 landete eine englische Expeditionsarmee von viertausend Mann bri-

tischer und achttausend Mann indischer Truppen im Westhafen Zula. General Napier führte seine ausgezeichnet ausgerüstete und im Kolonialkrieg erfahrene Armee trotz aller Schwierigkeiten über die Pässe der über dreitausend Meter hohen Gebirge, durch bizarre Felsen- und Berglandschaften, über Trockenstrecken, Steppen und Hochländer, durch Schluchten, die wie Axthiebe von Urweltriesen in die Erde gerissen waren.

Am 10. April 1868 standen die Engländer in Schlachtordnung vor der Stadt und Festung Magdala. Wie ein gereizter Löwe stürzte sich Kaiser Theodoros mit Tausenden von Speerträgern, mit Musketenschützen und zahllosen, phantastisch gewappneten Reitern von einem Steilhang herab auf die Europäer, die den Angriff in jener sicheren Ruhe erwarteten, die der Besitz von Vickers-Kanonen verleiht. Im Feuer der Kartätschen brach die schwarze Sturmflut zusammen. Am Abend lagen achthundert Tote und fünfzehnhundert Verwundete vor den britischen Linien; die Armee Napiers hatte zwanzig Verwundete.

Verzweifelt bot der Kaiser Freilassung der Gefangenen, Sühne und Friede an. Die Briten aber lehnten ab und bereiteten den Sturm auf die Festung Magdala vor. Ohne Hoffnung, sein Schicksal ändern zu können, erschoß sich der schwarze Kaiser am 13. April 1868.

Die Sklavenhändler, die in Galla ihre lebende Ware eingekauft hatten, wußten zu berichten, daß die englischen Truppen wieder abgezogen seien und Abessinien im Chaos zurückgelassen hätten; Feudalfürsten, Stammeshäuptlinge und Thronprätendenten überzögen gegenseitig ihre Länder mit Krieg.

Das Land steht jedem feindlichen Angriff offen. Schon beginnen die in Obok an der Somaliküste gelandeten Franzosen von Osten her, der Khedive von Ägypten von Norden und die Engländer, die in den Somalihäfen Berbera, Zeila und Bulhar starke Interessen besitzen, begehrliche Augen auf abessinisches Territorium zu werfen.

Die Sklavenhändler freuen sich der Unordnung in ihrem Einkaufsgebiet. Ihrem Geschäft ist nichts zuträglicher als Krieg, Not und Gesetzlosigkeit. Wenn Hunger und Verwirrung herrschen, kann man Menschenware billig kaufen oder mit Gewalt erwerben.

Nach langer Wartezeit treffen endlich Barken aus Chartum ein und bringen Neuigkeiten aus Europa.

Schweinfurth erfährt, daß auch dort Krieg ausgebrochen ist und daß sich die Franzosen und die Deutschen mit den Waffen eines

modernen Krieges bekämpfen. Gleichgültig erzählen die arabischen Kaufleute, daß die Deutschen eine Stadt namens Paris eingenommen und sich einen Kaiser gewählt haben. Dr. Schweinfurth ist ergriffen und bewegt.

Angesichts dieser Ereignisse verblaßt für ihn das namenlose und ungezählte Leid eines ganzen Kontinents. Das Unglück Afrikas wird vom Schlachtendonner des Deutsch-Französischen Krieges übertönt.

Den Forscher treibt es mit Macht nach Hause.

Am 27. Juli 1871 ist er in Chartum, im November kehrt er nach Europa zurück. Über Deutschland wehen die Fahnen des Zweiten Kaiserreiches – eines neuen Reiches, das nun in die Reihe der Großmächte eintritt und das im Zeitalter des Imperialismus bald nach Kolonialbesitz trachten wird. Nur in Afrika gibt es noch Land zu gewinnen.

Schweinfurths Forschungsergebnisse haben durch die Ereignisse plötzlich ungeahnte politische Bedeutung gewonnen.

Ein Mann namens Nachtigal

Der rasche Aufstieg Preußens, der längst vor den Ereignissen von 1870/71 die Sensation Europas war, hatte auch in Berlin koloniale Wünsche, wenn auch in bescheidenem Ausmaß und vorläufig nur in Form von Handelsverbindungen, wach werden lassen. Die Preußen hatten zweimal – unter dem Großen Kurfürsten und später unter Friedrich dem Großen – versucht, sich in die Kolonialpolitik der Großmächte einzuschalten, waren aber immer wieder durch die Wechselfälle der innereuropäischen Verwicklungen von der weiteren Verfolgung ihrer Pläne abgelenkt worden. Nun – da sich immer mehr eine preußische Führerrolle ankündigte – schien abermals der Augenblick gekommen, dem preußischen Handel, der Wissenschaft und der Politik Wege in eine Welt jenseits der Meere zu eröffnen.

Noch der Berliner Privatdozent Heinrich Barth hatte vergeblich um staatliche Unterstützung nachgesucht; ebenso waren Eduard Vogel, Moritz von Beurmann und Gerhard Rohlfs vornehmlich mit privaten Mitteln gereist. Die Ergebnisse ihrer Expeditionen hatten jedoch die Regierung aufgerüttelt und geneigt gemacht, die Erfolge auszubauen und praktisch auszuwerten.

Man hatte König Wilhelm von Preußen geraten, Beziehungen mit jenen geheimnisvollen Sudanstaaten aufzunehmen, die von preußischen Untertanen wie Barth, Overweg, Vogel und Rohlfs bereist worden waren. Gerhard Rohlfs hatte schließlich den Auftrag erhalten, im Namen des Königs Geschenke an den Scheich Omar von Bornu zu überbringen; da aber Rohlfs um diese Zeit eine große Oasenexpedition plante, kam ihm das ehrenvolle Angebot ungelegen, und er schlug als geeigneten Ersatzmann Gustav Nachtigal vor, der sechs Jahre lang Leibarzt des Ersten Ministers von Tunis gewesen war und der sich als ehemaliger preußischer Militärarzt wieder um eine Anstellung im preußischen Staatsdienst beworben hatte. Rohlfs war ihm auf dem Wege nach Tripolis, das wieder der Ausgangspunkt seiner abenteuerlichen Reise sein sollte, begegnet.

Nachtigal verfügte als Arzt und ausgezeichneter Kenner der arabischen Sprache über die nötigen Voraussetzungen, um die Mission erfolgreich durchführen zu können. Zunächst sträubte sich der Afrikamüde, weil er weder Erfahrungen auf dem Gebiet innerafrikanischer Abenteuer noch die notwendigen astronomischen, geographischen und sonstigen wissenschaftlichen Vorkenntnisse besaß, aber als die Bestätigung aus Berlin eintraf, war er dennoch bereit, als Gesandter des preußischen Königs die Fahrt ins Ungewisse zu wagen.

Gustav Nachtigals Abenteuer begann am 17. Februar 1869 zu Tripolis, zu einer Zeit, als Georg Schweinfurth noch in den Einöden des Gazellenstromlandes unter Sklavenhändlern, wilden Negervölkern und tausenderlei Gefahren sich mühte, das Stück Afrika, in dem er sich befand, mit Kartenbild, Wissen und Erkenntnissen auszufüllen.

Eine kleine Abschiedsfeier vereinigt die europäische Kolonie von Tripolis in einem Palmenhain im Süden der Stadt. Gerhard Rohlfs, einige deutsche Kaufleute, der britische Konsul, ein paar Italiener und Franzosen und zahlreiche vornehme Araber sind gekommen, um Gustav Nachtigals Aufbruch zu feiern. Man hat unter den schlanken, rotbraunen Stämmen der Dattelpalmen Tische aufgeschlagen, ißt, trinkt und sieht den Darbietungen der Tänzerinnen zu. Im Schatten der Hibiskusbüsche lagern wiederkäuend die Kamele der Karawane, die Nachtigal bis Mursuk mitnehmen wird. Auch die Beduinen-Kameltreiber, die arabischen Händler und die

Wüstenkrieger, die als Bedeckung mitreiten, lagern schmausend im Kreise.

Als die Gemüter vom Dattelwein angeregt sind, entspinnt sich ein scherzhaftes Streitgespräch zwischen den Angehörigen der verschiedenen Nationen über die Verdienste auf dem Gebiet der kolonialen Forschung.

»Es sind achtundvierzig Jahre her, Mr. Nachtigal«, sagt der britische Konsul, »daß Marineleutnant Hugh Clapperton, Dr. Walter Oudney und Major Dixon Denham – alles Untertanen Ihrer Majestät der Königin Victoria – zum erstenmal in Bornu waren und von dem Scheich mit feierlicher Parade empfangen wurden. Leider wurden alle drei Opfer der Strapazen, des Klimas und der wilden Natur des Landes. Dr. Oudney und Leutnant Toole konnten jedoch den Tschadsee umkreisen, und Clappertons Diener Richard Lander konnte in einer zweiten Expedition vollenden, was Clapperton selbst nicht mehr zu entschleiern vergönnt war; er erkundete den Nigerlauf und die bisher unbekannten Gebiete zwischen Sokoto und Lagos. Es sind also alte britische Straßen, die Sie ziehen werden, Mr. Nachtigal! Doch möchte ich mit diesem Hinweis natürlich Ihren Verdiensten keinen Abbruch tun, er mindert auch die Gefahren nicht, denen Sie entgegengehen . . .«

»Hören Sie, Sir James«, entgegnet Rohlfs, »es sind nicht nur Briten gewesen, die in Afrika neue Wege erschlossen haben. Lassen Sie auch uns unseren Stolz: Im Jahre 1800 ist unser Landsmann Hornemann über Mursuk nach Bornu gezogen, und wirklich brauchbare Ergebnisse über den Sudan hat doch überhaupt erst der Deutsche Heinrich Barth gebracht. Er hat der zivilisierten Welt die ersten Karten und Vermessungen, eingehende Beschreibungen und wissenschaftliche Aufschlüsse aus den Sudanstaaten geliefert.«

Der französische Konsul, ein kleiner, eleganter Herr in weißer, goldgestickter Uniform, hat schweigend zugehört.

Jetzt tritt er einen Schritt zurück, zieht mit theatralischer Geste einen zierlichen Kavaliersdegen und nimmt Fechterstellung ein.

»Wer wagt es, Frankreichs Ruhm zu schmälern?« ruft er emphatisch mit lustig blitzenden Augen. »Waren es nicht die Franzosen Duveyrier und vor allem der Tapferste der Tapferen, René Caillié, die den Sudan der Menschheit geöffnet haben? Caillié war als erster Weißer in Timbuktu . . .«

»Irrtum, Monsieur«, unterbricht ihn der Brite trocken. »Selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich mit Ihrem Schwert aufspießen

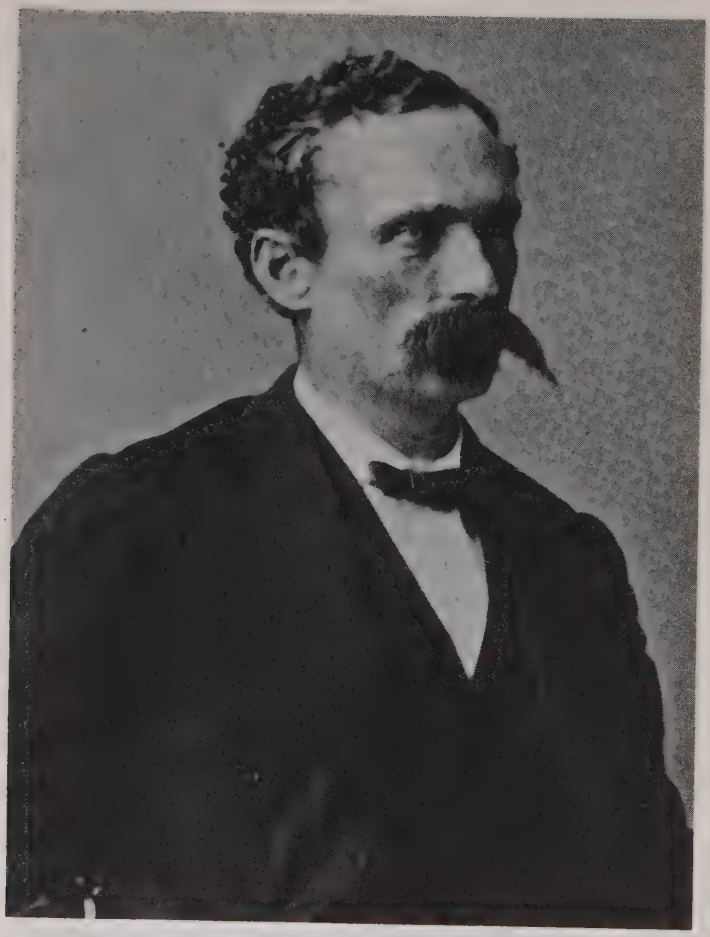
wie einen zappelnden Käfer, kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß der englische Major Laing bereits im Jahre 1824, also ein Jahr vor Caillié, nach Timbuktu gekommen ist.«

»Gewiß«, erwidert der Franzose. »Aber er hat seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen müssen und konnte deshalb keinen Bericht nach Europa bringen. Caillié jedoch durchquerte die ganze Westsahara und kehrte nach Frankreich zurück.«

Trotz des scherzhaften Tones liegt doch eine gewisse Spannung in dieser gegenseitigen Verrechnung der nationalen Forschungstaten. Die Großmächte und ihre auswärtigen Vertreter belauern sich bei allen Unternehmungen, die dem Ausbau ihrer Kolonialimperien dienen könnten. Besonders stark ist die Rivalität zwischen Frankreich und England. Frankreich hat 1849 in dem afrikanischen Territorium »Französisch-Äquatorialafrika« Libreville und 1857 in »Französisch-Westafrika« die Hafenstadt Dakar gegründet; an der Ostküste ist Französisch-Somaliland in Besitz genommen worden. In Nordafrika wurde 1830 Algerien besetzt und 1847 der Aufstand Abd el Kaders niedergeworfen; 1848 wurde Algerien integraler Bestandteil Frankreichs. 1857 hat sich Paris in Tunesien, dem verfallenden türkischen Paschalik, eine Telegrafenbau-Konzession, später verschiedene Handelsvorrechte und in der Folge auch politischen Einfluß zu verschaffen gewußt. In der Zukunft scheint Napoleon III. seine afrikanische Position weiter stärken zu wollen; man spricht von einer Finanzkommission für Tunis, außerdem steht in dieser Zeit die Eröffnung des Sueskanals – eines französischen Unternehmens – bevor. Frankreich beginnt offenbar die Umrisse eines großen, von der Atlantikküste bis Ägypten greifenden Imperiums abzustecken.

Das seemächtige England, das seit 1831 an der Goldküste, im Aschantiland und in Benue, seit 1843 in Gambia sitzt und 1862 Lagos an der nigerischen Küste einbezogen hat, ist nicht geneigt, tatenlos zuzusehen, wenn andere Mächte sich in dem Raum ausbreiten, den es selbst zu erschließen gedenkt. Von der Hafenstadt Lagos aus zielt der Einfluß einer entstehenden englischen Kolonie Nigerien tief ins Land am Niger und am Benue und bis hinauf zum Handelsknotenpunkt Bornu am Tschadsee. In allen diesen Gebieten wünscht Großbritannien weder Franzosen noch Deutsche zu sehen.

Der gewandte Gerhard Rohlfs spürt eine kaum wahrnehmbare Veränderung des Gesprächstones und gießt bedachtsam Öl in die Wogen.



Der deutsche Arzt und Afrikaforscher Gustav Nachtigal

»Lassen wir die Vergangenheit«, sagt er, »und denken wir an die Zukunft, die unserem gemeinsamen Freund Nachtigal manches abenteuerliche Erlebnis bringen wird. Ich habe euch Engländer und Franzosen immer im Verdacht, daß ihr eure Forschungsreisenden als eine Art Erkundungsoffiziere für militärische und

machtpolitische Zwecke aussendet. Und von diesem Verdacht sind wir gottlob frei; unser Freund Nachtigal bringt dem Scheich von Bornu Geschenke der Dankbarkeit, uns geht es allein um die wissenschaftliche Erschließung der Sudanländer – für die Errichtung einer politischen Position ist die Entfernung Berlin–Bornu etwas zu weit!«

»Da haben Sie recht«, entgegnet der Brite, »nur eine Flottenmacht würde auf die Dauer in so entfernten Landstrichen Einfluß ausüben können, und von einer königlich preußischen Kriegsflotte ist mir nichts bekannt.«

Der Franzose und der Engländer führen das Gespräch allein fort; Gerhard Rohlfs zieht Nachtigal beiseite. Sie schlendern noch einmal zu der Palmengruppe, unter der die Lastkamele und die Gepäckstücke lagern. Gemeinsam prüfen sie die Verpackung der Geschenke und der Ausrüstung.

In einer riesigen Kiste liegt wohlverwahrt ein rotsamtener reichvergoldeter Thronsessel für den Bornu-Scheich, zwei riesige Packen enthalten die lebensgroßen Ölbilder König Wilhelms, der Königin und des Kronprinzen von Preußen. Daneben liegen Zündnadelgewehre, Munitionskisten, ein zerlegtes Harmonium, kleinere Gaben, wie ein Fernrohr, eine goldene Taschenuhr und eine Standuhr, ein Teeservice, phantastisch bunte Burnusse, eine Schachtel voller roter Fes, Korallenketten, Glasarmbänder in Kisten, Parfums und Paradesäbel. Einen kleinen Platz nur nimmt Nachtigals persönliches Gepäck, nehmen seine Waffen, der Proviant und die Wasserschläuche ein.

Es hängt von vielen Glücksumständen ab, ob diese Waren jemals in Bornu ankommen werden.

»Wissen Sie, Rohlfs«, sagt Nachtigal, »ich wäre ehrgeizig genug, in das Reich Wadai einzudringen. Das ist weder Barth noch Vogel oder Beurmann gelungen. Wenn wir uns in Wadai umsehen könnten, hätten wir ungefähr Anschluß an die Karten, die Schweinfurth vermutlich mitbringen wird.«

»Vorsicht, Doktor! Wadai ist ein gefährliches Pflaster! Denken Sie an Vogel und Beurmann, die das Überschreiten der Grenzen mit ihrem Leben bezahlt haben! Ich bin froh, wenn Sie heil aus Bornu zurückkehren . . .«

Schnell bricht die Nacht über die Oase herein. Noch steht die rotglühende Sonne einige Augenblicke über dem gelbvioletten Horizont der westlichen Wüste, dann wird es so dunkel, als habe eine unsichtbare Hand einen Vorhang mit zahllosen, silbern glit-

zernden Sternen über die Szene gezogen. Aus den Dünen dringt das klagende Geheul von Schakalen.

Im Morgengrauen setzt sich die Karawane in Bewegung. Die Europäer winken noch einmal aus dem Schatten der Palmen zurück und versinken dann hinter der nächsten Düne, die wie eine erstarrte Woge an den grünen Strand der Oase geworfen ist.

Die Wüste nimmt die Karawane auf. Die Tagestemperaturen klettern auf über dreiundvierzig Grad Celsius und stürzen in den Nächten auf vier Grad. Manchmal verfärbt sich der Horizont rotgelb, und in wütenden Stößen faucht der Sandsturm, unter dessen Gewalt die flach am Boden liegenden Männer, in ihre Burnusse gehüllt und dicht an die Kamelleiber gedrängt, nach Atem ringen.

Fünfunddreißig Tage lang ziehen die Kamele in schwankendem Marsch durch vegetationslose Einöden, bis endlich das erste Ziel, die Oase Mursuk, mit sonnengebleichten Lehmhäusern und graubestaubten Palmkronen, auftaucht.

Die Karawane der Tripolitaner will in Mursuk ihre Waren auf den Markt bringen und dann umkehren. Wochenlang wird Nachtigal in der Oase festgehalten, da er keinen Anschluß an eine nach Süden gehende Reisegesellschaft findet. Er hat genügend Zeit, seine Expeditionsaufgabe immer wieder zu überdenken.

Duveyrier ist im Hoggargebirge bei den Tuaregs gewesen, Barth hat das Airgebirge durchstreift, nur das geheimnisvolle Hochgebirge Tibesti, siebenhundert Kilometer südöstlich von Mursuk, der Wohnsitz der Tibus, ist bisher noch niemals von einem Europäer betreten worden. Nachtigal will die Zeit seines Mursuker Aufenthalts nützen, um einen Abstecher in dieses unbekannte Land zu unternehmen.

In Mursuk warnt man den Deutschen. Die Tibus sollen noch unzugänglicher und räuberischer als die Tuaregs sein, finstere, von der kargen Wüste geprägte Nomaden und Krieger, denen man besser aus dem Wege geht. Selbst der getreue Diener Mohammed rät seinem Herrn dringend von diesem Unternehmen ab, doch der Forscher läßt sich nicht einschüchtern und macht sich mit einer kleinen Expedition auf die weite Reise.

Wieder folgen Tage und Wochen des Dahinreitens im Sand und in Steinfeldern. Backofenheiß quillt der Wüstenwind aus den geöffneten Schlünden eines erbarmungslos glühenden Himmels. Geduldig trotten die Kamele im Paßgang, das Wasser der verborgenen Brunnen schmeckt übel nach Mineralien.

In der kleinen Oase Gatrun trifft die Expedition auf berittene Beduinen. Fliegenschwärme schwirren wie blaue Wolken auf und machen Essen, Trinken, ja sogar das Sprechen zur Qual. Als die Männer von Gatrun das Ziel der Expedition erfahren, sind sie ehrlich erschreckt und erzählen schauerliche Geschichten von den Tibus des Tibesti. Nach ihren Aussagen, die sich später bestätigen, sind diese Tibus nichts weiter als eine Horde halbverhungerter, ausgedörrter Schmarotzer, Banditen und aus ihren Stämmen ausgestoßener Gewalttäter, die von Raub leben.

Nachtigal reitet trotzdem weiter gegen Südwesten, wo langsam aus dem gelbroten Horizontstreifen die violetten Schatten eines kahlen Bergstocks hervortreten, das Tibesti.

Doch sie verirren sich, das endlich gefundene Wasserloch ist leer. Erschöpft sinken sie von den halbverdursteten Tieren in den glühenden Sand. Sie sind bereit zu sterben.

Jetzt erfassen sie, was die Wegzeichen bedeuten, die sie unterwegs angetroffen haben, die gebleichten Gerippe von Reittieren, die Schädel von Menschen. Sie sind im Lande des Todes.

Mohammed rafft sich noch einmal auf und besteigt mühsam ein Kamel, er trabt wankend ein Wadi entlang, findet nach Stunden durch einen Glücksfall Wasser und kehrt mit gefüllten Schläuchen zu den Erschöpften zurück. Die Einsamen sind noch einmal gerettet.

Langsam nähern sie sich den Felsenbergen und dringen in die Täler ein, die auf ihrem Grunde ein paar steppenartige Flecken harten Grases und grauer Tamarisken aufweisen. Auf einem Hang sehen sie schwarze Beduinenzelte – das erste Lager der Tibus.

Die folgenden Wochen sind ein einziges Martyrium. Obwohl Nachtigal die Führer der Tibus sogleich mit Geschenken überhäuft und fast seine ganzen Nahrungsmittelvorräte an die ausgehungerten Bewohner der Zelte verteilt, erpressen die Räuber rücksichtslos immer mehr von ihm und seinen Begleitern. Die Mitglieder der Expedition verlieren in kurzer Zeit alle mitgeführten Wertgegenstände, Proviant, Waffen, Ausrüstung, ihre Kamele und einen Teil ihrer Kleider.

»Der ganze Aufenthalt bei den Tibus wird zu einer Kette von Erpressungen, Bosheiten, Drohungen, Diebstählen und Räubereien . . .[14]«

Mit Mühe und Not vermag Nachtigal seinen getreuen Negerdiener Mohammed zu befreien, den ein Tibuscheich bereits als Sklaven fortgeführt hat. Bei Nacht, unter ständiger Lebensgefahr, entfliehen sie den Hürden der Nomaden und gelangen nach mühseliger Fußwanderung zu einem winzigen Dattelhain, in dem sie sich von Datteln und Wasser ernähren. Endlich erscheinen Männer aus Gatrun, die ihnen den Weg in eine Oase weisen. Hier treffen sie eine Karawane an und kehren mit ihr nach Mursuk zurück.

Viele Wochen brauchen die Teilnehmer der Tibesti-Expedition, um sich von Malaria, Anstrengungen und Sonnenbrand zu erholen. Auf seinem Krankenlager erhält Nachtigal die Nachricht vom Untergang einer Expedition, die eine Holländerin, Alexandrine Tinne, von Mursuk aus in die Wüste unternommen hat. Ihr unbekümmert zur Schau getragener Reichtum ist der Karawane zum Verderben geworden. Südlich von Mursuk ist die Expeditionsleiterin in die Hände von Tuaregs gefallen und ermordet worden.

Nachtigal soll mit den wertvollen Geschenken für den Scheich von Bornu die gleiche Straße ziehen . . .

Zu Beginn des Jahres 1870 trifft eine große bewaffnete Reisegesellschaft mit dem türkischen Gouverneur von Tripolis in Mursuk ein. Sie ist auf dem Wege nach Bornu-Kanem, um Geschenke des Sultans an den Scheich zu überbringen. Dieser Karawane darf Nachtigal sich anschließen.

Am 18. April 1870 bricht die stark bewaffnete Kolonne des Paschas in die südliche Sahara auf. Nachtigal hat neue Leute geworben, neun Lastkamele und fünfundzwanzig marokkanische Leibwächter folgen ihm und seinem getreuen Gefährten Mohammed.

Wieder kommen heiße Wochen auf den Durststrecken der schwarzen Trümmergebirge des Tümmogebietes. Das Land gleicht einer Mondlandschaft. Die landeskundigen Führer finden zwischen den felsübersäten Hügeln nur mühsam den Weg zur nächsten Oase innerhalb der Oasenkette von Kauar. In Bilma, der letzten grünen Insel jener Gebiete, füllen die Karawanenreiter noch einmal ihre Wasserschläuche; denn nun betreten sie einen viele Tagereisen breiten Streifen auf- und absteigender Sanddünen, die einem bewegungslosen, im hohen Seegang erstarrten Ozean gleichen.

Am 25. Juni – beinahe zehn Wochen nach dem Aufbruch in Mursuk – zeigen sich Spuren des Übergangs der Sandwüste in lichte Steppe; Dornbüsche, Silberdisteln, Tamariskensträucher und gelbe Grasbüschel treten zuerst vereinzelt, dann in größeren, zusammenhängenden Flächen auf. Zwei Tage später bildet das harte, im Winde wehende Gras schon eine dichte Decke, die ersten Schirmakazien zeigen sich in der Ferne, weit draußen weiden Herden von Antilopen und Gazellen. Nachtigal notiert in sein Tagebuch:

»An dem früher wolkenlosen Himmel ballen sich die Wolkenmassen zusammen; die Nordgrenze der regelmäßigen Sommerregen ist überschritten. Die spärlichen Baumgruppen der Steppe machen jetzt einem lichten Walde Platz, auf dem das Auge des Wüstenwanderers mit Behagen ruht... Der 28. Juni bringt uns den Anblick des Tschadsees, der aber trotz seiner Größe nichts Imponierendes bietet. Dafür freilich entschädigt uns das reiche Tier- und Menschenleben an den weitläufigen Ufern, das leider am folgenden Tag ein Sturm mit tropischem Regen verscheucht...«

Es ist das Bild, das schon Barth, Overweg und Vogel geschaut haben: sumpfige, von dichten Schilfmassen verhüllte Seeufer, über denen Schwärme von Wasservögeln kreisen. In den Schlammlöchern suhlen sich Nilpferde, im Flachwasser trompeten badende Elefanten, die Giraffe und das Gnu schreiten vorsichtig witternd zur Tränke, und in weitem Umkreis sieht man die Schilfhütten, die schwarzen Zelte und die gelben Lehmhäuser der Eingeborenen, die von so vielfältiger Art zu sein scheinen wie die Tiervölker, die am Tschadsee Nahrung und Wasser suchen.

Da gibt es vernegerte Fuls und Tibus, wandernde Tuaregs und die eingeborenen schwarzen Kanuris, welche die eigentlichen Bewohner Bornus sind. Daneben begegnet man immer wieder arabischen Reitertrupps, die der Hauptstadt Kuka – am Westufer des Tschadsees – zustreben.

Der türkische Pascha, der die Verhältnisse genau kennt, erklärt dem Deutschen, daß die meisten der hier ansässigen Araber aus Tripolitanien oder Ägypten kommen. Diese in den verschiedensten Jahrhunderten eingewanderten Araber bilden die Herrenschicht über der ursprünglichen dunkelhäutigen Bevölkerung. Sie sind meist untereinander verfeindet und liegen in ständigen Stammesfehden.

Als die Karawane mit viel Gelärm und Kamelgeschrei am Morgen des 6. Juli aufbricht, entdeckt Nachtigal, der neben dem Pascha an der Spitze reitet, plötzlich in dem violetten Nebel, der über den Schilffeldern lagert, die zarte Silhouette einer großen Stadt. Weißgelb, im steigenden Sonnenlicht glänzend, zieht ein hoher Mauerring mit Torbauten und unregelmäßigen Zinnen durch die Ebene. Weit hinter den Hirse-, Sisal- und Erdnußfeldern, zwischen dem lichten Gezweig der Schirmakazien, erkennt er stumpfe Türme und Gebäudeblocks.

Kuka, die Hauptstadt Bornus, ist erreicht.

Der »Ras ul Karawan«, der Führer der Kolonne, läßt den Gong schlagen und bringt Ordnung in den Karawanenzug. Die türkischen Sipahis schmücken sich und legen ihre Paradegewänder an, die Waffen werden geputzt, ein Musikkorps formiert sich, der Pascha erscheint in Festturban und seidenem Umhang, umgeben von seinen Offizieren. Dagegen wirken Nachtigal in seinem schlichten Reisegewand und sein kleiner Trupp ein wenig armselig. Sie werden von den Türken ans Ende der Kolonne verwiesen.

Auf der breit ausgetretenen Straße sprengen zahlreiche Reiter zu Pferd oder auf Kamelen heran und schwingen lange feinziselierte Araberflinten und Lanzen mit Federhauben. Die meisten Berittenen sind in die bekannten Wattepanzer oder Schuppen- und Kettenhemden gehüllt, sie tragen eiserne Spitzhelme, runde Schilde und krumme Schwerter. Ein geschlossener Trupp jagt im Galopp mit wehenden Haiks und Burnussen, mit flatternden Aghals und bunten Schabracken den Ankömmlingen entgegen. Die Männer feuern Schüsse in die Luft und parieren ihre Rosse knapp vor der Spitze der Karawane.

Lärmend öffnet sich die Mitte des Getümmels, und in schneeweißem Burnus reitet im Schritt der Yerima, Kronprinz Abu Bekr, der Sohn Scheich Omars von Bornu, heran. Vier alte Männer mit wallenden Bärten, Mitglieder des Staatsrates, halten sich an seiner Seite. Der türkische Pascha und der Kronprinz wechseln endlose orientalische Höflichkeitsfloskeln in arabischer Sprache.

Als sich Nachtigal in seiner Würde als preußischer Sondergesandter dem Prinzen vorstellt, wird er kurz und unhöflich abgefertigt. Ein Mann mit Adlernase und weißem Vollbart, der mit dem Kronprinzen gekommen ist, befiehlt ihm barsch, er möge warten, bis er gerufen werde. Alle Ehre gelte heute dem türkischen Würdenträger.

Eine kleine Reiterplastik aus Holz. (Joruba, Westafrika)

Während die lange Kolonne unter dem Getöse arabischer Musik und wild abgefeuerter Flinten langsam den Torbauten Kukas zustrebt, wendet sich Nachtigal, um Aufklärung bittend, an einen ihm freundlich gesonnenen türkischen Offizier.

»Effendi«, sagt der Türke, »Sie müssen wissen, daß diese Halbwilden in Bornu keine Vorstellung davon haben, wo die Franken wohnen, und vom Lande Preußen haben sie noch niemals etwas gehört. Sie werden hingegen von allerlei Sorgen gequält, die wir ihnen wohl mit tragen helfen sollen.«

»Was sind das für Sorgen, Ibrahim Agha?«

Der Türke zuckt die Achseln.

»Es sind die Sorgen, die den Sudan schon immer plagen: der Krieg aller gegen alle! Der König von Wadai ist erst vor kurzem ins Land eingefallen, in ebendem Augenblick, als Scheich Omar von Bornu gerade einen Raubzug gegen den Scheich von Zinder unternahm. Es ist zwar Friede geschlossen worden, aber ringsum sitzen die Räuber und Feinde – die wilden, unstet umherziehenden Tuareghorden der Sahara, die Ful-Reiter, maurische Nomaden, die am Nordrand der Negergebiete entlangwandern und alle Sudanstaaten beunruhigen, und schließlich das Königreich Wadai. Bedenken Sie, Effendi, hier im Süden gibt es keine festen Grenzen und keine andere Ordnung als jene, die von der augenblicklich herrschenden Macht ausgeht. Und nun erhoffen sich die Bornuleute von der Hohen Pforte, als der Vormacht des Islams, eine entscheidende Stärkung. Deshalb der feierliche Empfang!«

Nachtigal weiß, daß das einst weltumspannende Reich des türkischen Sultans in den vergangenen Jahrhunderten bedenklich zusammengeschmolzen ist und daß die Außenpositionen eine um die andere eingestürzt oder erschüttert sind; Algerien – einst ein Paschalik der Türkei – ist seit 1830 französisches Einflußgebiet; Tunesien – ebenfalls eine alte türkische Provinz – gerät mehr und mehr in den Sog Frankreichs; wer weiß, wie lange noch die Bastionen in Tripolitanien und Libyen zu halten sein werden. Ägypten hat sich, gestützt von den Westmächten, politisch bereits aus dem türkischen Machtbereich gelöst. Was sich Bornu von der alten geschichtlichen Vormacht des Islams, dem Osmanischen Reich, erhofft, ist Nachtigal ein Rätsel.

Es ist, als habe der türkische Agha die Gedanken des Deutschen erraten. »Wenn die Hohe Pforte auch nicht mehr den Glanz verbreitet«, meint er, »den einst die Namen Selim und Suleiman ausstrahlten, so sind wir im Sudan immer noch eine Großmacht –

teils wegen unserer militärischen Überlegenheit, teils darum, weil der Sultan die Fahne und das Schwert des Propheten bewahrt. In dieser Zeit, da die christlichen Staaten ihre Kolonialgebiete immer weiter ausdehnen, gibt es auch an der Hohen Pforte gewisse Bestrebungen, neue Gebiete für den türkischen Einfluß und Handel zu gewinnen. Ist es nicht natürlich, daß wir das in unserem eigenen Raum, dem Bereich des Islams, versuchen? Das, Effendi, ist der eigentliche Grund für die Reise des Paschas!«

Der Agha verschweigt jedoch seine Besorgnisse nicht. Denn mitten im Herzen des Islams hat sich eine konkurrierende, gefährliche Macht erhoben. 1837 ist in Mekka von dem Algerier Sidi Mohammed ein Derwischorden gegründet worden, der vor allem in Tripolitanien große Anhängerschaft gefunden hat. Diese fanatischen Moslemiten wollen den Islam in seiner ursprünglichen Form erneuern. Die Führung soll in Zukunft nicht die alte, nach ihrer Meinung verrottete Türkei, sondern das gesamtarabische Volk übernehmen. Die »Senussi« – so nennen sich die Reform-Derwische – haben ihren Hauptsitz in der Oase Kufra und schikken von dort ihre Agitatoren sowohl in den ägyptischen Sudan wie in die Staaten am Tschadsee.

»Vor den Senussi-Derwischen«, warnt der Agha, »müssen Sie sich in acht nehmen, Effendi. Diese Verrückten betrachten sogar mich, der ich ein gläubiger Sohn des Propheten bin, als einen lauen Moslem, der ausgerottet werden sollte.«

Der Pascha und sein Gefolge werden im Palast des »Sultans« oder Scheichs von Bornu, einem weitläufigen, aus Lehmziegeln erbauten Anwesen, untergebracht. Den Deutschen weisen einige untergeordnete Beamte des Scheichs in ein baufälliges Haus nahe der verfallenden Stadtmauer ein. Die Regenzeiten vieler Jahre haben einen Teil der einst sieben Meter hohen Mauer zerwaschen und wie Brei auseinanderlaufen lassen, so daß hinter den zerbröckelnden Ziegeln, wo einst Wehrgang und Aufgänge gewesen sein mochten, nur noch eine abschüssige Wiese zu sehen ist, auf der die Ziegen weiden. Das Haus, in dem Nachtigal wohnen soll, steht inmitten von Rohr- und Schilfhütten und ist nicht weniger baufällig.

Von einer brüchigen Altane aus kann der Reisende das bunte Leben und Treiben auf der Hauptstraße beobachten. Doch in den folgenden Tagen hat er genug zu tun, die mitgebrachten Geschenke

zu reinigen und zusammenzusetzen. Es stellt sich heraus, daß das Harmonium nicht mehr gebrauchsfähig ist; die Hitze hat es völlig ausgetrocknet.

Als die übrigen Gaben für den Empfang bei »Hofe« vorbereitet sind, schickt Nachtigal eine energische Botschaft in den Palast. Er verlangt, als der Abgesandte eines mächtigen Königs behandelt zu werden.

Am 19. Juli wird er zur Audienz bei »Sultan« Omar geladen. Er ahnt nicht, daß es der Tag ist, an dem im fernen Europa Kaiser Napoleon III. Preußen-Deutschland den Krieg erklärt.

Der Empfang ist voller Freundlichkeit und Hochachtung. Der Thronsessel, die Ölgemälde und die übrigen Gaben werden gnädig angenommen, aber am meisten freut sich der Scheich über das Handschreiben seines preußischen »Kollegen« König Wilhelm. Nachtigal muß es wohl ein dutzendmal vorlesen.

Um den Thron Omars sitzen auf weichen Kissen und Fellen die hohen Würdenträger. Der Kaigama oder Oberbefehlshaber der Truppen interessiert sich vor allem für die mitgebrachten Zündnadelgewehre. Als der Forscher den Mechanismus erklärt hat, begibt sich die Gesellschaft in den Palasthof, da ein Probeschießen veranstaltet werden soll. Staunend sehen die Araber, wie die Stahlmantelgeschosse die besten Panzer durchschlagen und auf weite Entfernung sicher treffen.

Die Audienz ist ein voller Erfolg, Scheich Omar sagt Nachtigal jede gewünschte Unterstützung bei seinen Arbeiten zu und entläßt ihn mit schmeichelhaften Worten. Ein Minister weist dem Deutschen in einem Seitenflügel des Palastes ein würdigeres Quartier zu.

In den nächsten Tagen macht Nachtigal die Besuchsrunde bei den hohen Würdenträgern und Beamten Kukas. Überall wird er mit großer Freundlichkeit bewirtet, aber jeder dieser arabischen Höflinge warnt ihn vor Intrigen, Anschlägen und der Habgier seiner Nachbarn. Das ganze innere Herrschaftssystem dieses Staates ist auf List, Tücke und Verrat aufgebaut.

Eifrig erlernt der Forscher die Landessprache, das Kanuri. Viele Einwohner hohen und niederen Standes suchen ihn in seinem Quartier auf, da sich herumgesprochen hat, daß der Weiße ein großer »Hakim«, ein Arzt, ist.

Die Zeit der Dattelreife kommt heran; in Kuka wird eine bewaffnete Karawane zusammengestellt, die in der Oase Borku die begehrte Nahrungsfrucht ernten soll. Nachtigal schließt sich mit seinen Dienern an, Scheich Omar versieht ihn mit Empfehlungs- und Schutzschreiben.

Die Regenzeit hat das Wasser des Tschadsees weit über die Schilfufer treten lassen, Myriaden von Moskitos und Fliegen tragen das Fieber aus den Sümpfen in die sonst fieberfreien Ufergebiete.

Nachtigal erkrankt und findet erst wieder in der trockenen Wüstenluft Genesung.

In Borku kommt es zu einer gefährlichen Begegnung. Agenten der Senussi sind eingetroffen und hetzen die primitive Bevölkerung gegen den Ungläubigen auf. Trotz seiner Schutzbriefe wird Nachtigal angegriffen. Er verdankt sein Leben nur der entschlossenen Haltung eines wandernden arabischen Gelehrten, der der aufgepeitschten Menge den Koran vorhält und ihnen aus den Suren beweist, daß Mohammed von seinen Anhängern Duldung der Andersgläubigen verlange.

Endlich findet Nachtigal die Muße, sich in der Oase umzusehen. Da es außer Datteln, Dattelwein, Kamelmilch und etwas Hirse nichts zu essen und zu trinken gibt, wird er Augenzeuge einer Szene, die bezeichnend ist für das Leben im Sudan. Der Mangel einerseits und der Übermut anderseits, den die große Zahl der in der Oase versammelten Händler, Erntearbeiter und Krieger verursacht, verleiten einige Senussi zu einem Handstreich. Sie wollen in ein Nachbartal einbrechen, das zwar noch zum Staatsgebiet von Bornu gehört, aber in diesem Falle als feindlich betrachtet wird. Dort will man sich das Fehlende holen.

Die schreiende, wilde Schar zieht aus. Nach drei Wochen kehrt ein zersprengtes Häuflein zurück. Die Bewohner der benachbarten Oase haben einen Hinterhalt gelegt, den Angriff abgewehrt und viele Gefangene gemacht. Jetzt fordern sie für jeden Gefangenen ein Lösegeld von zehn Kamelen. Wer es nicht bezahlen kann, soll als Sklave verkauft werden.

Ohne das Ergebnis der Lösegeldaktion abzuwarten, begibt sich Nachtigal auf den Heimweg. Der Rückmarsch geht wegen der schweren Lasten nur langsam vor sich. Nachtigal wird vom Wüstenfieber überfallen. Desto glücklicher ist er über die freundliche Aufnahme in Kuka; Scheich Omar überhäuft ihn mit Geschenken und läßt ihn mit aller ärztlichen Kunst gesund pflegen.

Im Palast zu Kuka sind unterdessen neue Sendungen aus Deutschland eingetroffen, eine Laterna magica und kostbare wissenschaftliche und ärztliche Instrumente. Die »Kamelpost« hat auch Briefe und Zeitungen mitgebracht.

Voller Spannung liest Nachtigal, was sich 1870 und im Frühjahr 1871 zugetragen hat. Nun gibt es also wieder ein deutsches Kaiserreich, das wohl bald seine Ansprüche auf Kolonialbesitz stellen wird. Um so wichtiger sind alle Forschungen für die Heimat geworden.

Nachtigals nächste Expedition führt ihn als Begleiter einer Karawane von Kuka aus in den tiefen Süden, zum entthronten König von Bagirmi.

Die Karawane zieht an den Gestaden des Tschadsees entlang. Das Land ist wohlbestellt, eine friedliche, vorwiegend schwarzhäutige Bevölkerung nimmt den Forscher mit großen Ehren auf und feiert ihn, wie es dem Gesandten eines fernen, sehr mächtigen Königs gebührt. Dann geht es den Schariﬂuß – den südlichen Zuﬂuß des Tschadsees – aufwärts. Krokodile und Flußpferde bevölkern in Massen die Ufer, überall stehen die Strohhütten der Fischer und die Kegeldörfer fleißiger, landbebauender Neger. Trotzdem ist die Reise keine Vergnügungspartie. Afrika sorgt immer für die nötigen Überraschungen: Wandernde Termiten fallen mehrmals über das Lager her, Sandflöhe, Moskitos, blaue Fliegen, Skorpione und Zecken machen die Tage und Nächte zur Plage.

Immer tiefer dringt die Expedition in das Land heidnischer schwarzer Völker ein, unter denen die Djukuns und die Adamauas die stärkste Gruppe sind. Die Eingeborenen werden seit Jahrhunderten sowohl von den räuberischen Fuls aus der Nigergegend als auch von den Herrschern von Bornu so behandelt, wie Imker ihre Bienenstöcke behandeln. In einem Lied über einen Ful-Häuptling im Lande Djukun heißt es:

»Sammler der Äxte des Südens,
Sammler der Jugend des Südens,
Trommel des Reichtums, Galadima,
Trommel des Landes, Galadima!«

Am Schari hat Mohammed Abu Sekkin, einer der kleinen Sudankönige, die aus ihren Reichen vertrieben wurden, eine Exilregierung errichtet. Abu Sekkin ist einst Sultan von Bagirmi gewesen, einem am Südostufer des Tschadsees gelegenen Staat, dessen Her-

renschicht wie üblich arabisch-orientalischer Herkunft war. Er geriet in Feindschaft zu dem mächtigen Reich des Sultans Ali von Wadai, wurde besiegt und mußte fliehen. Zahlreiche Untertanen wurden als Sklaven verschleppt. Seit Dezember 1870 lebt Abu Sekkin als Emigrant unter den Negern am oberen Schari.

Er empfängt den weißen Gesandten inmitten arabischer und farbiger Hofleute, beschenkt ihn reich und entläßt ihn mit Freundschaftsbeteuerungen.

Der Forscher kämpft sich mit seinen Begleitern den Schari abwärts. Unter Entbehrungen, von Ungeziefer geplagt und bedrückt von der Grausamkeit, der er auf Schritt und Tritt begegnet, quält sich Nachtigal zum rettenden Oasenlager zurück.

Das letzte Stück Weg bis Kuka müssen ihn seine Getreuen in einer Sänfte schleppen.

Einige Monate später wagt Nachtigal eine Expedition in das verschlossene, gefährliche Wadai. Die Gelegenheit ist günstig, da ein Gesandter Sultan Alis von Wadai in Kuka weilt und sich bereit erklärt, den Fremden in sein Land mitzunehmen.

»›Sidi‹, sagt der Gesandte, ›ich werde Sie mitnehmen, und die Reise ist vielleicht gar nicht so gefährlich, wenn wir erst die Hauptstadt von Wadai, Abeschr, erreicht haben und der Sultan Sie schützt. Doch müssen Sie versprechen, das Land nicht ›aufzuschreiben‹, die Leute nicht auszufragen und nicht zu versuchen, im Lande herumzureisen . . .[15]‹«

Am 1. März 1873 nimmt der Forscher in Kuka Abschied von Scheich Omar, der sich in der langen Zeit des Aufenthalts als guter Freund erwiesen hat.

Die kleine Gesandtschaft aus Wadai reist zu Pferde. Man rechnet für den Weg in die Hauptstadt Abeschr dreißig bis vierzig Tage, aber eine gut berittene kleine Gruppe kann die Strecke auch in zwanzig Tagen bewältigen. Die Entfernung entspricht jener von Paris nach Berlin.

Die Reisegesellschaft folgt diesmal dem Ufer des Tschadsees in östlicher Richtung, gelangt in die freundliche Landschaft des Fittrisees und wird überall gastfreundlich aufgenommen. Das ungastliche Wadai kündigt sich durch eine öde Wüstenstrecke an, durch die irgendwo die wechselnde Grenze verläuft.

Nachtigal beobachtet seine Begleiter genau und erfährt von den wortkargen Männern durch geschickte Fragen doch einige Tatsachen, die ihm ein ungefähres Bild von der Bevölkerung Wadais vermitteln.

Der Gesandte des Sultans ist ein hellhäutiger Neger namens Omar aus dem Stamme der Kodois, einem Unterstamm der herrschenden Mabas. Einer der Panzerreiter ist fast ebenholzfarbig, er gehört zu den Mangbattus, seine Heimat liegt weit im Südosten im fernen Waldland; sein Gefährte ist ein Zaghawa, ein finsterer Bursche mit blauen Tätowierungen im gelbbraunen, negroiden Gesicht.

Die Zaghawas sind Libyo-Berber, aber ähnlich wie die Tibus vernegert, sie sind aus dem Norden eingewandert. Ein vierter Mann der kleinen Kavalkade zeigt alle Merkmale des Nil-Nubiers, er ist hoch gewachsen, athletisch und von schwarzglänzender Farbe; er spricht ein Gemisch aus Tibuisch und Arabisch.

Die Bevölkerung des geheimnisvollen Wadai scheint insgesamt stark negroid zu sein; hier sind die eingedrungenen Araber und Berber in der Flut der schwarzen Völker fast untergegangen. Später – als Nachtigal das Land besser kennt – schätzt er die Gesamtheit der Bewohner von Wadai auf zweieinhalb Millionen.

Der Führer des Trupps bestätigt dem Forscher, daß der Islam im Wadai erst um die Zeit, als in Europa der Dreißigjährige Krieg tobte, eingedrungen sei. Der Scheich Abd el Kerim, ein Nilaraber, habe die Lehre des Propheten ins Land gebracht und eine Dynastie begründet.

Als die Reiter das östliche Ende des Wüstenreiches erreichen, werden sie von wild aussehenden schwarzen Panzerreitern umringt. Es dauert lange, bis der Gesandte die Mißtrauischen zu besänftigen vermag.

Im Weiterreiten erklärt er Nachtigal, die Gepanzerten seien die Wachen eines der vier Kemakil oder Provinzstatthalter; sie stünden unter dem Befehl eines Agid, eines Adeligen aus dem Negerstamm der Mabas, die sich mit Arabern gemischt hätten. Alle wichtigen Beamtenposten lägen in den Händen des Adels. Er selber sei aus dem Pagenkorps des Adels hervorgegangen und werde später einmal als Bezirksscheich Verwendung finden.

Der Führer der kleinen Gesellschaft wird mißtrauisch, als man sich der Hauptstadt Abeschr nähert und immer noch kein Bote des Sultans eintrifft. Die Pferde traben durch das Wadi Rima, in dem Sultan Ali von Wadai die im Bagirmifeldzug erbeuteten Sklaven

als Landbauern und Handwerker angesiedelt hat. Hier finden sie endlich eine stark bewaffnete Abordnung. Der Sultan befiehlt, daß Pferde und Waffen sowie das gesamte Gepäck Nachtigals sofort nach Abeschr gebracht werden müssen.

Aller Mittel beraubt, legt der Forscher, von bösen Ahnungen erfüllt, das letzte Wegstück zurück. Soll ihm das tragische Schicksal Vogels oder Beurmanns beschieden sein?

Er notiert in sein Tagebuch:

»Als wir um Mitternacht die Residenz des gefürchteten Herrschers erreichen und still zwischen den finsteren, niederen Häusern dahinziehen, die von der düsteren Masse der kastellartigen Königswohnung überragt werden, erfaßt mich das Gefühl, meinem Untergange entgegenzugehen . . .«

Die Bewaffneten bringen Nachtigal in ein einfaches Quartier. Am anderen Morgen wecken sie ihn mit dem knappen Bescheid, er möge sofort in den Hof der Burg kommen und die Schußweite seines Gewehres an einem Tonkrug erweisen.

Jetzt gilt es, Haltung zu bewahren.

Nachtigal läßt dem König erwidern, er denke nicht daran, Befehle entgegenzunehmen; als Gesandter eines mächtigen Herrschers habe er Anspruch auf ehrenvollen Empfang.

Sultan Ali zieht seinen Befehl zurück, läßt zur Audienz bitten und zeigt sich von seiner besten Seite.

»Ali ist ein Mensch von gesundem Verstande, wenig Gemüt, rücksichtsloser Energie und strenger, ja sogar grausamer Gerechtigkeit . . ., aber er ist aufgeschlossener, als zu erwarten war. Ein Hauch der neuen Zeit scheint ihn gestreift zu haben, denn er sucht den Handel von Abeschr über die Oase Kufra zu den Mittelmeerländern auszubauen, er ruft Gelehrte an seinen Hof und hat viele Gefangene in der Stadt angesiedelt, um die Gewerbekunst in seinem Lande zu fördern . . .«

König Ali gewinnt Interesse an dem deutschen Forscher. Zum Entsetzen seiner Umgebung nimmt er unbesorgt Arzneien, die ihm Nachtigal aus seinem Apothekerkasten mischt. Er gibt dem Fremden eine ständige Leibwache und warnt ihn davor, nach Einbruch der Dämmerung die winkligen Gäßchen von Abeschr aufzusuchen. In der Nacht gelten nicht die strengen Gesetze des Sul-

tans von Wadai, dann gehören Straßen und finstere Torbögen den Banditen und Räubern.

Nachtigal darf mit seiner Wache im Lande herumreisen und kann wertvolle Aufzeichnungen machen. Auf einer dieser Reisen gelangt er auch in die abgelegene Landschaft Da-Runga im Einzugsgebiet des Bahr el Arab, wo das Land jenseits der Wasserscheide sich zum Bahr el Ghasal neigt. Die Karten Nachtigals nähern sich denen, die Schweinfurth von den anschließenden östlichen Gebieten aufgenommen hat.

Aber weiter geht es nicht mehr. Fieber, Strapazen, Gefahren und die einseitige Ernährung haben Nachtigal müde gemacht. Er verlangt nach Ruhe und Rückkehr.

Ende Mai 1873 reist er, von Sultan Ali ausgerüstet und wieder von einer bewaffneten Schutztruppe begleitet, in östlicher Richtung ab, überschreitet die Targaberge und gelangt durch unwegsame und kaum bewohnte Gegenden in das Reich Darfor.

Die Empfehlungsbriefe des Bornu-Scheichs Omar und des Wadai-Sultans wirken Wunder: Auch Scheich Ibrahim von Darfor nimmt den Fremdling freundlich auf. Ein Herumreisen im Lande ist jedoch unmöglich. Dieser weite Bereich der Steppen, Wüsten und Savannen ist Jagdgrund der arabischen und ägyptischen Sklavenhändler, die die Negerdörfer überfallen und die Männer, Frauen und Kinder zusammentreiben. Die Bevölkerung von Darfor bis hinüber ins ägyptische Kordofan erblickt wegen der dauernden Überfälle in jedem Fremden einen Todfeind. Niemals hat es in diesen Ländern Menschlichkeit oder Mitleid gegeben. Es braucht nur noch der zündende Funke des Fanatismus zu fallen, um den Sudan in Brand zu setzen. Zehn Jahre später wird in diesen Gebieten der schreckliche Mahdiaufstand ausbrechen und bis Chartum hinüberflammen.

Lange weilt Nachtigal in El Fascher, der Residenz Scheich Ibrahims, bevor er den langen und mühevollen Heimweg antritt.

Am 10. August 1874 erreicht der Forscher, völlig erschöpft, krank und zerlumpt El Obeid und damit den Bereich europäischer Zivilisation. Nachtigal ist allzulange in der Wildnis gewesen, als daß er sich rasch wieder an zivilisiertes Leben gewöhnen könnte. Als ihn der freundliche griechische Arzt Dr. Giorgi in französischer, italienischer und dann deutscher Sprache anspricht, hat er fast alle Ausdrücke dieser Sprachen verlernt und braucht viele Tage, um mehr als Brocken stammeln zu können. Nur in Arabisch vermag er sich fließend zu verständigen.

Der Rest des Weges über Dongola nilabwärts nach Kairo, wo der Khedive den Forscher mit hohen Ehren empfängt, ist leicht. Im Frühjahr 1875 – sechs Jahre, nachdem er in Tripolis der Abschiedsparty im Palmenhain beigewohnt hat – kehrt Nachtigal nach Deutschland zurück. Die Gras- und Steppenländer des östlichen Sudans sind kein Geheimnis mehr.

Das weitere Schicksal dieser weiten und reichen Länder schreibt die Weltgeschichte.

Das im Krieg 1870/71 besiegte Frankreich sucht nach dem Verlust von Elsaß-Lothringen einen Ausgleich in Afrika. Die Republik ist – von Bismarck unterstützt – bestrebt, in den Rohstoff- und Menschenreservoiren des Schwarzen Erdteils Ersatz für die geschmälerte Macht zu gewinnen. Die neuerworbenen Gebiete sollen durch Militär und Siedler gesichert und durch einen großen Beamtenapparat gefestigt werden.

Von den drei Bastionen Algerien, Gabun und Senegambien aus dringen die Franzosen systematisch in Nordafrika vor, um das ersehnte große West-Ost-Imperium zu errichten. 1881 übernehmen sie das Protektorat über das ehemals türkische Paschalik Tunesien, 1885 erklären sie die Insel Madagaskar zum Schutzgebiet, und seit 1880 stehen die Franzosen auch am Kongo.

Auch England steigert sein Kolonisationstempo in Afrika, weil es neue Absatzmärkte, Rohstoffe und Arbeitskräfte braucht. Die Stützpunkte in der Ostflanke Afrikas sollen zugleich als Deckung Indiens dienen. Das britische Prinzip der Kolonisierung unterscheidet sich grundsätzlich vom französischen. England wünscht eine indirekte Herrschaft über die Eingeborenen durch Aufsicht und wirtschaftliche Förderung, ohne den großen Verwaltungsapparat der Franzosen, die aus Algeriern und Senegalnegern Untertanen eines »überseeischen Frankreichs« machen wollen.

Die Bemühungen Frankreichs und Englands und das erwachende Kolonialinteresse in Deutschland zeigen mit aller Deutlichkeit, daß unter den europäischen Großmächten ein Wettlauf um afrikanische Positionen eingesetzt hat.

Das allgemeine Interesse an Afrika ist erwacht, und von nun an führt Europa die dunkle Schwester festen Schrittes der neuen Zeit entgegen.

Ein Herz weint um Afrika

In den Jahren des Deutsch-Französischen Krieges, als Schweinfurth am Bahr el Ghasal und im nördlichen Ostafrika, Nachtigal im mittleren Sudan und Gerhard Rohlfs zu den libyschen Oasen Entdeckungsreisen unternehmen, ist auch der große »Apostel Afrikas«, Dr. David Livingstone, wieder auf Kundfahrt. Er hat diese Reise, die die letzte seines langen Forscherlebens sein wird, mit Unterstützung der britischen Regierung angetreten. Als er mit etwa dreißig schwarzen Trägern und einem halben Dutzend Sepoys, die ihm das britisch-ostindische Gouvernement gestellt hat, von Sansibar zum Njassasee mitten im Herzen von Afrika aufbricht, hat das mörderische Klima Afrikas seine Widerstandskraft bereits schwer angeschlagen. Schon auf der ersten Strecke, von der Rovumamündung landein, beim Marsch durch übermannshohes Gras, wird Livingstone ständig von Fieberanfällen heimgesucht. Die Neger tragen ihren Herrn in einer Art Sänfte auf dem Trampelpfad, der zwischen dem glühendheißen, von keinem Lufthauch bewegten Steppengras hindurchführt. Verbrannte und verwüstete Dörfer und Leichen erschlagener, verhungerter und verdursteter Neger zeugen von den furchtbaren Menschenjagden der arabischen Sklavenhändler.

Grausam ist dieses Afrika, dessen Himmel erbarmungslose Glutwellen ausgießt und dessen Menschen kein Mitleid kennen. Jeden Tag muß Livingstone zusehen, wie die indischen Sepoys gefühllos die Lasttiere quälen oder die schwarzen Träger prügeln; er muß es hinnehmen, daß die Neger einander nach dem Faustrecht behandeln und der Stärkere den Schwächeren schindet. Unendlich quälend ist der Anblick der ausgeplünderten Negerdörfer, der Erschlagenen am Wegrand, der über den Sterbenden kreisenden Steppengeier und der elenden Sklavenkarawanen.

Erschöpft und ausgehöhlt erreicht Livingstone endlich das Hochland und steigt – diesmal von Nordosten her – zu den Ufern des Njassasees hinunter.

Da ihm die arabischen Sklavenhändler, die in Livingstone ihren Todfeind sehen, kein Boot vermieten, zieht er mit seiner Kolonne am Ufer des Sees entlang.

Um diese Zeit glaubt Livingstone immer noch, es gelänge ihm, den Zusammenhang des großen ostafrikanischen Seengebietes mit dem Nilsystem zu beweisen und die ersehnte innerafrikanische Handelsstraße zu finden. Man hat ihm von dem nord-

westlich gelegenen umfangreichen Tanganjikasee berichtet; das große Wasser will er nun suchen.

Aber seine indischen Sepoys verlieren den Mut. Als sie hören, in den Gebieten des Nordens lebten kriegerische Negerstämme, reißen sie einer nach dem anderen aus. Durch Versprechungen der arabischen Händler gelockt, verlassen auch zahlreiche schwarze Träger mit ihren Lasten die Expedition. Treu bleiben die alten Freunde, unter ihnen die eingeborenen Diener Susi und Tschuma.

Der indische Diener Musa, der Livingstone schon auf früheren Reisen begleitet hat und dem er voll vertraut, folgt dem Beispiel der Träger. Eines Morgens ist er verschwunden, kehrt zur Küste zurück und meldet dem englischen Konsul in Sansibar, Dr. Livingstone sei von wilden Negerstämmen überfallen, ausgeraubt und ermordet worden. Er – Musa – sei der einzige Überlebende des Massakers.

Die erschütternde Botschaft durcheilt Afrika und dringt bis nach Europa, wo sie allgemeine Teilnahme erweckt. Aber es werden auch Stimmen laut, die nicht an Livingstones Tod glauben, sie mißtrauen Musas zweifelhaftem Charakter und seinen Aussagen.

Die Trommeln der Wälder melden zudem, daß ein weißer Mann einsam und langsam gen Norden zu einem See ziehe, der Tanganjika heißt.

Dann schweigen auch diese Gerüchte. Dr. Livingstone ist verschollen in der Weite des dunklen Kontinents.

Es ist ein wolkenloser Novembertag des Jahres 1871, die Sonne brennt auf das Dorf Udschidschi am Ufer des Tanganjikasees nieder. Von der Lände des Sees erschallen die schnatternden Rufe der schwarzen Fischer, die ihre Netze und Boote ausbessern. In den glühendheißen Gassen hängt der gelbe Staub, blaue Fliegen schwärmen um einen Kadaver, der mitten auf der Dorfstraße verwest. Einige Schritte davon entfernt spielen nackte Negerkinder, schwarze Weiber stampfen Mais in hölzernen Mörsern und summen dazu eine eintönige Melodie. Drüben im Araberviertel, wo einige Lehmhütten mit flachen Dächern und türkisblauem Anstrich stehen, feilschen die Händler, die eine Karawane zusammenstellen.

Vor seiner kleinen Hütte hat Dr. Livingstone Felle ausgebreitet. Gegen die Lehmwand der Hütte gelehnt, ruht er im Schatten des

vorspringenden Schilfdaches. Er sieht bleich und eingefallen aus. Schweiß steht ihm in kleinen Perlen auf der Stirne. Wieder einmal hat ihn das afrikanische Fieber gepackt. Er ist fast am Ende seiner Kräfte. Auch seine Vorräte sind aufgebraucht.

Der arabische Händler, dem er vor dem Aufbruch zum Westufer des Sees sein Eigentum zu treuen Händen übergeben und der noch eine neue Sendung von zweitausend Meter Kattun, Säcken mit Glasperlen und Medikamenten für ihn in Empfang genommen hatte, ist als ein Betrüger entlarvt worden. »Ich hörte, daß der Sidi tot sei!« sagte er zu seiner Entschuldigung. »Tote brauchen nichts mehr.«

Die arabischen Kaufleute spotten über den kranken, zu Haut und Knochen abgemagerten Forscher, dem außer seinen Dienern Susi und Tschuma kein Begleiter mehr verblieben ist.

Gestern noch hat Livingstone den Blättern seines Tagebuches anvertraut:

»In meinem Elend komme ich mir vor wie jener Mann, der von Jerusalem nach Jericho ging und unter die Räuber fiel. Und ich wage nicht, zu hoffen, daß ein Priester oder Levit oder gar ein barmherziger Samariter des Weges kommen werde . . .«

Was bleibt noch, als nachzudenken und auf das Schicksal oder den Tod zu warten? Die Sonne glüht, die Fliegen summen, das farbige Volk lärmt in der Ferne.

Wie phantastische, tropische Blüten wuchern die Bilder der Ereignisse vergangener Tage in dem fiebernden Gehirn des Kranken. Er sieht sich wieder, von Hunger und Krankheit entkräftet, verlassen von den schwarzen Trägern und Sepoys, über finstere Waldschneisen wanken, er geht wieder die steilen Bergpfade hinab an die Ufer brausender Flüsse, er wird von seinen getreuen Freunden Susi und Tschuma durch grünschillernde Sümpfe getragen, über denen wie ein ewig tönender Akkord das Summen der Moskitoschwärme ertönt.

Die Reisenden gelangen in verlassene, von Sklavenhändlern verwüstete Gegenden, deren Hirsefelder, Bananenpflanzungen und Bohnenäcker von Elefanten zerstampft sind, die schützenden Dornenhecken sind niedergerissen, die Schilfhütten verbrannt und die Täler verödet. Unbegrabene Tote liegen im Gebüsch.

Entsetzlich ist dieses Afrika! Welch eine Hölle haben Natur und Mensch aus dem großen, weiten Kontinent gemacht.

Afrika – Land der Gegensätze, Erdteil der Widersprüche! Livingstones Fieberphantasien zaubern ihm die Folge zahlloser Begegnungen mit arabischen Sklavenjägern vor Augen: wie sie ihn verspotteten, haßten, anfeindeten, wie sie ihn mit Bosheit und Mordgedanken umringten, so wie der verwundete, kranke Löwe von Hyänen und Schakalen umstellt ist, den doch keine der feigen Bestien anzugreifen wagt.

In Erinnerung kommt Livingstone die Begegnung mit dem Sklavenhändler Mohammed Bogharieb, einem Greis, der den selbstlosen Verkünder der Menschlichkeit mit Freundschaft und Hochachtung angehört, ihn mit Nahrungsmitteln versehen und ihm Teile der verlorenen Ausrüstung kostenlos ersetzt hat. Betroffen von der Uneigennützigkeit dieses Europäers, hat Bogharieb ihn ein weites Wegstück begleitet und durch seine Bewaffneten schützen lassen.

Als der Forscher sich dann von Mohammed Bogharieb getrennt hat und nordwärts dem geheimnisvollen Tanganjikasee zustrebte, traf er in einem niedergebrannten Negerdorf auf zwei Araber, die einen jungen Schwarzen mit Gewalt fortschleppen wollten. Tote lagen auf der Dorfstraße, die Einwohner waren geflüchtet oder bereits verschleppt. Livingstone gelang es, den Neger zu befreien. Er bot Geld, drohte und bettelte, bis die beiden Menschenjäger den Zitternden freigaben.

Der Neger war seinem Retter untertänig gefolgt, treublickend wie ein Hund, ergeben und diensteifrig. Noch glaubt Livingstone die Blicke des Befreiten vor sich zu sehen, das verlegene, furchtsame Grinsen, die blinkenden weißen Zähne zwischen dem wulstigen Lippenpaar. Er hatte diesem Menschen geglaubt und hatte ihn geliebt, wie man wiedergefundene Söhne liebt, aber der Schwarze hatte all die Zeit nur daran gedacht, wie er sich in den Besitz der Zauberkiste setzen könne, in der der weiße Mann die großen Ju-Jus verbarg. Eines Morgens fehlte der Schwarze beim Aufbruch, er war in der Nacht mit dem unersetzlichen Arzneikasten in den Dschungel entlaufen.

Es gab kein Chinin mehr, kein Medikament, das den immer schneller fortschreitenden Verfall der Kräfte Livingstones hätte aufhalten können. Damals, auf der Höhe, von der aus er zum erstenmal und als erster weißer Mensch die unendliche, blauspiegelnde Fläche des Tanganjikasees sah, hatte ihn das Fieber so

stark geschüttelt, daß er im Delirium nachts aus dem Zelt gelaufen, über einen Felsen abgestürzt war und verletzt zurückgebracht werden mußte.

Und wozu das alles? Wofür die Opfer, die Mühen und die Not? War diesem Lande und diesem Volke überhaupt zu helfen?

»Überall im Lande führten die Schwarzen Krieg mit ihren Nachbarn, verspeisten die erschlagenen Feinde, beteten Götzen an, die sie selbst aus Holz geschnitzt hatten, und glaubten an Beschwörungen und ähnlichen Hokuspokus. ›Sterben bei euch die Menschen auch? Oder kennt ihr Beschwörungen, die gegen den Tod helfen?‹ fragten sie. ›Wo bleibt der Mensch, wenn das Leben erloschen ist[16]?‹«

Dabei war die Natur, durch die er nach seiner teilweisen Genesung wanderte, wie eine Märchenwelt gewesen. Auf den sanften Höhen, die sich bis zu den Horizonten hinzogen, wiegten sich die schlanken Kronen von Palmen, Kletterpflanzen schlangen sich um wuchtige Baumstämme, und wie bunte Feuerpfeile schwirrten Papageien durchs Geäst. Das Gekecker der Affenvölker kicherte aus den grünen Laubgewölben, unendlich vielfältig war die Tierwelt auf der Erde, in den Bäumen und in der Luft.

Alles hatte Livingstone beobachtet, notiert, klassifiziert, wußte er doch, daß man dieses Land genau kennen mußte, um ihm helfen zu können.

Dann war die Regenzeit gekommen, der Himmel hüllte sich in blaue, wehende Schleier. Susi und Tschuma schleppten den fiebernden Forscher über gestürzte Baumstämme, durch moderndes, triefendes Dickicht, sie trugen ihn durch brusttiefe Sümpfe, über die Furten angeschwollener Flüsse, und sie harrten bei ihm aus, wenn er erschöpft sein Lager inmitten der Wildnis aufschlug.

Nach mehr als einjähriger Wanderung war er an den großen Strom Lualaba gekommen. Er wußte nicht, daß dieses Wasser ein rechter Quellfluß des Kongo ist, er hoffte den Anfang des heiligen Nil gefunden zu haben, vielleicht die Straße der Zukunft, auf der Zivilisation und Hilfe nach Afrika gebracht werden konnten.

Hier, mitten im Herzen Afrikas, hatte ein schwarzer Bote einen vor Jahr und Tag geschriebenen Brief seiner Tochter überbracht, in dem sie ihn bat, er möge nicht etwa ihretwegen die Heimkehr beschleunigen, sondern sein Werk vollenden und seinem Stern folgen . . .

In seiner Antwort hatte er sich selber verspottet und geschildert, wie alt, grau, zahnlos und müde er geworden sei. Außer den Getreuen Susi und Tschuma habe er nur noch einen Freund, einen jungen Gorilla, das Geschenk eines Negerhäuptlings.

»Wenn das Tier sitzt, ist es beinah zwei Fuß hoch, es ist der klügste und sittsamste Affe, den ich je gesehen habe. Er streckt seine Hände bittend aus, damit ich ihn aufhebe und herumtrage, und wenn man es ihm verweigert, verzerrt er sein Gesicht wie ein weinender Mensch und ringt die Hände. Mich erkor er zu seinem Freunde, und wenn ihn jemand neckt, so sucht er bei mir Schutz . . .[17]«

Manchmal hatte Livingstone gedacht, der Gorilla sei die Gestalt gewordene Seele Afrikas, die sich hilfesuchend und mit dem schweigenden Vertrauen der Kreatur in seine Arme flüchte.

Livingstone schreckt aus seinen wirren Träumen auf.

Den breiten Pfad vom Ufer herauf kommen die schwarzen Fischer, singend und plappernd. Sie kehren heim in ihre Hütten, zu den Frauen, die das Essen bereitet haben. Freundlich lächelnd grüßen die Neger den weißen Mann. Eine dicke Frau tritt heran, legt ihm einen feuchten Lappen auf die Stirn und stellt eine dampfende Holzschüssel vor ihn nieder.

»Du sollst essen, Bwana«, sagt sie gutmütig, »damit du Kraft hast, die bösen Geister aus deinem Leibe zu treiben!«

Livingstone dankt und schließt wieder die Augen. Er fühlt sich verloren und aufgegeben, aber er will gern sterben inmitten seiner schwarzen Kinder. Einst werden andere weiße Männer auf seine Spuren kommen und sein Werk vollenden.

Die Schar der Fischer verteilt sich auf die Hütten, es wird stiller, nur aus dem arabischen Teil Udschidschis tönt die ewig gleiche, schluchzende mohammedanische Musik der Araber, in der die ganze Weite, Öde und Hoffnungslosigkeit einer grausamen und unerbittlichen Wüstenlandschaft zu schwingen scheint.

Neue, längst verschollene Bilder zaubert das Fieber aus der Vergangenheit herauf . . .

Damals – vor mehr als einem Jahr – war er ein zweites Mal auf die Karawane Mohammed Boghariebs gestoßen. Er hatte als erster Weißer den Lualaba und den Bangweolosee gesehen und war auf

dem Rückweg zum Ostufer des Tanganjikasees. In Udschidschi, dem Fischerdorf, das vor seinen Augen ausgebreitet lag, hatte ihn Bogharieb mit ausreichenden Vorräten der Pflege der Schwarzen überlassen. Im Februar 1871 hatte er sich dann so weit erholt, daß er abermals zum Lualabastrom aufbrechen konnte. Das Dorf Njangwe war sein Ziel gewesen, von dem es hieß, es sei ein Treffpunkt der Sklavenhändler.

Njangwe ... Das Großdorf an den Gestaden des dunkelgrünen, breit dahinströmenden Lualaba lag unter goldenem Sonnenschein, Palmen hoben ihre Fächerkronen in den sanften Wind, das hohe Schilf schlug Wellen, und in den Wäldern, die gleich dunklen, drohenden Wänden rings um die mit fruchtbaren Äckern bestellte Lichtung standen, schnatterten die Affenvölker, zogen die Papageien ihre feurigen Kurven. Lange Boote mit singenden Eingeborenen kamen den Strom herauf und legten am Ufer an; schwarze Familien strebten schwatzend, mit Lasten auf den Köpfen, zum Marktplatz.

Dort wogte und feilschte ein sorgloses Völkchen durcheinander; die Neger boten bunte Bastmatten feil, kupferne Ringe, Waffen und Werkzeuge, Hirse, Sisalhanf, Kaffee, Baumwolle, Hülsenfrüchte, Erdnüsse, Schnitzereien und Gewürze.

Vergeblich hatten Livingstone und seine beiden Getreuen damals versucht, Boote und Rudermannschaften zu chartern, um den Strom erforschen zu können. Die Schwarzen hatten abgelehnt, da sie den weißen Mann für einen Komplicen der verhaßten Sklavenhändler hielten. Erfolgreicher schienen die Verhandlungen mit dem arabischen Kaufmann Dugumbe zu verlaufen, der ihm gegen reichliche Bezahlung ein Boot vermieten wollte.

Auffällig viele arabische Händler waren in den vergangenen Tagen in Njangwe eingetroffen, um, wie man hörte, Sisal und Kupfer zu kaufen.

Der Fieberkranke in der Hütte von Udschidschi stöhnt auf. Da sind wieder diese Bilder des Schreckens, die er niemals vergessen wird.

Es fing damit an, daß er mit Dugumbe, um den Preis für das Boot feilschend, auf dem Ufermarkt auf und ab schritt. Da zog ihn der Araber plötzlich beiseite, heraus aus dem Gewühl der Weiber, Kinder und Handeltreibenden.

Als Livingstone sich umblickte, sah er entsetzt, daß die Araber zwei kleine Kanonen in Stellung gebracht und mit ihren schwarzen Hilfsmannschaften das Dorf umzingelt hatten. Jählings don-

nerten die Schüsse, Rauch wolkte empor, ein einziger rasender Schrei stieg von dem menschenwimmelnden Marktplatz empor. Die Araber feuerten aus allen Rohren in die friedliche Menge.

Die Überfallenen stürmten mit gellenden Angstschreien dem Ufer zu, wo die Langboote vertäut lagen, doch das hatten die Sklavenjäger vorausgesehen. Am Ufer standen in langer Reihe ihre Bogenschützen und ließen die Geschosse in die heranstürmende Masse pfeifen. Verwundete wälzten sich auf der Erde, die entsetzten Weiber und Männer trampelten über sie hinweg, schon stürzten sich die ersten in die Fluten und suchten schwimmend zu entkommen.

Zum erstenmal in seinem Leben hatte Livingstone zur Pistolentasche gegriffen; Zorn und Abscheu wollten ihn fortreißen; er war bereit, diesen verlogenen, grausamen Scheich Dugumbe niederzuschießen. Doch er hatte sich bezwungen – Gewalt änderte nichts, Mord konnte nicht durch Mord gesühnt werden.

Vergeblich flehte er die hartherzigen Araber um das Leben der Neger an. Sie standen mit blitzenden Augen am Ufer und schossen aus ihren langen Flinten auf die zahllosen, in den Fluten treibenden Köpfe. Manche Schwarzen versanken schweigend, andere schrien gellend um Gnade und Hilfe. Drei überfüllte Kähne kenterten, man sah, wie Krokodile mit peitschenden Schwänzen über die Unglückseligen herfielen. Die Oberfläche des Wassers färbte sich blutig.

Endlich stellten die Araber das Feuer ein und begannen die Überlebenden zu retten. Livingstone sah, wie ein Negermädchen die Arme zurückstieß, die sie ans Ufer heraufziehen wollten, und verzweifelt auf ein Rudel sich balgender Krokodile zuschwamm. Lieber dem Rachen der Flußungeheuer als der grausamen Willkür der Sklavenhändler preisgegeben sein ...

Von mehr als vierhundert, die sich in den Lualaba geworfen hatten, wurden einundzwanzig an Land gezogen, der Rest der Marktbesucher stand bereits aufgereiht in klagender Kolonne, um als schwarzes Elfenbein zur Küste getrieben zu werden.

Als sich Livingstone andern Tags auf einen nahe gelegenen Hügel außerhalb Njangwes zurückzog, zählte er im weiten Umkreis siebzehn brennende Negerdörfer. Die Jäger hatten gründliche Arbeit getan.

Livingstone schlägt die Augen auf. Er ist wieder ganz wach, das Fieber hat nachgelassen, als habe die schreckliche Erinnerung ihn ernüchtert.

Afrika, denkt er, man muß endlich helfen und das jahrtausendealte Elend beenden! Aber was vermag er selber noch zu tun?

Damals, nach dem Überfall von Njangwe, war er mit knapper Not durch das in hellem Aufruhr befindliche Gebiet am Lualaba zurückgekommen. Die Schwarzen unternahmen auf den weißen Mann, den sie für einen Agenten der Sklavenhändler hielten, mehrere Mordanschläge. Krank und erschöpft an Leib und Seele, hatte Livingstone das rettende Udschidschi am Ostufer des Tanganjika erreicht, um zu entdecken, daß der arabische Treuhänder seine gesamten Vorräte und allen Nachschub unterschlagen hatte. Entblößt von Hilfsmitteln, ohne Arzneien und auf die Mildtätigkeit der Schwarzen angewiesen, wartet er hier auf das sichere Ende.

Mehr als eine Stunde lehnt er im Halbschlaf an der Hüttenwand, als plötzlich das laute Rufen vieler Stimmen zu ihm dringt. Das Geschrei kommt aus dem arabischen Viertel Udschidschis und nähert sich dem Negerdorf, Flintenschüsse knallen, Susi, der Diener, eilt in atemlosem Lauf den Platz entlang, gestikuliert und schreit mit weit offenem Mund.

Was will er?

»Ein Engländer! Ein Engländer!«

Das ist nicht möglich! Udschidschi liegt fast tausend Kilometer Luftlinie von Sansibar und der Küste entfernt im Herzen Afrikas, in einem bisher unerforschten Teil des unzugänglichen Landes. Gibt es noch Wunder und Zeichen?

Susi ist winkend umgekehrt, überall stürzen die Neger aus ihren Schilfhütten und rennen zum Dorfplatz, und da naht es schon – das Wunder!

Um die Biegung des Pfades kommt ein riesiger Neger, der eine Fahne trägt. Livingstone sieht ungläubig die Sterne und Streifen, das Banner Amerikas. Ihm folgen zahlreiche bewaffnete Sepoys, schwarze Träger mit Warenballen, Zeltausrüstungen, Kochgeschirren, Zinkbadewannen, Geräten, Waffen und Kisten auf den Köpfen. Ein weißer Mann im Tropenanzug mit hellblondem Schnurrbart schreitet an der Spitze der Soldaten, rasch geht er auf Livingstone zu und nimmt respektvoll den Tropenhelm ab.

»Doktor Livingstone, nicht wahr?«

»Ja«, antwortet der Gefragte und zieht die verblichene blaue Konsulsmütze mit dem abgeschabten Goldband.

»Gott sei Dank, Doktor, daß es mir vergönnt ist, Sie zu treffen. Mein Name ist Henry Morton Stanley, ich bin Reporter des New York Herald.«

»Auch ich danke Gott«, erwidert Livingstone leise, »Sie kommen zur rechten Zeit.«

Die Dorfbewohner schweigen und starren neugierig auf die beiden weißen Männer, die sich am liebsten in die Arme gesunken wären, jedoch alle Gefühlsausbrüche mit Rücksicht auf die Beobachter unterdrücken. Livingstone führt Stanley auf die Veranda seiner Negerhütte, die im Schatten der Palmen liegt. Befehlend klatscht der Amerikaner in die Hände, läßt Konserven und Wein bringen, ein langes Gespräch beginnt ...

»Sie haben mir neues Leben gebracht«, sagt der Doktor und greift nach Stanleys Hand. Doch der Amerikaner wehrt ab.

»Nein, nein! Ich bin es gar nicht, der Sie gerettet hat, Doktor, ich bin höchstens das Werkzeug. Der Mann, dem Sie zu danken haben, ist Gordon Bennett, der Besitzer des New York Herald!«

Livingstone schüttelt verständnislos den Kopf.

»Das müssen Sie mir erklären, Mr. Stanley. Ich begreife nur schwer, vergessen Sie nicht, daß ich seit Herbst 1866, also seit fünf Jahren, nicht mehr viel von der weißen Welt gehört habe.«

Der Amerikaner lehnt sich bequem in den Klappstuhl zurück, zieht sein Zigarrenetui und brennt sich eine Zigarre an.

»Fünf Jahre sind eine lange Zeit«, sagt er, »besonders dann, wenn man abgeschnitten von der Heimat in einem fernen Kontinent verschollen ist. Sie wissen vielleicht nicht, Mr. Livingstone, daß Sie seit Herbst 1867 für tot gelten? Ihr davongelaufener Diener Musa hat einen genauen Bericht über Ihren Tod an die Küste gebracht, und die Zeitungen der ganzen Welt haben die Story abgedruckt.«

»Und alle Welt hat daran geglaubt?«

»Nein! Nicht alle Welt! Ihr Reisebegleiter Young zum Beispiel, der Musa von früher her kannte, war der festen Überzeugung, daß irgend etwas nicht stimme. Er behauptete, daß Sie lebten und Hilfe brauchten. Deshalb wurden ja auch Nachschubgüter an Sie abgeschickt – ob sie ankamen, weiß ich nicht.«

»Sie wurden von Negern getreulich bis Udschidschi geschleppt, aber dort haben die arabischen Händler alles gestohlen.«

Stanley lacht. »Kann ich mir denken, aber jetzt brauchen Sie das Zeug nicht mehr, ich habe genug für uns beide mitgebracht. Doch hören Sie weiter: Einer von denen, die nicht an Ihren Tod glaubten, war auch mein Chef, Gordon Bennett. Es war im Oktober 1869, ich weilte in Madrid, als mich mein Diener eines Morgens mit einer Depesche aus Paris überraschte. Der Text des Kabels lautete: ›Sofort nach Paris kommen, sehr wichtig! Gordon Bennett!‹

Ich belegte Plätze im nächsten Zug. Mr. Bennett ist ein Mann von ungeheurer Energie, denn während die Professoren in Europa Bücher und Artikel über Sie schrieben, während man Konferenzen abhielt und alle Welt rätselte, ob Sie tot seien oder noch lebten, war er der einzige, der entschlossen war, etwas zu tun. Er fragte mich: ›Glauben Sie, daß Livingstone lebt?‹ Und ich antwortete: ›Vielleicht – vielleicht auch nicht.‹ – ›Halten Sie das, wie Sie wollen‹, erwiderte Mr. Bennett, ›ich jedenfalls glaube, daß er noch lebt. Und Sie sollen ihn suchen!‹ – ›Wie?‹ rief ich, ›Sie wollen mich

Stanley findet Livingstone in Afrika

nach Afrika schicken?‹ – ›Genau das!‹ lächelte Bennett, ›und zwar sollen Sie bald reisen, der alte Mann wird Mangel leiden. Hier haben Sie ein Blankoscheckbuch. Heben Sie tausend Pfund ab, und wenn das Geld verbraucht ist, nochmals tausend. Fahren Sie auf diese Weise fort, bis Sie Livingstone gefunden haben. Das wäre alles!‹ Nun – Sie werden verstehen, Mr. Livingstone, daß ich mich auf die Beine machte. Das Ergebnis kennen Sie: Hier sitze ich Ihnen gegenüber, und Sie leben, soviel ich feststelle.«

In den Augen des alten, müden Mannes im Liegestuhl steht tiefe Ergriffenheit, langsam trinkt er einen Schluck Wein, nimmt eine Chininpille und trinkt abermals einen Schluck.

»Sagen Sie, Mr. Stanley«, fragt er, »kennen Sie Afrika so gut, daß Sie solch ein Wagnis unternehmen konnten? Waren Sie schon vorher in Afrika?«

»Nun, ich bin in der Führung einer Expedition nicht ganz unerfahren. Ich habe die Türkei und Kleinasien bereist und 1867/68 die britische Armee unter Napier auf ihrem Feldzug gegen Kaiser Theodoros von Abessinien begleitet. Als Korrespondent des ›Herald‹ kommt man schon in der Welt herum und weiß sich überall und in allen Lagen zu helfen.«

Livingstone scheint es, als ob alles ein wirrer, herrlicher Fiebertraum wäre.

»Erzählen Sie der Reihe nach, Mr. Stanley!« bittet er den Amerikaner.

Die Geschichte, die Henry Morton Stanley dem Verschollenen erzählt, ist der Bericht von einer großen Expedition, die keine Rücksichten auf Kosten zu nehmen hatte. Auf dem Markt zu Sansibar waren so viele Kattunballen gekauft worden, daß Stanley in der Lage gewesen wäre, hundert Mann zwei Jahre lang damit zu kleiden; der Stoff sollte als Tauschware dienen; die Glasperlen – gängige Münze in Innerafrika – füllten Säcke; Metalldraht und Kupferringe häuften sich in Kisten, dazu kamen Tragesel, zwei Pferde, Gewehre, Munition, Arzneien, Zeltausrüstungen, Werkzeuge, Konserven, Schuhzeug und Kleider. Zwanzig ausgewählte Neger wurden als Soldaten ausgebildet und bewaffnet, Träger gemietet und die ganze Schar mit Booten aufs Festland gebracht. Fünf Abteilungen, zusammen hundertzweiundneunzig Mann stark, waren zu dem großen Abenteuer aufgebrochen.

Was Stanley über den Alltag der Wochen und Monate des

Marsches durch Steppen, Savannen und Wälder berichtet, kennt Livingstone aus eigener bitterer Erfahrung. Es war der unaufhörliche Kampf gegen eine harte, unwirtliche Natur, gegen die Wasserstürze der Regenzeit, das Fieber der Sümpfe, die Schwärme der Fliegen und Moskitos und gegen raubgierige und hinterlistige Eingeborene.

Aber es war auch die immer sich wiederholende Freude an unvergeßlichen Bildern: ein Savannensee, zu dessen Ufern in der Abendsonne Büffel, Zebras, Antilopen und Gazellen in großen Herden ziehen, bis das herrische Gebrüll der Löwen die Idylle aufstört; Landschaften von zauberischer Schönheit, Wälder voller Palmyrapalmen, mächtig dahinrollende Flüsse und die waldbedeckten, weiten Hügel, die von Horizont zu Horizont schwingen.

Langsam wanderte Stanleys kleine Armee auf ausgetrampelten Nashorn- und Elefantenpfaden durch das Dschungel des westlichen Hügellandes den Gebirgen entgegen. In Tabora, dem Hauptort von Unjamwesi, traf er eine Karawane von Arabern, die den schwerbewaffneten und gutausgerüsteten Stanley mit allen Ehren bewirteten und ihm fünf fette Ochsen für seine Leute schenkten. Die hochgewachsenen, bärtigen Männer, die sich in orientalischer Höflichkeit überboten, waren Sklavenhändler.

Das Land Unjamwesi befand sich im Kriegszustand mit einem benachbarten Negerhäuptling; auch Stanley und seine Leute wurden von den Ereignissen betroffen.

In wildem Angriff überfielen die Araber von Tabora die Dörfer des Häuptlings und erbeuteten Elfenbein, Sklaven und Kupfer. Der Gegenschlag ließ nicht lange auf sich warten. Tausende speerbewaffnete Neger brachen aus den Wäldern, metzelten die Hilfstruppen der Araber nieder und plünderten Tabora. Auch einige Soldaten Stanleys wurden getötet.

Als der Amerikaner von Tabora aufbrach, folgten ihm nur noch vierundfünfzig Mann. Der Rest war dem Fieber, den Strapazen, den Kämpfen oder den wilden Tieren erlegen, andere waren desertiert oder mit ihren Lasten geflüchtet.

Wieder kämpfte sich die Kolonne wochenlang durch unbetretene Wildnis, zahlte hohen Zoll an Stammeshäuptlinge für die Durchreiseerlaubnis oder für die Brückenbenutzung und wehrte mit Mühe und Opfern kriegerische Angriffe ab.

Eines Tages meuterten die Träger. Sie forderten den Rückmarsch zur Küste in die Heimat. Jeden Morgen hatte Stanley mit einem Löffel auf einen Wasserkanister getrommelt, wenn es Zeit zum

Aufbruch war; diesmal wollte keiner der Träger die Last aufnehmen, die beiden Rädelsführer legten die Gewehre auf den Weißen an.

Nur seinem sicheren und energischen Auftreten verdankte Stanley sein Leben und die Fortsetzung der Expedition.

Langsam näherten sie sich den Gebirgen am Südrand des Tanganjikasees...

Die Arzneien, die Stanley von der Küste mitgebracht hat, bessern Livingstones Zustand so weit, daß die beiden Weißen in den folgenden Wochen Erkundungszüge in die Landschaft rings um den Tanganjikasee unternehmen können. In den Stunden der Ruhe erzählt Stanley weitere Einzelheiten von dem abenteuerlichen Marsch nach Udschidschi, bevor er Livingstone aufgefunden hatte: wie die beiden Pferde umkamen und die Esel, einer nach dem anderen, beim Durchqueren tiefer Furten von Krokodilen zerrissen wurden; wie man endlich auf eine von Udschidschi kommende Karawane arabischer Sklavenhändler gestoßen sei und erfahren habe, daß ein weißer Mann einsam und verlassen droben am See lebe. Damals habe er zum ersten Male fest daran geglaubt, daß er Livingstone finden werde.

»Ja, Mr. Livingstone, dann kam endlich der langersehnte Tag. Wir marschierten seit dem ersten Morgenlicht sechs Stunden lang gen Südwesten. Den Pfad kennen Sie vermutlich, er führt durch hohes Bambusrohr. Von einer Höhe sahen wir den silbern glänzenden Spiegel des Tanganjika. Im Dunst der Ufer erblickten wir den Ort Udschidschi, meine Leute brachen in lautes Jubelgeschrei aus. Wir eilten auf das Dorf zu, Neger und weißgekleidete Araber liefen in Scharen herbei und säumten den Weg mit Geschrei und Gezeter. Plötzlich rief jemand aus der Menge: ›Good Morning, Sir!‹ Es war ein Schwarzer mit weißem Hemd und Turban...«

»Mein Diener Susi...!«

»Ich fragte ihn, ob er Dr. Livingstone kenne, und er antwortete: ›Mr. Livingstone liegt krank im Dorf, aber er lebt.‹«

Später fahren Livingstone und Stanley in einem Langboot, das von sechzehn schwarzen Ruderern getrieben wird, über den See. Sie verbringen die Nächte in stillen Buchten und paddeln tagsüber weiter nach Norden. Ihre Absicht ist es, die Größe und geographi-

sche Zugehörigkeit des Tanganjikasees zu erforschen, und sie stellen fest, daß das riesige Wasser nicht zum Nilsystem gerechnet werden darf.

Ein Fieberanfall zwingt Stanley, einige Wochen länger zu bleiben, als es seine Absicht gewesen ist, dann bereitet er die Rückkehr vor. Vergeblich sucht er Livingstone zu überreden, sich ihm anzuschließen. Der große Afrika-Forscher glaubt, daß seine Aufgabe noch nicht vollendet ist. Er will weitere große Seen und Ströme im Norden aufsuchen, von denen die Eingeborenen berichtet haben.

Als Stanley Abschied nimmt, übergibt ihm Livingstone einen Brief für den »New York Herald«, in dem ein Satz steht, der wie ein Vermächtnis klingt:

»Alles, was ich hier in meiner Einsamkeit sagen kann, läßt sich in dem Worte zusammenfassen: Möge des Himmels reichster Segen auf jeden herabkommen, sei er Engländer oder Amerikaner oder Türke, der diese offene Wunde – den Sklavenhandel – am Körper Afrikas heilen hilft . . .«

Auch die Schreckensstunden im Dorf Njangwe am Lualaba beschreibt er in ergreifenden Worten und rührt damit die gesamte Kulturwelt gegen die Schande des Sklavenhandels auf.

Gesundet und gekräftigt beginnt Stanley den Rückmarsch. Er ist der letzte Mensch weißer Rasse, der Livingstone lebend gesehen hat.

Stanley bringt Livingstones Tagebücher, Briefe und Karten, das ganze Ergebnis seiner Forschungen, zur Küste. Von dort schickt der Amerikaner sofort eine neue Hilfsexpedition nach Tabora, da Livingstone von Tabora aus seine neue Reise beginnen will. Als die Vorräte mit den schwarzen Trägern eingetroffen sind, bricht Livingstone auf.

Noch immer ist es sein heißester Wunsch, einen gangbaren Verkehrsweg aus dem Inneren Afrikas zu den Küsten hin zu erschließen. Hat er nicht jenen großen Fluß Lualaba entdeckt, der seine Wasser nach Westen ergießt! Wenn er seinem Lauf folgte, müßte er irgendwo ans Meer, zum Antlantik, gelangen. Diesem ersehnten Ziel gilt die letzte Ausfahrt, die Livingstone unternimmt.

Um Neujahr 1872/73 befindet sich der Forscher in der Gegend des Bangweolosees, Regen hängt über den dampfenden Wäldern, die Flüsse sind nur noch durch ihre frischere Färbung von den Sümpfen und Tümpeln zu unterscheiden. Die eingeborenen Neger sind zurückhaltend, da auch sie befürchten, Livingstone sei ein Spion der arabischen Sklavenhändler. Sie verweigern ihm Lebensmittel, Hilfe und Unterkunft. Wieder laufen ihm Träger mit Lasten davon, die Expedition steht vor einer Katastrophe. Erneut verschlechtert sich der Gesundheitszustand des Doktors; Susi und Tschuma tragen ihn in einer Hängematte, die an zwei Speerschäften befestigt ist.

Am 21. April 1873 schreibt Livingstone mit zittriger Schrift in sein Tagebuch: »Versuchte zu reiten, mußte mich aber niederlegen, ich war erschöpft, und man trug mich zum Dorfe zurück . . .«

Bisher hat er jede Beobachtung eingetragen, hat unablässig an der Vervollständigung der Karten gezeichnet. Nun gibt es eine Woche lang keine Eintragung, dann folgt die Notiz vom 27. April:

»Mit mir ist es völlig aus, ich bleibe hier . . . Muß gesund werden . . . Habe ausgeschickt, zwei Ziegen zum Melken zu kaufen. Wir sind am Ufer des Molilamo . . .«

Das ist die letzte Zeile – ein Tagebuch ist abgeschlossen, das dreißig Jahre lang mit höchster Sorgfalt geführt wurde. Den Rest erfährt die Kulturwelt später durch die Diener, die, ohne zu zögern, gewissenhaft und liebevoll bei dem Kranken ausharren.

Die Reisegesellschaft erreicht mühsam ein Negerdorf unter dem Häuptling Tschitambo. Hier legt sich David Livingstone in einer Strohhütte zum Sterben nieder. Er wird den Ort nicht mehr lebend verlassen. Am Morgen des 30. April fragt der Doktor den Diener Susi, was der Lärm im Dorfe bedeute.

»›Ich höre aus dem Rufen‹, antwortet der Getreue, ›daß die Leute einen Büffel aus ihrem Durafeld treiben.‹ Nach einer Weile sagte der Doktor: ›Ist das der Lualaba?‹
›Nein‹, antwortet Susi, ›wir sind in dem Dorfe des Tschitambo.‹
›Wie viele Tagereisen sind bis zum Lualaba?‹
›Ich glaube drei Tage‹, erwidert Susi.
Nach einer Weile seufzt Livingstone tief auf und sagt:
›O mein Gott! Lieber, lieber Gott . . .‹
Dann verliert er die Besinnung . . .[18]«

Um Mitternacht erwacht er noch einmal zu vollem Bewußtsein und verlangt von Susi Chininpulver, dann flüstert er: »Genug jetzt ... du kannst gehen.«

Am Morgen entdecken die schwarzen Diener, daß ihr Herr tot ist.

Die Neger füllen den Leichnam mit Salz und setzen ihn zwei Wochen der Sonne aus, bis er mumifiziert ist. Dann schälen sie sorgfältig die Rinde eines Baumes ab und nähen das Bündel der sterblichen Überreste ein. An einer Tragstange aufgehängt, wird die Last durch den Urwald geschleppt. Sechs der anhänglichen Diener, darunter ein von Livingstone befreiter Sklave, der den Namen Jacob Wainright erhielt und des Schreibens kundig ist, bewahren nicht nur die letzten Notizen und Karten des Doktors sorgfältig auf, sondern versuchen, das Tagebuch weiterzuführen.

Viele Abenteuer müssen die treuen Sechs auf ihrer Fahrt durch Ostafrika bestehen. Im Februar 1874 erreichen sie Bagamoyo, wo zufällig ein britischer Kreuzer vor Anker liegt. Das Kriegsschiff bringt Jacob Wainright, Susi, Tschuma und den Toten nach Sansibar. Von dort aus geleitet Wainright seinen Herrn nach England.

In der Heimat zweifelt man zunächst daran, daß die kleine, kaum kindergroße Mumie die Leiche Livingstones ist, aber der gebrochene Arm und die Schulterverletzung, die der Forscher vor vielen Jahren in Südafrika bei der Begegnung mit einem Löwen davongetragen hat, geben Gewißheit.

Die Königin bestimmt, daß Livingstone in der Westminsterabtei neben den größten Söhnen Englands beigesetzt wird. Einer der Träger des Sarges ist Henry Morton Stanley. Auf die Grabplatte werden die ruhmvollen Worte eingemeißelt:

»Von treuen Händen über Land und Meer gebracht, ruht hier David Livingstone, der Missionar, der Reisende, der Menschenfreund, geboren am 19. März 1813 in Blantyre, Lanarkshire, gestorben am 1. Mai 1873 in Ilala, dem Dorfe Tschitambos. Dreißig Jahre lang war sein Leben in unermüdlicher Anstrengung der Evangelisierung der eingeborenen Stämme, der Erforschung unentdeckter Länder, der Bekämpfung des ruchlosen Sklavenhandels in Innerafrika gewidmet.«

Und als Schlußzeile trägt das Grab die Worte Christi:

»Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Gehege.

Und diese werde ich herzuführen, und sie werden meine Stimme hören.«

Der große Forscher und Freund Afrikas ist tot, aber seine Worte und Taten tragen reiche Frucht.

Bula Matari, der Felsenbrecher

Livingstones Idee, der er ein Leben lang gedient hatte, war die Erkundung einer großen afrikanischen Straße von Ozean zu Ozean. Als er den Lualaba entdeckte, hatte er geglaubt, seinem Ziel nahe zu sein, aber es war ihm nicht mehr vergönnt, dem Lauf des Urwaldstromes zu folgen, um festzustellen, ob seine Wasser in den Nil, den Niger oder in den Kongo – in den Atlantik oder ins Mittelmeer – flossen. Diese Erkundungsaufgabe greift Henry Morton Stanley auf, den die unerhörten Möglichkeiten des Schwarzen Erdteils zu neuen Forschungsreisen locken.

Der »New York Herald« und die Londoner Zeitung »Daily Telegraph« übernehmen die Finanzierung der neuen Expedition, die zum Lualaba – Livingstones letzter Position – vorstoßen und dem Lauf des Stromes folgen will. Ende 1874 ist Stanley in Begleitung von drei Weißen bereits wieder in Sansibar. Er verfügt über reichliche Mittel, um eine ausreichende Anzahl von schwarzen Trägern und Soldaten aus Sansibar und von der Küste, außerdem Waffen, Zelte, Verpflegung und Waren mitzunehmen. Als die Karawane mit mehr als dreihundert Trägern und einigen Reiteseln aufbricht, führt sie riesige Mengen Glasperlen, Muscheln, Messingdraht, Arzneimittel, Stoffballen und Ausrüstungsgegenstände mit sich. Auch ein zerlegbares Boot, die »Lady Alice«, wird durch Busch und Grasland mitgeführt.

Stanley läßt sich Zeit. Zuerst sucht er den bisher wenig bekannten See Ukerewe auf, der zu Ehren der Königin Englands in Victoriasee umbenannt worden war. Die »Lady Alice« wird zusammengesetzt, zu Wasser gelassen und besegelt, mit ihr umfährt Stanley in einundfünfzig Tagen das ausgedehnte Binnenmeer, kartographiert die Uferlinie und stellt fest, daß die beiden Engländer Speke und Grant, die 1862 den See aufgesucht und in ihm einen der Quellseen des Nils erkannt haben, gut unterrichtet gewesen sind.

Vom Victoriasee geht er weiter nach Uganda; Stanley entdeckt

den Albert- und Edwardsee, kehrt zum Tanganjika zurück und weilt einige Zeit lang in Udschidschi, wo er wehmütig seiner Begegnung mit Livingstone gedenkt.

Von Udschidschi bricht er mit seiner zusammengeschmolzenen Karawane westwärts auf, durchquert die Dickichte der Manjemaberge und erreicht nach zweijähriger mühsamer Wanderung Ende 1876 den westlichsten Punkt, bis zu dem jemals ein Europäer von der Ostküste Afrikas aus vorgedrungen ist: Es ist das Dorf Njangwe am Lualaba, wo Livingstone das Massaker der arabischen Sklavenhändler an den schwarzen Marktbesuchern erlebt hat.

Wieder herrscht der Trubel eines afrikanischen Markttages auf dem Dorfplatz von Njangwe. Eine große Anzahl arabischer Sklavenhändler weilt mit bewaffnetem Gefolge am Strom. Sie kaufen Elfenbein und Sklaven, handeln Hirse, Maniok, Früchte, Gemüse und Vieh ein und bieten Metalldraht, Kupferstäbe, Bogen, Speere, Pfeile, Messer und Stoffe als Gegengabe.

Aber diesmal scheinen sich Handel und Wandel in friedlichen Formen zu vollziehen. Im Dorf und auf dem Markt herrschen musterhafte Ordnung und Friedlichkeit. Bald erfährt Stanley die Ursache für die Disziplin der arabischen Händler: Der ungekrönte König der Sklaven- und Elfenbeinhändler hält sich mit seiner Leibwache in Njangwe auf.

Einer seiner Männer überbringt Stanley und seinem Begleiter, dem Engländer Pocock, eine Einladung, und am nächsten Tag sitzen sie im vornehm ausgestatteten Prunkzelt des allmächtigen Hamed bin Mohammed bin Juma, der in ganz Ostafrika unter dem Namen Tippu Tip bekannt ist. Neben Tippu Tip, einem stattlichen, breitschultrigen Mann von etwa vierzig Jahren, steht sein zwanzigjähriger Sohn Sefu, ein Jüngling mit scharfgeschnittenem Gesicht und feurigen Augen.

Rings um die teppichbehangenen Zeltwände wachen mit Krummsäbeln und Flinten bewaffnete Krieger in weißen Kaftanen und Burnussen. Auf eine Handbewegung ihres Herrn hin verlassen sie das Zelt.

»Sie trinken Kaffee, Mr. Stanley«, sagt der Scheich verbindlich und fügt mit leisem Spott hinzu: »und Kognak natürlich, wie alle Europäer.«

Tippu Tip spricht ein auffallend gutes Englisch.

»Woher haben Sie Ihre vorzüglichen Sprachkenntnisse, Tippu Tip?«

Der Araber streicht seinen rotgefärbten Bart und pafft ein paar

Züge aus der Nargileh, während ein Sklave Mokka und Kognak serviert.

»Ich bin einer jener Handelsnomaden, Mr. Stanley, wie sie Arabien seit Jahrhunderten immer wieder hervorbringt. Ein zweiter Sindbad der Seefahrer, der Ihnen sicher kein Unbekannter ist. Ich stamme aus Maskat, kam aber schon mit achtzehn Jahren nach Sansibar und ging an den Tanganjika, wo ich mit Elfenbein zu handeln begann.«

»Auch mit schwarzem?« fragt Stanley, und der Kaufherr nickt gleichmütig.

Tippu Tips Ruf ist in ganz Ostafrika fest begründet. Seine Klugheit, sein Reichtum und die Gewalt, die er im Notfall rücksichtslos einsetzt, haben ihn zum Freund und Verbündeten vieler arabischer und schwarzer Lokalmachthaber und allmählich zu einem politischen Faktor ersten Ranges gemacht. Nach einigem unverbindlichem Geplauder, wie es der Orientale liebt, geht er auf die Frage ein, woher seine englischen Kenntnisse stammen.

»Sie fragen, woher ich mein einigermaßen verständliches Englisch habe?« sagt Tippu Tip. »Mein Hauptkontor befindet sich in Sansibar, viele Briten verkehren dort, und ich beziehe Kattun, Glasperlen und Messer von ihnen. Im übrigen hatte ich mehrmals Gelegenheit, meinen Wortschatz im Innern des Landes anzuwenden und aufzufrischen. Vor fast zehn Jahren traf ich am Mweru-See mit Livingstone zusammen und begleitete ihn einige Wochen, und vor zwei Jahren war der englische Forscher Cameron längere Zeit mein Gast in Kasongo, einem meiner Haupthandelsplätze, ein Stück oberhalb von Njangwe. Ich bin ein Freund der weißen Männer, Sidi . . .«

»Darin unterscheiden Sie sich angenehm von Ihren oft wenig freundlichen Landsleuten!«

»Ja, ich weiß. Wir Araber sind böse darüber, daß sich die Weißen in den Sklavenhandel einmischen. Wir glauben, Allah habe die Schwarzen zu Sklaven vorherbestimmt; die Europäer aber wollen freie Menschen aus ihnen machen und die Haut der Neger weiß färben.«

»Nicht die Haut, Tippu Tip, ihre Seelen sollen heller werden.«

»Wißt ihr Weißen denn, ob die Schwarzen überhaupt eine Seele haben? Aber lassen wir diese Frage, Sidi! Ich bin Ihr Freund, weil ich glaube, daß Sie nicht gekommen sind, unseren Handel zu stören. Sie möchten sich hier im Lande umsehen, und ich höre, daß Sie den Lualaba hinabfahren wollen. Das haben wir Araber, ob-

schon wir seit undenklicher Zeit in diesem Lande Handel treiben, niemals versucht. Njangwe ist der westlichste Markt, den wir kennen. Wie kann sich einer nach Westen in die Urwälder wagen, wo es Riesenschlangen und giftige, wespenartige Fliegen gibt, wo sich im Dickicht Leoparden und bösartige Menschenaffen herumtreiben, wo schwarze Menschenfresser auf Beute lauern! Denken Sie nur an die unermeßlichen Sümpfe, die unzugänglichen Wälder, die Stromschnellen und Fieberstrecken. Ich rate Ihnen gut, Mr. Stanley, kehren Sie um!«

Stanley schüttelt ernst den Kopf. Er verweist auf die großen Vorteile, die eine Ost-Westverbindung quer durch Afrika auch den Eingeborenen biete. Er verspricht dem Handelsherrn zwanzigtausend Mark, wenn er ihn mit seiner Schutzgarde zwanzig Tagereisen weit durch den Urwald begleite.

Tippu Tip ist nachdenklich geworden und stellt Zwischenfragen. Auch Tippus Sohn Sefu hört gespannt zu. »Wenn wirklich ein Weg ins Innere geöffnet werden kann«, sagt der Jüngling impulsiv, »und wenn in den Waldländern, wie unsere Kundschafter behaupten, wirklich zahlreiche primitive Stämme hausen, so wäre es doch möglich, mein Vater, das aufzubauen, was du erträumst: ein arabisches Sultanat im Herzen Afrikas . . .«

Der Scheich wirft seinem Sohn einen vernichtenden Blick zu. Um die peinliche Preisgabe seiner innersten Gedanken in Vergessenheit zu bringen, beginnt er geschäftig neue Fragen zu stellen.

Stanley und sein Begleiter haben begriffen, um was es geht. Sind in Afrika nicht hundert Reiche und Kleinstaaten für kurze oder längere Zeit auf die gleiche Weise gegründet worden, wie sie Sefu angedeutet hat. Immer wieder sind gut bewaffnete und organisierte Scharen – Araber, Libyer, Berber, Mauren, Fuls oder Tuaregs – über die von Schwarzen besiedelten Gebiete hergefallen und haben sich dort die Herrschaft angemaßt.

»Vielleicht werde ich mich mit einem Trupp meiner Leute deiner Expedition anschließen, Sidi«, erklärt Tippu Tip unvermittelt, und er hat auch gleich eine glaubwürdige Begründung für sein Angebot: »Mein Geschäft und die Existenz vieler arabischer Handelshäuser ruhen vor allem auf dem Elfenbeinhandel. Doch seit einigen Jahren wird die Menge der angebotenen Zähne immer geringer. In den Gebieten, in denen die Kaufleute seit Generationen Elfenbein aufkaufen, nehmen die Elefanten stark ab. Man muß beizeiten nach anderen Märkten Ausschau halten, die weiter von der Küste entfernt sind. Aus diesem Grunde interessiert mich

die Fahrt in die westlichen Urwälder. Außerdem« – er lächelt listig – »reizen mich Eure zwanzigtausend Mark.«

»Ihre Begleitung, Tippu Tip«, erwidert Stanley, »wird mir ebenso angenehm wie nützlich sein.«

Henry Morton Stanley besitzt die ganze Unbeschwertheit und Selbstsicherheit seiner großen, jungen Nation. Sein Wahlspruch lautet: »Wage zu gewinnen und zu verlieren!«

Der Entschluß des Amerikaners steht fest: Auf keinen Fall wird er wieder zur Küste des Indischen Ozeans zurückkehren, er will den Atlantik zu erreichen suchen, koste es, was es wolle. Am 5. November 1876 bricht er mit hundertsechzig Mann im Schutz von Tippu Tip nach Nordwesten auf. Tippu Tip und Sefu führen eine Truppe von siebenhundert Köpfen an – schwarze Träger, Soldaten aus Sansibar, arabische Mischlinge, Unjamwesi-Leute und Küstenaraber, alle begleitet von ihren Weibern und Sklaven.

Eine lange Karawane von Menschen und Tieren nähert sich dem schmalen Elefantenpfad, der unter den säulenartigen Stämmen im dichten Laubgewölbe des Urwaldes verschwindet.

Das große Abenteuer hebt an . . .

»Uregga« – Waldland – nennen die eingeborenen Wareggа-Stämme die grüne Urwaldhölle. Das verfilzte Gewölbe aus Laub und Schlingpflanzen läßt nur wenig Licht durchschimmern, so daß die Kolonne in ständiger schwüler Dämmerung dahinwandert.

»Palmen kämpfen hier mit der wilden Weinranke und dem Rotang um den Platz, Farne und Schilf wuchern am Boden, Dornsträucher bilden undurchdringliche Dickichte. Schlingpflanzen klettern an den Bäumen hoch und hängen wie Netze von den Zweigen herab. Aus dem Blättergewölbe tropft der Tau wie Sprühregen hernieder, die Luft ist dick und schwül und vom Erdgeruch gesättigt. Nur selten dringt ein Windhauch in das Innere. Hoch oben über den Baumkronen mögen Stürme wüten: Da unten in der Dämmerung des Waldes regt sich kein Blatt . . .[19]«

Bald wird der enge Elefantenpfad glitschrig und feucht, die Spur führt oft durch überwucherte, finstere Täler, durch Morast und Sumpf. In der belebten, raschelnden, brodelnden Dunkelheit krie-

chen und flattern, brüllen und kreischen die Tiere des Urwaldes. Pflaumengroße Zecken und fast unsichtbare kleine Milben, weiße und rote Raubameisen, Armeen von Termiten behelligen die Expedition.

Manchmal schreit einer der Träger auf, wenn ihm aus dem halbhellen Mangrovendickicht eine Schlange entgegenzüngelt. Über den Köpfen der langsam dahinwandernden Kolonne schwingen sich Schimpansen und Paviane von Ast zu Ast und schimpfen. Ihre Rufe gehen in grelles Angstgezeter über, wenn ihnen, in einer Astgabel lauernd, der schwarzgefleckte Panther begegnet.

Stanley hat eine eigene Pionierabteilung gebildet, deren Männer an der Spitze des Zuges gehen und mit Beilen und Haumessern einen Pfad durch Getrüpp, Lianen und umgestürzte Baumstämme brechen. Langsam tastet sich die Expedition durch einen düsteren Korridor voran, während links um sie die aufgescheuchte Tierwelt lärmt. Es ist ein Inferno. Die Kleider hängen ihnen in Fetzen vom Leibe, bald gibt es Ausfälle durch Fieber, Schlangenbisse, Giftspinnen, Fallgruben und Sümpfe.

Trotzdem kämpft sich die Karawane zwanzig Tage lang durch den Filz aus Unterholz, Schlinggewächs und Farren und durch die stickige, dampfende Atmosphäre. Klagelaute aus den Reihen der schwarzen Träger werden laut und fordern die Umkehr.

Stanley ist nach dem Kompaß marschiert, aber nun weiß auch er nicht mehr, wo er sich befindet. Er ersteigt einen gewaltigen Palmyrabaum, der etwas freier auf einem Hügel steht.

Endlich Licht und Luft und die gelbe, grell flammende Sonne über den weithin wogenden Wäldern! Und Wind, ja Sturm, der über das schwankende Meer der ineinanderverflochtenen Baumkronen hinbraust!

Ganz fern im Nordwesten glänzt und blitzt es silbrig aus den Lücken, die der fegende Sturm manchmal in die grüne Dünung reißt, dort strömt der Lualaba, der große Fluß, dessen Schleife man in einem zwanzigtägigen Waldmarsch abgeschnitten hat.

»Sidi, noch ist der Waldpfad nicht zugewachsen, den wir so mühsam geschlagen haben«, gibt Tippu Tip zu bedenken, »kehrt also beizeiten um! Niemals werdet Ihr über diese endlosen Wälder Herr werden, die voller Gefahren sind. In zwanzig Tagen haben wir kaum drei Meilen zurückgelegt, vor Euch aber liegen bis zum Ozean tausend Meilen und nochmals tausend Meilen.«

Zustimmendes Gemurmel läuft um das Lagerfeuer der Araber und Neger vor dem großen Hauptzelt. Alle wollen sie aufgeben – nicht nur die Männer Tippu Tips –, von der Furcht gepackt und von den Anstrengungen zermürbt. Die Expedition steht und fällt mit dem Willen der beiden Weißen.

Das Gestade des breit dahinziehenden Lualaba, eine braungrüne, von treibenden Wasserlilien und Lotosfladen, von verwesenden Pflanzenleichen und modernden Baumstämmen unterbrochene Wasserfläche, ist erreicht. Die Männer haben ein von Dornwällen geschütztes Lager aufgeschlagen, denn seit Tagen begleitet sie das drohende Rollen der Baumstammtrommeln. Drüben am anderen Ufer duckt sich hinter Mangroven und Bambusschilf ein düsteres Negerdorf. Zahlreiche Elefantenpfade kreuzen das Dickicht, Flußpferde suhlen sich in den Buchten, Krokodile liegen wie angeschwemmte Baumstämme.

Stanley nickt zu den Worten des Araberscheichs.

»Du hast recht, Tippu Tip! So kann es nicht weitergehen. Diese Wälder sind unbezwinglich. Laß also die Blechkanister schlagen, damit alle Leute zusammenkommen.«

Aufatmend applaudieren die Araber, und bald dröhnt das Trommeln durch den Wald. Aus allen Teilen des Lagers laufen die Träger, die Soldaten, die Pfadfinder und arabischen Leibwächter herzu und sammeln sich vor dem Zelt Stanleys.

Stanley springt auf eine Kiste und gebietet Ruhe.

»Araber!« ruft er, »Männer von Unjamwesi und Männer aus Sansibar! Ihr seht diesen Fluß, der seit Urzeiten still und unbekannt dahinströmt, sein Ziel ist ein Salzmeer im Westen, wo meine weißen Freunde wohnen ... Durch diese dichten Wälder auf die Dauer zu Fuß zu wandern ist unmöglich ...[20]«

Ein erlösendes Aufatmen geht durch die Menge. Die weißen Burnusse, die roten Tarbusche und die zahlreichen schwarzen Wollschädel nicken zustimmend: »Ja, ja! Laßt uns umkehren!«

Doch Stanley fährt fort:

»Wir werden unseren Weg nicht durch den Urwald fortsetzen. Weshalb wollen wir nicht jenen breiten Pfad benutzen, den uns der Lualaba weist? Seht euch um: Der Wald steht voller wachsender Boote! Wir werden eine Flotte von Ruderbooten bauen und stromabwärts fahren ...«

Weiter kommt Stanley nicht, die Enttäuschung der Menge ist zu groß. Ablehnung, Entrüstung, Furcht äußern sich in wilden Zurufen. Will der weiße Mann sich und die Expedition diesem trügerischen, wild dahinstrudelnden Wasser anvertrauen? Was dann, wenn Stromschnellen, Wasserfälle, reißende Wassertiere oder Flotten feindlich gesinnter Eingeborener auftauchen? Was dann, wenn der Lualaba die Karawane in raschem Lauf Hunderte von Meilen ins Innere der Wälder trägt und dann in irgendeinem Sumpfe verelenden läßt? Die Rückkehr stromauf wäre unmöglich!

»Nein, Sidi! Niemals! Wer sich diesem verzauberten Wasser anvertraut, muß sterben!«

Stanley beschwört und lockt, aber es scheint alles vergeblich zu sein. Tippu Tip ist unschlüssig. Da wendet sich Stanley an seine alte Negergarde:

»Ihr, die ihr mit mir den großen See umsegelt habt, wollt ihr mich und meinen weißen Bruder im Walde umkommen lassen? Denn wir beide haben geschworen, diesem Strom zu folgen, bis er ins Meer mündet. Wer begleitet uns?«

Zögernd tritt ein Dutzend schwarzer Bootsleute vor, denen nach einigem Zureden andere folgen. Tippu Tip wird mit einem weiteren hohen Scheck gewonnen.

Stanleys Befehl, Boote zu bauen, wird übergangen. Die Masse der Kolonne setzt den Marsch längs der Ufer im Walde fort, nur die Kranken und einige Ruderer treiben mit dem wieder zusammengesetzten Boot »Lady Alice« flußab. Manchmal schwirren vergiftete Pfeile aus den Dickungen. Tag und Nacht wird das langsame Vordringen der Expedition vom Rollen der Lokoli begleitet, die Trommeln tragen die Botschaft vom Herannahen der Schar weit durch die Wälder und über den Fluß.

Einmal gelingt es, in einem verlassenen Dorf reichlich Nahrungsmittel und ein großes Kanu, das sechzig Leute fassen kann, zu erbeuten; ein andermal kommt es zu Kämpfen mit einer Flotte schwarzer Urwaldneger. Stanley gewinnt bei diesem Scharmützel durch eine List sechsunddreißig Kanus, gibt fünfzehn zurück und kauft die anderen.

Allmählich begreifen immer mehr Teilnehmer der Expedition, daß es bequemer und sicherer ist, auf dem Wasser zu reisen.

Eine Massai-Frau

Das Geschwader gleitet meist in der Mitte des meilenbreiten Stromes dahin, und die Dolmetscher schreien unausgesetzt durch die hohlen Hände: »Senneneh! Friede!« Trotzdem schweigen die

Kriegstrommeln an den Waldufern nicht, aus den Dörfern schallt gellendes Geschrei, aus den Seitenbuchten und Mangrovenwänden schießen immer wieder Rudel von Langbooten mit speerbewaffneten Kriegern hervor.

Die Wilden tragen bunte Federn im Wollhaar, sie sind streifenförmig gelb und rot bemalt, und ihre Gesichter gleichen Gespensterfratzen. Rasend schwingen sie ihre Keulen und Speere und brüllen im Chor: »O-hu, o-hu-hu!« Die schwarzen Dolmetscher übersetzen das Geschrei mit »Fleisch! Wir wollen euer Fleisch!«

Oft müssen die Gewehre das letzte Wort sprechen, das Wasser hallt vom Lärm der Schüsse und von den Kriegsrufen der angreifenden Neger.

Nach weiteren zwanzig Tagereisen verlangt Tippu Tip, ans Ufer gebracht zu werden, da er die Expedition verlassen will, um heimzukehren. Hundertfünfzig Männer mit ihren Frauen und Kindern bleiben bei den Weißen.

Es ist einer der letzten Dezembertage des Jahres 1876. Stanley ordnet die Kolonne um und verteilt die Fracht auf die noch verbliebenen dreiundzwanzig Kanus. Der auffrischende Stromwind weht den brodelnden Nebel auseinander, die Kanistertrommeln dröhnen, die Söhne Unjamwesis singen taktmäßig ihre Lieder, während die Flottille sich vom Ufer löst und langsam stromab zieht. Tippu Tip und seine weißgekleideten Araber winken vom Lager aus noch einmal herüber und verschwinden nach wenigen Minuten hinter der Flußkrümmung.

Die Boote rudern nahe den Ufern im Stillwasser dahin. Rotang wuchert zwischen hohen Stämmen, Lianen schlingen sich in die Wipfel, Mangroven stehen wie auf Stelzen im Sumpfwasser, in Etagen türmt sich der Urwald wie eine gewaltige grüne Mauer. Käfer, Termiten und gelbe Ameisen lassen sich von den Zweigen auf die Vorüberrudernden fallen.

Als der Abend kommt, befiehlt Stanley, eine geschützte Bucht anzulaufen. Erst im Näherkommen erkennen die Späher vom Boot aus, daß im Buschwald des Ufers einige Dörfer verstreut sind; wie Käfige oder Bienenstöcke reihen sich die Schilfhütten; am großen Feuer kauern bemalte Neger und halten Palaver. Schreckfiguren von Zauberern tanzen im flackernden Licht. Gewaltig dröhnt das Lärmen der großen Lokoli.

Plötzlich lösen sich ringsum lange Boote von dem Gestade,

speerschwingende, grausig anzusehende Kannibalen rudern heran und umschließen die Kanus.

»Senneneh!« rufen die Dolmetscher, »wir wollen Frieden!«

»O-hu! O-hu-hu«, antworten die Schwarzen, »euer Fleisch, euer Fleisch!«

Stanley flüchtet mit seinen Booten in den offenen Strom, verfolgt von den Eingeborenen. Aber noch ehe es zum Kampf kommt, werden am Ufer fremde Krieger sichtbar. Es sind Angehörige eines feindlichen Stammes, der in die Siedlungen der Kannibalen eingebrochen ist. Die Verfolger Stanleys erheben ein lautes Warngeschrei, werfen die Kanus herum und tauchen in der Nacht unter. Stanleys Expedition ist gerettet.

Aber auch die weitere Fahrt ist wie ein Alptraum: Fast jeden Tag zeigen sich Schwärme feindlicher Boote, von denen Haßgeschrei herüberdringt, immer wieder rufen Stanleys Leute »Senneneh! Friede!«

Manchmal sind die Angreifenden wie gebannt und gelähmt. Auf zwei, drei Bootslängen lassen sie ihre Kanus herantreiben, aber sobald sie die hoch aufgerichteten Gestalten der beiden weißen Männer gewahren, kehren sie um. Niemals haben sie solche Menschen gesehen.

Manchmal müssen die Gewehre den Weg frei machen, wenn die Kannibalen in Massen angreifen; jedes Nachtlager an den Ufern wird durch Dornverhaue und Wachen gesichert, da nächtliche Überfälle zu befürchten sind.

Die Wasser schießen reißender dahin, die Strudel mehren sich, Felsen tauchen gischtend im Strombett auf, stromab beginnt die Luft zu donnern und zu dröhnen.

Man nähert sich unbekannten Stromschnellen. Ein Stück voraus stürzt der Lualaba in ungewisse Tiefen, in mahlende Felskessel und wirbelnde Dunkelheit.

Die Boote steuern ans Ufer. Auf einem schmalen Streifen oberhalb der Fälle läßt Stanley ein Lager aufschlagen und in Eile befestigen, denn von nah und fern hört man wieder das Trommeln feindlicher Krieger. Im Morgengrauen beginnen sie den Angriff.

Das Lager ist eingekreist. Während der Nacht haben die Wilden den befestigten Platz mit ihren Jagdnetzen umzingelt. Von Baum zu Baum sind dicke Taue und Netzgeflechte aus Bast, Lianen und Fasern gespannt.

Mit Gewehren und Haumessern erkämpft Stanley sich einen Ausweg. In steter Abwehr werden die Boote fünf Kilometer weit

um die Stromschnellen herumgeschleppt und unterhalb wieder zu Wasser gelassen.

Endlich ist man in Sicherheit. Die Kanus treiben über braungrüne Wasser, die immer schneller werden und rechts und links Bäche und Flüsse aufnehmen. Eine neue Klippenstrecke und ein zweiter Wasserfall werden zu Land umgangen. Es sind Tage voller Gefahren und Mühsal im dampfenden Urwald.

»Zwischen zwei Inseln stürzt sich ein Flußarm in einen ungeheuren, brodelnden Kessel, aus dem zuweilen sich Wasserberge emporheben, um dann mit entsetzlichem Getöse zusammenzubrechen. In diesem zweieinhalb Kilometer langen und einen halben Kilometer breiten Kessel bietet sich dem Auge eine der wildesten und gewaltigsten Wasserszenen dar, die man sich denken kann . . .[21]«

Auch hier brechen die Pioniere eine kilometerlange Bahn durch den Wald. Eine Qual sind die Myriaden weißer und roter Ameisen, die in wimmelnden Heeren durch das übermannshohe Stechgras heranziehen.

Während man noch die Boote instand setzt, tobt erneut die Hölle los: Kriegstrommeln, Muschelhörner, Kampfrufe übertönen das Donnern des Katarakts. Schreiende Negerhorden nähern sich in langen Kanus der Bucht, in der Stanleys Leute lagern. Es sind Angehörige des Asama-Stammes.

Der Forscher siegt durch eine Kriegslist. Einen Teil seines Gefolges läßt er zum Angriff vorgehen, eine zweite Abteilung schickt er gegen die unbewachten Dörfer der Angreifer aus. Die schwarzen Soldaten erbeuten zahlreiche Ziegen und Schafe und nehmen Weiber und Kinder als Geiseln gefangen. Mit ihrer Ladung fahren die Boote in die kampferfüllte Bucht zurück. Als die Asamas ihre jammernden Angehörigen erblicken, stellen sie den Kampf ein, da sie befürchten, daß man mit ihren Frauen und Kindern ebenso verfahren werde, wie sie es mit den Fremden vorgehabt haben.

Stanley aber läßt weiterhin »Senneneh« rufen und Muschelgeld als Friedenszahlung anbieten. Einige eingeschüchterte Krieger legen Speere und Schilde ab und kommen näher; glückstrahlend nehmen sie ihre Familienmitglieder in Empfang.

Stanley darf das nahe gelegene Dorf der Asamas besuchen. Beim Rundgang bietet sich ihm ein schauerlicher Anblick. Überall hängen gebleichte Menschenschädel über den Schilfhütten oder an

aufgestellten Stangen, auf den Abfallhaufen verrotten Berge von Menschenknochen.

Und doch kennen auch diese Menschen Gefühle edlerer Art. Als Stanley von ihnen Abschied nimmt, schenken sie ihm und seinen Leuten aus Dankbarkeit so viele Bananenbüschel, daß die Kanus fast bis zum Rand ins Wasser eintauchen.

Immer neue Stromschnellen und Wasserfälle sperren den großen Strom, fast hundert Kilometer weit kämpft sich die kleine Flotte durch eine der Felsenbarrieren. Die Schwarzen nennen nach der Überwindung der Hindernisse Stanley »Bula Matari« – »Felsenbrecher«.

Nach den Sonnenmessungen befindet sich die Expedition um diese Zeit etwa auf der Höhe des Äquators, der große Strom wendet sich deutlich westwärts – es ist unmöglich, daß er mit dem Nilsystem zusammenhängt.

Kann der Strom mit dem Kongo in Verbindung stehen?

Im Jahre 1848 ist der Ungar Ladislaus Magyar von Portugiesisch-Boma aus den Kongo aufwärts gefahren. Weit im Landesinnern, in einem Dorf namens Bihe, heiratete er die Tochter eines eingeborenen Häuptlings, deren Mitgift in einer großen Zahl leibeigener schwarzer Elefanten- und Pantherjäger bestand. Mit dieser Leibgarde war Ladislaus Magyar aufgebrochen, bis er an große, lang ausgedehnte Wasserfälle gelangte, über die hinaus ihm kein Neger zu folgen bereit war.

Sollte die Stanley-Expedition etwa die gleichen Stromschnellen von Osten her erreicht haben? Stand man an den Pforten des alten sagenhaften Reiches Kongo oder des Staates Ndongo, dessen König Ngola genannt wurde? Die Portugiesen hatten aus diesem Königsnamen Angola gemacht.

Stanley und sein weißer Begleiter Francis Pocock debattieren häufig über diese Frage, wenn sie abends beim Petroleumlicht im Zelt liegen.

Das alte Reich Kongo hatte seine Blüte in einer Zeit erlebt, als noch kein Weißer auf afrikanischen Boden verschlagen worden war; seinem König waren mächtige Stämme und Staaten untertan.

»Die Zugehörigkeit dieser Staaten zum Reich Kongo ist aber auf afrikanische Weise zu verstehen. In Wirklichkeit war eine Eroberungsschicht mit ihrem vorwiegend aus Männern bestehenden Anhang und in mehreren verwandten Sippen vom Osten her in die Küstenländer eingedrungen und hatte sich hier festgesetzt.

Als dünne Herrenschicht übernahm sie die politische Führung und gebot über die Eingeborenenbevölkerung. Als Verwandte blieben sie untereinander in Verbindung. Da der Herr des Reiches Kongo der ältesten und vornehmsten Sippe entstammte oder sich durch seine Leistungen oder Machtmittel vor den anderen Sippenherren auszeichnete, so erkannte man ihm eine gewisse Vorzugsstellung zu . . .[22]«

Dieses längst zur Sage gewordene Negerreich hatte offenbar ähnliche Ursprünge und auch einen ähnlichen Aufbau wie etwa die Herrschaft germanischer Adelsgeschlechter im romanischen Raum. Hier wie dort gab es eine bewaffnete Einwanderung mit Häuptlingssippen und eine sich schnell bildende feudale, sich gegenseitig stützende oder auch bekämpfende Adelsschicht. Der König war der Erste unter Gleichen oder der Vornehmste unter den Kriegshäuptlingen.

Die Macht des Kongoreiches war indes schon vor Jahrhunderten dahingeschwunden. Im Jahre 1491 hatte sich sein regierender König taufen lassen und war zum dunkelfarbigen Bruder der Portugiesen geworden. Der Einbruch der wesensfremden europäischen Zivilisation und der Widerspruch zwischen dem segensreichen Lehren und Wirken der Missionare und den Ausbeutungsmethoden der portugiesischen Sklaven- und Elfenbeinhändler hatten schnell die alten Organisationsformen, die Kultur und Lebenskraft der Kongoneger zersetzt.

Wenn dieser Strom wirklich der Oberlauf des Kongo war, durfte Stanley nach der Überwindung der Wasserfälle keine bessere, schnellere und gefahrlosere Fahrt erwarten. Die Portugiesen beherrschten jetzt kaum noch die Küste, das große Land am Strom war zurückgefallen in die Barbarei der Urtage.

Hinter den großen Wasserfällen wird der Strom fast zwei Meilen breit; ruhig und majestätisch fließt er gegen Sonnenuntergang. Am 1. Februar 1877 gleitet die Flotte um eine Biegung und trifft am Ufer auf eine Siedlung, deren Markt von Hunderten von Negerhütten umsäumt und von einer bunten Masse Schwarzer belebt ist. Die Neger sind zunächst überrascht, aber dann gellen die Elefantenhörner, die Baumtrommeln und die Fellpauken rumoren, schreiend wälzt sich der Haufen zur Lände. Kleine und große Kriegskanus werfen los und schießen aufs Wasser hinaus.

Boot um Boot kommt heran, jedes mit sechzig bis achtzig Speerleuten besetzt. Gegen die erdrückende Übermacht helfen nur die Gewehre.

Stanley und Pocock geben Befehl, nur auf Kommando zu feuern. Sie lassen die Kanus bis auf ein Dutzend Meter herankommen und überschütten sie aus dieser sicheren Schußweite mit vernichtenden Salven. Nur zögernd lassen die Wilden von der erhofften Beute ab, das Gefecht dauert bis zur beginnenden Dämmerung.

Eine Woche später landen die Reisenden, um ihre Vorräte zu ergänzen, bei einem großen Dorf, das Rubunga heißt. Die Schwarzen sind über den Anblick der beiden Weißen und der weißgekleideten Sansibar-Araber so verblüfft, daß sie keinen Widerstand leisten.

Stanley freundet sich mit ihnen an und trinkt Blutsbrüderschaft mit dem Häuptling. In Rubunga wird ihnen zum erstenmal bestätigt, daß sie sich auf dem Kongo befinden und auf dem Weg zur atlantischen Küste sind.

Aber noch sind gefahrvolle Kämpfe zu bestehen. Schon am Tage nach der Abfahrt aus Rubunga werden die Boote abermals angegriffen. Wie Raubfische kommen lange, bemannte Einbäume heran, und zum ersten Male sieht sich Stanleys Expedition blitzenden Flintenläufen gegenüber, die sich auf die Boote richten. Die Angreifer sind im Besitz von Gewehren, den ersten, wenig erfreulichen Anzeichen europäischer Zivilisation . . .

Doch die Neger geben keinen Schuß ab. Das Auftauchen der Fremden hier im Landesinnern und aus östlicher Richtung ist ihnen unerklärlich, und sie kommen zu keinem Entschluß. Lautlos gleiten die Kanus aneinander vorbei.

Fortan schleichen Stanleys Boote von Bucht zu Bucht, wählen Seitenarme oder rudern leise unter dem Schutz der Mangroven und der überhängenden Urwaldbäume dahin. Trotz aller Vorsicht werden sie nach kurzer Zeit von neuem gestellt.

Der wilde Stamm der Bangalas schwärmt mit mehr als sechzig dichtbesetzten Kanus gegen die Fremden aus. Alle Friedensbeteuerungen überhörend, beginnen die schwarzen Kriegerscharen den Kampf.

Sie feuern aus ihren alten Musketen und arabischen Langflinten und umschwirren in Rudeln von Booten die eng zusammengedrängte Flotte Stanleys. Stundenlang rennen sie an; das Gefecht – das einunddreißigste seit Beginn der Stromfahrt – zieht sich bis

zum Abend hin, beide Flotten werden langsam westwärts getrieben. Erst als ein Flintenschuß den phantastisch geschmückten Häuptling verwundet, geben die Wilden auf und rudern ans Ufer zurück.

Der Kongo wird breiter und mächtiger. Rings um die Dörfer zeigen sich saubere Äcker und Gärten. Meilenweit ist an manchen Stellen der Wald gerodet, die Pflanzungen sind von Dornhecken umgeben.

Als Stanley und seine Begleiter in der Nähe eines großen Dorfes an Land gehen, um Lebensmittel zu kaufen, empfängt sie der Negerkönig – sein Name ist Tschumbiri – feierlich inmitten seines Hofstaates. Große Verwunderung erregen die vierzig Frauen des Königs; jede Frau trägt eine zusammengelötete Messingröhre von wenigstens dreißig Pfund Gewicht um den Hals. Obwohl Tschumbiri die Europäer seiner Freundschaft versichert hat, führen die von ihm gestellten Pfadfinder Stanleys Expedition in einen Hinterhalt; aus dem Dschungel fallen plötzlich von allen Seiten Gewehrschüsse, acht Mann aus Stanleys Truppe finden den Tod. Die Angreifer werden in die Flucht geschlagen, und Tschumbiri, der seine Absicht mißlungen sieht, entschuldigt sich höflich. Der Verrat ist nicht nachzuweisen.

Am 12. März gelangt die Flotte in eine seeartige Erweiterung des Kongo. Aber schon bald hinter dem Stromsee verändert er erneut sein Gesicht. In dem abschüssigen Bett rast der Riesenstrom über Lavablöcke und Felsriffe, vor den Booten breitet sich meilenweit weißschäumendes Wasser.

Da die Mittel der Expedition erschöpft sind und alles zur höchsten Eile drängt, erkühnt sich Stanley, die weniger gefährlich aussehenden Stromschnellen zu durchfahren, um den langwierigen und mühevollen Überlandweg zu vermeiden. Die Boote werden vom Ufer aus an Leinen geführt.

Als die »Lady Alice« durchgeschleust werden soll, fällt die Halteleine ins Wasser. Das kleine Schiffchen treibt haltlos die Schnellen hinab. In phantastischer Fahrt jagt es gegen einen Wasserstau, steht einen Augenblick frei auf gläsernem Grat und stürzt mit vorgestrecktem Bug fast senkrecht in den gründunklen, brodelnden Abgrund. Doch die »Lady Alice« hält stand.

Die Abenteuer auf dem Strom nehmen kein Ende, und nicht alle sind vom Glück begünstigt. Am 3. Juni geschieht es, daß der vorausfahrende Francis Pocock, der treue Begleiter Stanleys, einen unbekannten Wasserfall bezwingen will; er verschwindet in den

haushohen, gischtenden Wirbeln, um niemals wieder aufzutauchen.

Stanley selber aber erweist sich immer wieder als der wahre »Bula Matari«, der Felsenbrecher. Er schreibt in seinem Reisebericht:

»Einen Fall überfuhr ich mit acht Begleitern. Die Fahrt war eine Gottesversuchung, aber sie glückte. Der erprobte Steuermann verstand es, das Boot durch den Höllenlärm und die Wirbel hindurchzubringen. Die von Schrecken ergriffene Mannschaft wollte an Rettung nicht mehr glauben; später aber stand es für sie fest, daß ›Bula Matari‹ nicht sterben könne und sie ans Ziel bringen werde . . .«

Von den Negern in den Uferdörfern erfahren die Reisenden, daß die portugiesische Hafenstadt Boma nur noch zehn Tagereisen entfernt ist.

Die Nähe der Zivilisation wird auch deutlich in dem in Innerafrika unbekannten hochgesteigerten Erwerbssinn der Bevölkerung hierzulande. Für jede Hilfeleistung, jede Banane fordert man Geld oder Rum. Da Stanley weder das eine noch das andere besitzt, gibt es kaum irgendwo Hilfe. Ohne Mitgefühl lassen die Schwarzen die erschöpfte, zerlumpte, halb verhungerte Expedition an sich vorüberziehen. Ihr stürmisch fordernder Ruf lautet indes nicht mehr: »Fleisch! Wir wollen euer Fleisch!«, sondern »Rum! Gebt uns Rum!«

Obwohl die Portugiesen seit mehr als dreihundert Jahren im Lande sitzen, ist selbst hier, in unmittelbarer Nähe der europäischen Kolonialküste, wenig vom Fortschritt zu spüren. Die eingeborenen Stammesherrscher und ihre Unterhäuptlinge sind zwar seit langem christlich geworden, sind »schwarze Portugiesen«, und viele von ihnen haben auf den Missionsschulen und Universitäten Portugals studiert – das Land selber aber ist von der Zivilisation kaum berührt. Nur die frühere Ordnung wurde zerstört, die jahrtausendealte Überlieferung ausgelöscht. Seit dem Einbruch der Europäer ist die Geschichte des Kongostromes eine einzige Folge von Stammeskriegen und Abwehrkämpfen gegen die weißen Sklavenhändler und die brutalen Elfenbeinaufkäufer gewesen. Auch die Weißen sind von dem allgemeinen Verfall betroffen. Die ein-

stige Gouverneurstadt der Portugiesen, San Salvador, ist aufgegeben und liegt überwuchert im Buschwald. Das portugiesische Kolonialreich existiert nicht mehr. Die Handelsstationen haben sich aufgelöst; nur an der Mündung des großen Stromes bei dem Städtchen Boma stehen noch ein paar Handelskontore und Lagerschuppen, in denen gearbeitet wird.

Am 30. Juli 1877 nähert sich die abgekämpfte Kanuflotte Stanleys abermals einer Wasserfallsperre, die umgangen werden muß. Niemand aus der eingeborenen Bevölkerung bietet seine Hilfe an. Ein Häuptling fordert von einem der Steuerleute als Durchgangszoll eine Flasche Kognak; Ohrfeigen sind die wütende Antwort.

»Kognak! Als wenn wir den nicht selber trinken würden, wenn wir ihn hätten!«

Sie sind völlig am Ende, Stanley verliert durch Hunger, Fieber und Desertion eine weitere Anzahl seiner Leute.

Als sie die Kähne über eine steile, buschbewachsene Hochfläche zerren, kommen sie nicht mehr weiter. Stanley läßt haltmachen. Er schreibt einen Brief »An irgendeinen Herrn in Boma!« schildert die hoffnungslose Lage seiner Expedition und bittet um schleunige Hilfe. Die Unterschrift lautet: »Ich heiße Stanley und bin der Reisende, der 1871 Livingstone aufgefunden hat.«

Uludi, einer der Bootsführer, zwängt den Brief in die gespaltene Spitze eines Bambusstabes und macht sich auf den Weg zur Küste.

In Boma kennt man den Namen Stanley, er ist kein Unbekannter; denn in der kleinen Stadt gibt es eine englische Firma mit einer Faktorei.

Als die Reste der Expedition sich am folgenden Tage mit Mühe in das Negerdorf Mbinda schleppen, wo die Eingeborenen völlig teilnahmslos am Weg stehen und »Rum! Habt ihr Rum?« schreien, geschieht das Wunder. Eine wohlausgerüstete Karawane kommt vom Strom herauf.

Uludi, den Stanley nach Boma gesandt hat, läuft an ihrer Spitze. Ihm folgt eine Trägerkette mit Ballen voller Stoffe, Bananen, getrocknetem Fisch und Brot.

Das Zusammentreffen ist überwältigend. Für Stanley ist ein Paket bestimmt, das alles Erdenkliche enthält, was er so lange

Henry Morton Stanley

entbehrt hat: Tee, Butter, Kaffee, Zucker, Sardinen, Lachs in Dosen, Marmelade, Portwein, Sherry, Kognak und Weißbrot.

Ein gewaltiges Festmahl hebt an. Die schwarzen Ruderer stür-

zen sich wie Raubtiere auf die Lasten und verschlingen die Nahrung, ohne sie erst zu kochen.

Als der erste Hunger gestillt ist, läßt Stanley die Ballen mit Kattun öffnen. Die Kleiderfetzen fliegen ins Feuer. Völlig verwandelt und stolz lassen sich die Männer in der Dorfstraße sehen.

Ein paar Tage später wird Stanley durch das Schrillen einer Dampfpfeife geweckt. Drunten auf dem majestätisch dahinziehenden Kongo schaufelt ein Flußdampfer durch das Wasser. Er bringt die Vertreter der europäischen Kolonie von Boma, die Stanley und seine Mannschaft in die Zivilisation zurückgeleiten sollen.

Als der Forscher, oben auf der Anhöhe stehend, das Landemanöver des Schiffes beobachtet, wird noch einmal die Erbitterung über das, was er in den letzten Monaten ertragen mußte, in ihm lebendig:

»Oh, dieser verhaßte, mörderische Strom!« murmelt er. »Wie fließt er jetzt so breit, so stolz und majestätisch ruhig, als wenn er mir nicht einen Freund und viele treue Seelen geraubt hätte, als wenn wir ihn nie hätten rasen und in Wut schäumen sehen . . .«

Am 9. August 1877, dem 999. Tage nach dem Aufbruch von Sansibar, erreicht Stanley Boma an der Mündung des Kongo. Zum ersten Male ist Äquatorialafrika von einer Küste zur anderen durchquert.

Am 11. August geht der Forscher mit seinen überlebenden Gefährten an Bord der »Kabinda«, eines Dampfers, der zufällig in der Kongomündung liegt. Stanley bringt die Ruderer und Soldaten in ihre Heimat Sansibar zurück, wo sie reich entlohnt und hoch geehrt entlassen werden. Dann fährt er weiter nach Europa. Zu Beginn des Jahres 1878 empfängt ihn die Heimat mit allen Festlichkeiten, die einem so erfolgreichen Forscher gebühren.

In den folgenden Monaten ist Stanley mit der Abfassung seines volkstümlichen Reiseberichtes beschäftigt, der als Buch zuerst in London erscheint. Er gibt dem Afrikabuch den Titel »Durch den dunklen Kontinent«, es wird in mehrere Sprachen übersetzt.

Es ist das Jahrzehnt nach dem für Deutschland siegreichen Krieg gegen Napoleon III. Der technische Fortschritt Europas erfaßt in zunehmendem Tempo auch die übrige Welt. Die Kapitalisierung und Industrialisierung der Wirtschaft, die Ausweitung und Be-

schleunigung des Verkehrs, die in modernen Flotten und Armeen sich manifestierende militärische Überlegenheit des europäischen Kontinents erschüttern das Gefüge der bisher gültigen Weltordnung. Überalterte Reiche, wie das Sultanat der Türken, das arabische Kalifat, das chinesische Kaisertum, zerbröckeln Stück um Stück unter dem Anprall des politischen, militärischen und wirtschaftlichen Imperialismus der westlichen Großmächte.

England landet in Ägypten und betreibt in Südafrika weiterhin seine Annexionspolitik. Der Prince of Wales unternimmt seine prunkvolle Indienreise und erwirbt für seine Mutter, die Königin Victoria, die Kaiserkrone Indiens. Britische Truppen annektieren Afghanistan. Englands überlegene Flotte drängt die siegreich an die Dardanellen vorgestoßenen Russen zurück. Lord Disraeli verkündet die Kap-bis-Kairo-Politik. Das um Elsaß-Lothringen geschwächte Frankreich breitet sich in West- und Äquatorialafrika, im Sudan, in Somaliland, Madagaskar und in Tonkin aus. Auch in dem neuen deutschen Kaiserreich mehren sich die Stimmen, die nach einem Imperium auf überseeischem Boden rufen.

Alles wird drängender, als Stanleys Buch über das riesige, unendlich reiche Land im Herzen Afrikas bekannt wird. Das Wort Kongo erscheint als Aufruf und Lockung über Europa.

Die »Daily Mail« verkündet: »Die Stunde der Aufklärung und der Zivilisation hat für Afrika geschlagen. Bald folgt die Stunde des Handels und der Industrie . . .«

Niemand begreift die Möglichkeiten erfolgreicher Kolonialpolitik besser als der König der Belgier, Leopold II. Noch während Stanley den Lualaba befuhr, hat der König die berühmtesten Afrikakenner nach Brüssel berufen, unter ihnen die »Afrikaner« Duveyrier, Cameron, Schweinfurth, Nachtigal und Rohlfs. Dem belgischen König geht es nicht nur um theoretische Erwägungen und akademische Ergebnisse. Er veranlaßt die Gründung eines »Comité d'études du Haut Congo«, dessen Aufgabe es sein soll, Afrika erforschen und zivilisieren zu helfen. Hintergrund des Kongresses und des Komitees ist der unverrückbare Plan Leopolds II., Belgien Kolonien zu verschaffen, die es nach seiner Auffassung ebenso notwendig braucht wie alle anderen europäischen Industriestaaten.

Als Stanley von seiner sensationellen Reise zurückgekehrt ist, ergeht auch an ihn eine Einladung nach Brüssel. Ergebnis der Besprechung mit dem König ist die Ernennung Stanleys zum Leiter des belgischen Komitees zur Erforschung des Kongo.

Die Zeitungen und die Öffentlichkeit Belgiens stehen den Plä-

nen des Königs ablehnend gegenüber. Leopold aber ist ein geschickter Werber für seine Idee. Er gibt in den Blättern bekannt, Zweck einer in Vorbereitung befindlichen Expedition seien lediglich »Studium, Aufklärung und Befreiung der Neger«. Die Verkündung dieses Expeditionszieles verschafft ihm als erstes die Sympathien aller humanitär-philanthropischen Kreise. Das Kapital und die Industrie gewinnt er, indem er hohe Verzinsung der investierten Gelder verspricht und die in Frage kommenden belgischen Banken wissen läßt, daß sie nicht nur für die Verbreitung von Kultur und Aufklärung ihr Kapital zur Verfügung stellen, sondern auch für Schürf- und Marktrechte, Goldkonzessionen und Monopole.

Wieder einmal, wie so oft in der Geschichte, soll der handeltreibende Kaufmann zugleich Träger der Zivilisation sein.

Im Jahre 1879 kehrt Henry Morton Stanley im Auftrag des belgischen Königs an den Kongo zurück.

Die Zeitungen haben inzwischen viel über das große Schatzhaus Afrika veröffentlicht. Sie schreiben von dem unerschöpflichen Reservoir an Palmöl, Kopalharz, Kaffee, Kakao, Kautschuk und Edelholz, das es an den Ufern des Kongo gebe; sie preisen die Bodenschätze Zentralafrikas an Kupfer, Kobalt, Eisen, Kohle, Zinn und Gold, sie deuten an, daß mit Diamantenfunden zu rechnen sei. Kein Wunder, daß auch die übrigen europäischen Mächte aufmerksam ihre Blicke auf das Kongobecken richten.

Als Stanley, seiner alten Route in umgekehrter Richtung folgend, mit dem Raddampfer »En Avant« stromauf fährt und schließlich den riesigen »Stanley-Pool«, jene große, seeartige Erweiterung des Stromes, wieder erreicht, findet er zu seiner Überraschung auf dem linken Ufer eine Station unter französischer Flagge. Senegalneger in französischer Uniform halten die Wache.

Der Mann, der Stanley zuvorgekommen ist, heißt Pietro Savorgnan de Brazza. Er ist achtundzwanzig Jahre alt und entstammt einer venezianischen Adelsfamilie. Er hat in Paris studiert und ist Wahlfranzose geworden. Vor drei Jahren ist er von Gabun aus den Fluß Ogoué hinaufgefahren und auf der Weiterreise in einen Nebenfluß des Kongo geraten. Als er von Stanleys Afrikadurchquerung hört und bald darauf vernimmt, daß Stanley wiedergekehrt sei, weiß er, daß Belgien das Land annektieren will.

Ohne sich Zeit zu ausgedehnten Vorbereitungen zu lassen, bricht er mit französischen Gabun-Negern auf dem Landwege zum Kongosee auf und erreicht diesen Stromteil lange vor Stanley.

Später werden zwei Städte an die konkurrierenden Unternehmungen der beiden Nationen erinnern: Auf dem Nordufer des Kongo wird eine Stadt den Namen Brazzaville erhalten, sie liegt auf dem Boden von Französisch-Äquatorialafrika; am Südufer aber wird sich Léopoldville erheben, die Hauptstadt des belgischen Kongostaates.

Stanley kehrt nach Europa zurück, enttäuscht und vom Fieber geschwächt. Nicht nur die Franzosen haben sich mit kühnem Griff ihr Stück von Zentralafrika gesichert, nun melden sich auch die Portugiesen, die auf alte Vorrechte pochen, und die Deutschen, die als Bewerber um Kolonien auf den Plan treten.

Am 24. April 1884 übernimmt das Reich den Schutz der Erwerbungen des Bremer Kaufmanns Lüderitz in Südwestafrika, im gleichen Jahr macht Gustav Nachtigal, der inzwischen deutscher Generalkonsul in Tunis geworden ist, die Gebiete Togo und Kamerun zu deutschen Protektoraten, am 17. Februar 1885 wurden die Verträge, die der Kolonialpolitiker Dr. Carl Peters mit einzelnen Häuptlingen in Ostafrika geschlossen hatte, offiziell bestätigt.

Geschickt zwischen all diesen Spannungsfeldern operierend, gelingt es dem belgischen König, die Anerkennung der Großmächte für einen »Unabhängigen Kongostaat« südlich der von Frankreich beanspruchten Gebiete zu erringen.

So rasch und gewalttätig haben die europäischen Nationen innerhalb weniger Jahrzehnte die Landkarte Afrikas mit ihren Farben gezeichnet, daß sich überall die Grenzlinien des kaum kartographierten, oft nicht einmal völlig erforschten Landes überschneiden. Eine Konferenz der Kolonialmächte ist notwendig, um die Spielregeln festzulegen.

Im November 1884 tritt die Konferenz in Berlin zusammen, es nehmen außer den europäischen Mächten die USA und die Türkei daran teil. Vertreter Amerikas ist Henry Morton Stanley. Es gelingt ihm, eine Gesellschaft englischer Geldleute für den Bau einer ersten Eisenbahn von der Kongomündung bis nach Léopoldville am Stanley-Pool zu interessieren.

Die Mächte einigen sich auf die sogenannte »Kongo-Akte«, in der die Richtlinien für die Erschließung Zentralafrikas niedergelegt werden. Man gewährt sich gegenseitig Handelsfreiheit im Kongobecken und versichert, daß man den Sklavenhandel gründlich ausrotten und daß man im Falle künftiger Kriege die Neutralität Zentralafrikas und die Freiheit der Schiffahrt auf Kongo und Niger wahren werde. Als Kolonie soll künftig nur jenes Gebiet

Gustav Nachtigal hißt die deutsche Flagge an der Kamerunküste

anerkannt werden, in dem die kolonisierende Macht tatsächlich Ordnung, Gesetz und Staatshoheit zu garantieren in der Lage ist. Da diese Bedingungen für die bereits verteilten Interessengebiete erst in geringem Umfang zutreffen und viele der französischen, englischen und deutschen Kolonien nur dem Namen nach unter geordneter Verwaltung stehen, bedeutet die Kongo-Akte den Startschuß für eine energischere und zielbewußtere Durchdringung und Erschließung Afrikas.

Während man in Berlin über die Aufteilung Afrikas berät, lodert der ägyptische Sudan im rasenden Feuer des Mahdiaufstandes [23]. Noch während des Kongresses trifft die Schreckensbotschaft vom Fall Khartums und dem grausigen Ende Gordon Paschas ein.

General Gordon, ein Engländer in ägyptischen Diensten, hat schon während seiner Amtszeit als Generalgouverneur des Sudans von 1874 bis 1878 versucht, den unmenschlichen Sklavenhandel im Sudan und in Innerafrika einzudämmen. Eine seiner zielsicheren Maßnahmen war die Ernennung des ehemaligen türkischen Arztes und Afrikaforschers Emin Pascha, eines gebürtigen Schlesiers namens Eduard Schnitzer, zum Gouverneur über die äquatorialen Provinzen Ägyptens. Emin Paschas Herrschaftsgebiet war etwa der geographische Raum, den Schweinfurth bereist hatte. Als 1880 der deutsche Gelehrte Junker auf seiner Kundfahrt zu den östlichen Nebenflüssen des Kongo mit Emin Pascha zusammentraf, unterstützte er den Landsmann in jeder Weise. Seit dem Ausbruch des Mahdiaufstandes aber sind Emin Pascha und seine Truppe von allen Verbindungen abgeschnitten; man hat nichts mehr von ihm gehört.

Junker erzwingt sich den Fluchtweg über Wadai nach Europa; er bringt die Kunde mit, daß der Sudan in Blut und Feuer getaucht sei, daß sich Sklavenjäger, arabische Händler und fanatisierte, primitive Stämme unter Führung von Derwischen vereint hätten, um die verhaßten Ungläubigen, die weißen Christen, aus dem Lande zu jagen. Inmitten dieser Massen befinde sich Emin Pascha in höchster Gefahr, sofern er überhaupt noch am Leben sei.

Die deutschen Forscher Adolf Fischer und Carl Peters versuchen, von Ostafrika aus Emin Pascha zu Hilfe zu eilen. Als ihr Unternehmen scheitert, beauftragt die ägyptische Regierung im Jahre 1886 den berühmten Henry Morton Stanley aus New York, eine von englischen Banken finanzierte Hilfsexpedition in das aufrührerische Gebiet zu führen.

Im Dezember 1886 ist Stanley in London, im Januar 1887 reist er nach Sansibar, um seinen alten Bekannten Tippu Tip für das Unternehmen zu gewinnen. Er will mit Unterstützung des Scheichs einige hundert Eingeborene Sansibars als Hilfstruppe anwerben, da an der atlantischen Seite des Erdteils erfahrene Eingeborene nicht zu gewinnen sind. Stanley will nicht von Sansibar, sondern von der Kongomündung aus die Suche nach Emin Pascha beginnen. Deshalb soll die Hilfstruppe, die er von Tippu Tip erbittet, zu Schiff um Afrika herum zum Kongo gebracht werden.

Tippu Tip hat aber inzwischen gelernt, welche Goldgründe sich die Weißen da in dem ureigenen Land der Schwarzen erschließen wollen. Als die Belgier und Franzosen von der atlantischen Küste her die Schätze zu heben beginnen, haben sich auch die arabischen Händler und Krieger aufgemacht, um rechtzeitig ihren Anteil an der Beute zu gewinnen. Tippu Tip und seine beiden Geschäftsfreunde, Rumaliza und Bwana Nzige, sind im Kongogebiet keine Unbekannten mehr. Sie haben vom Tanganjikasee her Zutritt gefunden und gelten bei den Kennern des Landes als die drei ungekrönten Könige des oberen Kongo.

Tippu Tip läßt sich bitten, und je ungeduldiger Stanley wird, um so höher schraubt der arabische Scheich seine Forderungen. Endlich rückt Stanley damit heraus, daß der belgische König Tippu Tip zum »Wadi der Stanley-Fälle«, also zum Gouverneur des noch ungesicherten und ungefestigten »unabhängigen Kongostaates Belgiens« ernenne, eines Gebietes, in dem seit langem bereits das Wort des Handelsherrn aus Sansibar Gesetz ist. Endlich sagt Tippu Tip zu. Er wird sechshundertzwanzig Mann von Sansibar zum Kongo entsenden. Fünfzigtausend Mark Vorschuß werden bezahlt.

Als die Expedition an der Kongomündung versammelt ist – es ist Frühjahr 1887 geworden –, beginnt die zweite Durchquerung Zentralafrikas, diesmal von Westen her. Am 29. April 1887 erreicht die Expedition Léopoldville am Stanley-Pool, unter unsäglichen Mühen und Gefahren gelangt sie am 14. November an die Ufer des Albert-Sees. Hinter ihr liegen zahlreiche Gefechte mit Waldnegern, arabischen Sklavenhändlern und Pygmäen.

Die Verblüffung und Überraschung sind grenzenlos, als eines Tages der verloren geglaubte Emin Pascha mit dem uralten, aber immer noch betriebsfähigen Dampfer »Khedive« aufkreuzt. Statt daß Stanley ihm Hilfe bringt, kann Emin Pascha der schwer angeschlagenen Expeditionstruppe des Amerikaners mit allem aushelfen, was ihr seit langem fehlt.

Emin Pascha ist ein versponnener Gelehrter und Forscher, der ausgezeichnete Führereigenschaften und politisches Organisationstalent besitzt.

Der Afrika-Forscher Dr. Schweinfurth schreibt über ihn:

»Von Hause aus mit dem Gedanken vertraut, sich unter Menschen von fremder Sitte und Denkungsart einen Wirkungskreis zu

Diese beiden Holzplastiken stammen aus dem Kamerun

suchen, erfaßte der entschlossene Mann seinen Beruf ganz und mit vollem Herzen, er war willens, von seinem äußeren Wesen alles zum Opfer zu bringen, was seiner Einbürgerung in die mohammedanische Welt im Wege stand. Der deutsche Menschenfreund glaubte seiner Aufgabe nur dann gerecht werden zu kön-

nen, wenn nichts in seiner äußeren Erscheinung an die fränkische Herkunft gemahnte. Der Name seiner Wahl war Emin, der Getreue, und fürwahr, nie hat jemand seinen Namen mehr als Ehrentitel des Charakters geführt. Eine außerordentliche Begabung für fremde Sprachen erleichterte sein Vorhaben. Neben dem Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen beherrschte er mehrere slawische Sprachen; dazu kommt das Türkische und Arabische.«

Emins Tätigkeit als Gouverneur der ägyptischen Äquatorialprovinz schildert der englische Missionsarzt und Forscher Dr. R. Felkin mit höchsten Lobesworten:

»Die Zustände in seiner Provinz im Jahre 1878, als er den Posten eines Gouverneurs antrat, lassen sich schwer mit wenigen Worten schildern. Die Bevölkerung setzte sich zunächst aus zahlreichen verschiedenen Stämmen zusammen, welche einst die wohltätige Herrschaft Gordons kennengelernt und darum unter den Bedrükkungen und Grausamkeiten seines Nachfolgers doppelt gelitten hatten; dann befand sich über das ganze Land verstreut eine Bevölkerung, welche aus einstigen Sklavenhändlern und vielen ihrer früheren Angestellten bestand, die sich überall im Lande in kleinen befestigten Dörfern angesiedelt und ihr schmähliches Gewerbe wiederaufgenommen hatten. Auch die Beamten waren größtenteils verdächtiges Gesindel. Der Mehrzahl nach waren es Verbrecher, die aus Ägypten verbannt worden waren und die man nach Verbüßung ihrer Strafe in den Regierungsdienst aufgenommen hatte. Die ägyptischen Soldaten waren gleichfalls sehr unzuverlässig; ihre Bedrückungen wurden von den Eingeborenen hart empfunden und veranlaßten beständige Reibungen zwischen der Verwaltung und der Bevölkerung. Eine Nilsperre machte es auch unmöglich, daß in den ersten Jahren der Amtstätigkeit Emins irgendwelche Unterstützung der Äquatorialprovinz zugeschickt werden konnte.

Zu verwundern ist es darum nicht, daß die Last der Regierung schwer auf Emin Pascha lag. Beständig mußten Reisen unternommen werden, täglich kamen von allen Seiten Klagen über Schwierigkeiten zwischen der Verwaltung und den Negerhäuptlingen, und ein ununterbrochener Wechsel der Regierungsgeschäfte füllten seine Zeit vom frühen Morgen bis zum Abend. Mancher wäre von der Übernahme irgendeiner Verantwortlichkeit

für Einführung von Ordnung in einem solchen Chaos zurückgetreten; nicht so Emin Pascha.
Er half selbst mit, die Provinz aus dem bisherigen Sumpf zu heben, und langsam aber stetig, mit steigendem Erfolg, ward er Herr der Situation, und als er das zweite Mal im Jahre 1879 seine Provinz bereiste, hatte eine wunderbare Veränderung stattgefunden. Stationen waren wieder aufgebaut worden, die Unzufriedenheit hatte sich in willigen Gehorsam verwandelt, die Korruption war unterdrückt, die Steuern lagen gleichmäßig verteilt, und Emin hatte auch schon das schwierige und gefährliche Werk unternommen, seine Provinz von den eingenisteten Sklavenhändlern zu säubern. Es war das keineswegs ein leichtes Unterfangen, da sie im Lande festen Fuß gefaßt hatten und nur allzu viele von Emins Beamten es ganz mit ihnen hielten. Dabei war ihm kein Freund, kein Helfer nahe, und die wenigen Monate, in welchen ihn Lupton-Bey als zweiter in der Verwaltung unterstützte, abgerechnet, stand Emin tatsächlich vom Tage seiner Ernennung im Jahre 1878 an ganz allein.«

Den Vorschlag Stanleys, als Gouverneur in belgische Dienste zu treten, weist Emin Pascha zurück. Er will gerade jetzt, da alles bisher Erreichte durch den Aufstand des Mahdi in Frage gestellt scheint, seine selbstgewählte Aufgabe in der ihm anvertrauten Provinz nicht im Stich lassen. Erst einschneidende Ereignisse zwingen ihn zur Änderung seiner Pläne: In zeitweiliger Abwesenheit Stanleys bricht eine Meuterei unter seinen farbigen ägyptischen Soldaten aus, die zwar unter dem Druck eines Angriffs wilder Mahdi-Scharen beigelegt wird, den Deutschen jedoch geneigt macht, sich mit Stanleys Truppe gemeinsam auf das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet zurückzuziehen.

Diese junge deutsche Kolonie durchlebt in dieser Zeit eine stürmische Epoche ihrer jungen Geschichte.

Nach langen Verhandlungen hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft am 28. April 1888 einen Vertrag abgeschlossen, in dem der Sultan von Sansibar auf die ihm bisher unterstehenden Küstengebiete und Hoheitsrechte gegen eine jährliche Pachtsumme verzichtet. An dem Tage jedoch, an dem der Vertrag in Kraft treten und an Stelle der korrupten Sultansherrschaft die deutsche Verwaltung treten soll, bricht im ganzen Lande ein rasender Auf-

Tippu-Tip

stand der arabischen Sklavenhändler und der von ihnen aufgerührten schwarzen Stämme aus. Die Truppen des Sultans von Sansibar laufen zu den Aufrührern über, als bekannt wird, daß die Deutschen das einträgliche Geschäft des Sklavenhandels verbieten wollen.

Als Emin Pascha die deutsch-ostafrikanische Küste erreicht, stehen nur noch in den Küstenplätzen Bagamojo und Daressalam geringe deutsche Kräfte. Alle Stationen im Lande sind von den

arabischen Händlern erstürmt, der Mahdiaufstand droht seine Brandfackel auch nach Ostafrika zu schleudern.

Der deutsche Reichstag beschließt am 2. Februar 1889 die militärische Intervention. Hauptmann von Wissmann, der sich als Afrikaforscher einen Namen gemacht hat, wird zum Kommandeur einer Schutztruppe ernannt und säubert nach seiner Ankunft in systematischen Aktionen das Land von den Rebellen. Unter der Fahne des Reiches soll es in Zukunft weder Sklavenhändler noch Sklavenhandel geben. Die Schwarzen begreifen schnell, daß für sie eine Zeit der größeren Sicherheit und Gerechtigkeit angebrochen ist.

Da Deutschland als militärische Macht die erstrebte Kette zusammenhängender britischer Gebiete zwischen dem Kap und Kairo unterbrochen hat, meldet England seine politischen Ansprüche an. Das Empire wird durch den »Hosenknopf-Vertrag« vom 1. Juli 1890 entschädigt. Für den »Hosenknopf« Helgoland erhält England von Deutschland die ganze »Hose« Sansibar und Witu in Ostafrika als Stützpunkte und seebeherrschende Brückenköpfe.

Im Auftrag des Reiches hilft Emin Pascha mit, die zerstörten Handels- und Missionsstationen der Kolonie im Bereich der großen Seen wieder aufzubauen. Gemeinsam mit dem Gelehrten Franz Stuhlmann gründet er neue Stationen im Unjamwesi-, Ugogo- und Taboragebiet.

Der Kampf der arabischen Sklavenhändler gegen das Vordringen der Europäer greift nach ihrer Niederlage in Ostafrika auf Zentralafrika über. Als im Jahre 1889 die europäischen Kolonialmächte sich gegenseitig verpflichten, die Pest der Sklavenjagden und Sklavenmärkte auszurotten, erhebt sich der »belgische« Gouverneur am Stanley-Wasserfall, Scheich Tippu Tip, gegen die Einmischung der Fremden. Tippu Tip kennt die Kraft Europas. Er hat eine Armee von zehntausend schwarzen und arabischen Kriegern um sich versammelt und beherrscht mit ihr das Kongogebiet. Zwar ist sein Traum von einem Sultanat im Herzen Afrikas längst ausgeträumt – er weiß, daß er um hundert Jahre zu spät geboren ist –; aber vielleicht kann man das verhaßte Europa in einer gemeinsamen Anstrengung doch noch einmal auf die Küstengebiete zurückdrängen.

Als er jedoch erfährt, daß die Araber in Deutsch-Ostafrika niedergeworfen sind und auch die Mahdi-Erhebung wie Strohfeuer zusammenzusinken scheint, streckt der kluge Tippu Tip moralisch die Waffen und übergibt die Herrschaft seinem energischen und

kampffreudigen Sohne Sefu. Er zieht sich nach Sansibar zurück und verläßt kaum noch seinen Märchenpalast am Meer.

Dort lebt er noch viele Jahre, liest im Koran, erfreut sich an den Schriften Firdusis' und Hafis' und bemüht sich um europäische Literatur. Der Rest seines Lebens gehört der Ergebung ins Fatum, der Weisheit und der Stille. Sefu und Raschid, der Neffe Tippus, kämpfen indes mit der Kraft der Verzweiflung um den Führungsanspruch der Araber im Innern Afrikas. Es kommt zu wilden, schrecklichen Szenen auf verschwiegenen Strömen, in dämmrigen Urwäldern und namenlosen Gebirgen.

Jahrelang ringen im Kongogebiet belgische Truppen mit den arabischen Scharen und den kriegerischen Kannibalenvölkern des Kongostaates. Als nach drei Jahren der Sieg fast errungen scheint, flammt noch einmal der Haß empor. Wieder sind fanatische Derwische aus dem Sudan die Triebkräfte.

In diesen Hexenkessel gerät Emin Pascha, als er von Ostafrika her eine weitere Verbindung zum Kongo sucht. Er wird auf Anstiften arabischer Sklavenjäger ermordet.

Nur langsam kommt das wilde Land zur Ruhe, noch länger dauert es, bis eine andere Ordnung in die Wälder am großen Strom einkehrt. Denn auch die Herrschaft der ersten europäischen Händler und Farmer bedeutet nicht viel weniger als Sklaverei. Weit in der Verlorenheit der Wälder liegen die Gummiplantagen, und grausame farbige und weiße Aufseher hetzen Neger mit Nilpferdpeitsche und Revolver zu immer höheren Leistungen.

Am großen Kongostrom entstehen in rascher Folge neue Siedlungen: Coquilhatville, Neu-Amsterdam, Stanleyville und andere. Mit jeder Missions- und Polizeistation, mit jedem Flußdampfer, jeder neueröffneten Faktorei, jedem Krankenhaus und jeder Schule dringt die europäische Zivilisation tiefer in die Eingeborenengebiete ein.

Im Jahre 1908 übernimmt der belgische Staat aus den Händen des Königs die Kongokolonie und errichtet eine festgefügte staatliche Ordnung.

Afrikanisches Imperium

Die für Afrikas Erschließung und Aufteilung in Interessensphären so bedeutsamen siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts werfen ihre Schatten auch auf Südafrika, die größte und älteste Kolonie auf afrikanischem Boden.

Das politische und wirtschaftliche Gewicht Südafrikas nimmt mit jedem Jahre zu; für das blühende und machtvolle britische Imperium haben Kapkolonie, Natal und das eben annektierte Basutoland eine Bedeutung gewonnen, die weit über die Funktion einer Sicherung der Indienwege hinausgeht.

Die Kapkolonie zählt um das Jahr 1880 dreihunderttausend weiße Bürger, die jährlichen Staatseinnahmen betragen drei Millionen Pfund. Überall laufen große Planungen für Eisenbahnen, Telegrafenlinien und Straßen; die tausend Kilometer lange Strecke von Kapstadt nach dem neuen Zentrum afrikanischen Reichtums, nach Kimberley, ist bereits in Angriff genommen; von Port Elizabeth und East-London führen Bahnen zur Südgrenze des Oranjefreistaates, und von Durban gehen mehr als hundert Kilometer Gleise ins Innere Natals.

Großzügig hat die englische Regierung die Unabhängigkeit der Oranjeburen und Transvaals anerkannt, den Kapleuten Selbstverwaltung gewährt und freundschaftliche Beziehungen zu den verschiedenen Bantuvölkern – den Zulus, Basutos und Betschuanas – angeknüpft. Der berühmte »Sendlingspfad« nach dem Norden, auf dem Livingstone über Kuruman, Kolobeng zum Ngamisee und Sambesi hinaufgezogen war, ist nicht zur Straße der Eroberung geworden; die Kapkolonie ist nicht weiter in den afrikanischen Kontinent hineingewachsen. Die englische Kolonie und die Burenstaaten hatten zuviel mit ihren inneren Problemen und mit ihrer gegenseitigen Abgrenzung zu tun, um noch Atem für eine großzügige und zielbewußte Ausweitung auf den Spuren der Missionare und Forscher zu haben.

In dem Jahrzehnt, da sich über ganz Afrika der Morgenhimmel rötet und sich in dem Licht eines neuen Tages erweist, daß dieser letzte, noch nicht aufgeteilte Kontinent das lohnende Feld künftiger kolonialer Expansion sein wird, erkennt England, welchen Vorsprung ihm der Besitz einer so starken Position, wie es die Kapkolonie ist, gegenüber allen Konkurrenten geben muß – besonders dann, wenn es, rechtzeitig planend, die Basis für eine überragende Vormachtstellung in Afrika auszubauen versteht.

1874 ist im Kabinett Disraeli Lord Carnarvon Kolonialminister geworden. Er gehört zu den Männern, die 1867 aus den verstreuten britischen Kolonien Nordamerikas das Dominium von Kanada geschaffen und mit ihm den immer mächtiger werdenden USA einen gewichtigen Nachbarn gegeben haben. Jetzt ist er bemüht, aus den Flicken der mit Weißen besiedelten Staatsgebilde Südafrikas mit Zwang und Überredung eine mächtige Föderation zu schaffen.

Der Föderationsplan stößt von Anfang an auf die erbitterte Ablehnung der Buren in Oranje und Transvaal. Sie sind nicht zweimal in ihrer jungen Geschichte mit Herden, Wagenzügen und Familien über Tausende von Meilen gezogen, um am Ende wieder unter britische Herrschaft zu geraten. Zudem schmerzt immer noch die Wunde des Keats-Schiedsspruches, der das reiche Kimberleygebiet England zugesprochen hat. Bezeichnend für die Stimmung der Buren sind Verse, die in diesen Jahren in einer Sammlung afrikanischer Dichtungen erscheinen:

»Was redet ihr von Konföderieren?
Wir halten die Rechtschaffenheit in Ehren.
Gebt erst zurück gestohlenes Land!
Dann erbittet unsere Bruderhand!«

Als London des Streites müde geworden ist, spielt es die alte Trumpfkarte der militärischen Macht aus. Englische Truppen besetzen die Hauptstadt Transvaals und annektieren das Land. Fruchtlos bleiben die Protesttelegramme der Transvaalvertreter Paul Krüger, Piet Joubert und Eduard Bok nach London, nichts ändern die Hilfegesuche Transvaals an Holland, Deutschland und Frankreich. Vergeblich bleiben die feierlichen Entschlüsse der Volksversammlungen der Burenfarmer, umsonst geloben sie sich Treue zur Freiheit, zu Widerstand und Protest.

Erschütternde Appelle erreichen den Hohen Kapgouverneur, wie jener, den die Versammlung zu Wonderfontein am 10. Januar 1879 beschließt:

»Vor vierzig Jahren flohen unsere Väter aus der Kapkolonie, um ein freies und unabhängiges Volk zu werden. Diese vierzig Jahre waren vierzig Leidens- und Schmerzensjahre. Wir gründeten Natal, Oranjefreistaat und die Südafrikanische Republik von Transvaal. Dreimal hat die englische Regierung unsere Freiheit mit

Füßen getreten und die Flagge am Boden geschleift, die unsere Väter mit ihrem Blut und ihren Tränen getauft haben. Unsere freie Republik wurde uns wie von einem Dieb in der Nacht gestohlen. Wir können und wollen das nicht ertragen . . .«

Inzwischen wechselt in England die Regierung, dem konservativen Kabinett Disraeli folgt die liberale Regierung Gladstone. Die beiden Generalkommandanten der Buren, Paul Krüger und Piet Joubert, fordern Gladstone unter Berufung auf Recht und Ehre nochmals auf, die gewaltsame Annexion Transvaals rückgängig zu machen. Aber wenn es um Land oder um Macht geht, gibt es keinen Unterschied zwischen Konservativen und Liberalen, dann sind sie alle Briten – und nur Briten.

Es bleibt nur noch eine Hoffnung: Die Brüder in der Kapkolonie müssen sich der allgemeinen burischen Sache anschließen; sie müssen den Föderationsplan Carnarvons, der gerade jetzt dem Kapparlament vorgelegt und damit verewigt werden soll, geschlossen ablehnen.

Wieder sind es die beiden Führer der Patriotenpartei Transvaals, der fünfundfünfzigjährige Generalkommandant und Sieger über Zulus, Basutos und Betschuanas, Paul Krüger, den sie »Ohm Paul« nennen, und sein Freund und Mitkommandant Piet Joubert, die den entscheidenden Vorstoß wagen und nach Kapstadt reisen, um mit den Abgeordneten des Parlaments zu sprechen.

Vom gardinenverhangenen Fenster des zweistöckigen Hauses sieht man schräg hinüber zum Parlamentsgebäude und zum Regierungsviertel von Kapstadt; aus den Lücken der weißen Häuserfronten der George Street steigt die schwarzgraue, kahle Wand des Tafelberges empor.

Das behäbige Haus gehört Jan Hofmeyr, dem Führer der Nationalistenpartei im Kapparlament.

Die Buren Kapstadts nennen den beliebten, gesetzten Mann mit dem dunklen Bart meist nur »Omse Jan«; er vertritt mutig und geschickt die burischen Belange und hat vergangenes Jahr die »Burenschutz-Vereinigung« gegründet, eine agrarpolitische, regierungsfeindliche Interessenvertretung der Buren-Weinbauern.

Jan Hofmeyr und seinen Freunden geht es um die Gleichberechtigung der Buren mit den ansässigen Briten, vor allem um die Zulassung des Kapholländisch oder »Africaans« als zweite Amts-

sprache. Ebenso scharf wie im Parlament verficht »Omse Jan« sein nationales Programm in der Zeitung »De Zuidafrikaan«.

Dieses nationale Sprachrohr der Kapburen wird in »Africaans« gedruckt, jener eigenständig gewachsenen Volkssprache, welche die Engländer verächtlich als »Küchensprache« bezeichnen. Sie hat sich als Glied der niederdeutschen Sprachgruppe aus flämischem, niederdeutschem und holländischem Platt unter Verwendung französischer und hochdeutscher Wörter gebildet. Nachteil der südafrikanischen Volkssprache ist es, daß sie außerhalb Südafrikas nicht verstanden wird und daß die Buren deshalb mit den Möglichkeiten nationaler Propaganda in der Außenwelt gegenüber den Engländern gefährlich im Nachteil sind.

In dem Hause Hofmeyrs haben sich an diesem Oktobertag des Jahres 1880 einige der bekanntesten Burenführer versammelt. Neben dem Hausherrn sitzt Du Toit, der Pfarrer von Paarl, Abkömmling der berühmten Kapstädter Hugenottenfamilie, der unter dem Pseudonym »een waare Afrikaaner« aufrüttelnde Zeitungsartikel schreibt. Zusammen mit dem ebenfalls anwesenden Hoogenhout hat Du Toit 1875 die nationale »Genossenschaft von rechten Afrikanern« gegründet und eine Art afrikanischer Monroedoktrin unter der Devise »Afrika den Afrikanern« verkündet.

Jan Hofmeyr, Pfarrer Du Toit und Hoogenhout sind die Führer der politischen Gruppen des Kaplandes, von denen die Gesandten der Transvaalburen Hilfe erwarten.

Der breitschultrige Ohm Krüger steht im altväterlichen, feierlichen Gehrock nahe am Fenster und blickt auf den grauen Schatten des Tafelberges, der gleich einer ständigen Drohung über den Dächern von Kapstadt steht.

Seine Augenlider sind schwer von Tränensäcken, die vollen, wind- und sonnengegerbten Wangen sind von einem dünnen Backenbart umrahmt. Er sieht nicht aus wie ein Politiker und Staatsführer, sondern wie ein Bauer im Staatsrock.

Krüger entstammt einer alten, ehemals aus Norddeutschland eingewanderten Buren-Familie, ist 1825 auf der Farm Vaalbank nahe Colesberg geboren worden, hat schon als Knabe in den Kaffernkriegen mitgekämpft, war unter den Vortreckern, die nach Transvaal zogen, und hat als Generalkommandant der Republik manchen Bauernfeldzug gegen Basutos, Zulus, Matabeles und Betschuanas angeführt.

»Brüder«, sagt er, und man spürt, wie er mühsam nach Worten sucht, »wascht nicht eure Hände in unserem Blut! Stimmt diesem

Föderationsplan nicht zu im Parlament, denn wenn ihr es tätet, so müßten wir kämpfen und unsere Freiheit verteidigen.«

Der temperamentvolle Piet Joubert wendet sich an Hofmeyr: »Gevatter Jan, Eure Partei allein hat Gewicht genug, den Briten die Rechnung zu verderben!«

»Da könntet Ihr recht haben«, erwidert Hofmeyr selbstzufrieden, »und ich danke es eigentlich den Briten selbst, daß es heute in Kapland eine nationale Afrikaner-Opposition von Bedeutung und Gewicht gibt. Wir waren bereits auf dem besten Wege, englisch zu werden. Als Ende der zwanziger Jahre Gouverneur Somerset seine Sprachverordnung herausgab und die letzten holländischen Schulen in Kapstadt und Paarl schloß, war der Widerstand nur schwach. Die Anglisierung unseres Landes ging schnell vonstatten. Die Städte waren bereit, gut britisch zu werden, und das Bauernland wäre über kurz oder lang gefolgt.

Noch vor vier Jahren sprach der Bericht des englischen Schulinspektors davon, daß die englische Sprache auch auf dem Lande erheblich an Boden gewonnen habe.

Die Versuchung war ja auch groß. Alle Amtsstellen verhandeln englisch, die großen Zeitungen, die Überseekaufleute, die Buchverleger, alle reden und schreiben sie mit britischer Zunge. Wer vorankommen will, anglisiert sich.

Aber auch die englischen Bäume wachsen nicht in den Himmel. Als in den Herzen unseres Volkes der nationale Funke zu erlöschen schien, waren es die Briten, die ihn zu neuer Flamme anfachten. Sie, meine Herren, kennen alle die Ereignisse. Es begann mit der Stellungnahme der Engländer gegen die Natalburen und für die Zulus, es setzte sich fort mit der Erklärung der englischen Schutzherrschaft über die Basutos. Was war das für ein Begeisterungssturm, als damals unsere Brüder im Oranjefreistaat die räuberischen Basutos trotz Englands Schutzversprechen verprügelten! Das eigentliche Fanal aber war die Annexion Kimberleys. Selbst die englandfreundlichsten Buren mußten jetzt erkennen, daß es den englischen Imperialisten nur um Geld und Ausbeute, niemals aber um Menschen- oder Völkerrecht ging. Und die Annexion Transvaals, die unser Kapparlament nachträglich rechtfertigen soll, mag leicht zum Anlaß werden, daß der Brand der Leidenschaften und der offenen Rebellion auch auf die Kapprovinz übergreift. Denn die Buren wissen es jetzt alle, daß sie fast eine halbe Million in Südafrika zählen, während es kaum hunderttausend Briten gibt. Dies ist unser Land!«

»Wir sind sehr froh, daß Ihr uns helfen wollt!« sagt Joubert.

Ohm Krüger ist aufgestanden und stapft mit schweren Schritten durch das Zimmer, als gehe er hinter seinen Ochsen auf dem Pad. Seine Stimme ist hart und voll, und man spürt, daß er gewohnt ist zu befehlen.

»Brüder, es ist das Wort von Imperialisten und Geldleuten gefallen, und das ist reine Wahrheit. Wir wollen das Kind beim Namen nennen: Weshalb hat England, das weltweite Reich, unsere kleine Bauernrepublik Transvaal besetzt und annektiert? Sie schreiben in ihren Zeitungen, es sei geschehen, weil wir harten Buren die armen Neger schindeten, weil wir dumme Bauern seien, denen die Fähigkeit abgehe, ein Land recht zu regieren und für Ordnung zu sorgen. Das alles ist nicht wahr! Es gibt keine Negersklaven im Oranjestaat oder in Transvaal, und daß wir gute Eingeborenenpolitik treiben, das erweist die Volkszählung. Seit der Bure im Lande ist, haben sich die Neger vervierfacht. Vor unserer Zeit, als noch die Matabeles, die Basutos und Zulus mit ihren mordgierigen Heerscharen durchs Veldt zogen, gab es weder Recht noch Ordnung noch friedliches Leben für die Neger. Das haben erst wir ihnen gebracht. Doch warum lügt England in die Ohren der Welt? Weshalb will es unser Land verschlingen?«

Pfarrer Du Toit greift das Stichwort auf und ruft in die Versammlung: »Es geht ums Geld, Bruder, wie es in Kimberley um Diamanten ging!«

Joubert denkt in diesem Augenblick an ein Gespräch, das er vor Jahren mit einem Buren von Witwatersrand geführt hat. Der Mann war freudestrahlend zu ihm gekommen und hatte ihm einen Goldbrocken vorgewiesen. Heftig hatte er ihm zur Antwort gegeben: »Du sollst eher weinen, denn dieses Gold wird die Ursache sein, daß unser Land mit Blut getränkt wird![24]« Schon Anno 1853 hatte der Bur Pieter Jacob Marais am Witwatersrand Gold entdeckt; später war der deutsche Forschungsreisende Carl Mauch nach Simbabwe ins nördliche Transvaal, nach Maschonaland und dem Matabele-Territorium gekommen und hatte seine Theorie, daß hier das Goldland Ophir der Antike gelegen haben könne, durch Goldfunde »bewiesen«. Seitdem ist kaum ein Jahr vergangen, in dem nicht die alarmierende Kunde neuer Goldvorkommen in oder rings um Transvaal die Welt in Aufregung versetzt hat.

Der britische Administrator des annektierten Transvaal, Mr. Shepstone, hatte nichts Eiligeres zu tun, als Sachverständige für

den Goldbergbau ins Land zu rufen, Probegrabungen anstellen zu lassen und Konzessionen an englische Kapitalgesellschaften zu erteilen.

»Noch etwas anderes treibt die Briten«, grollt Ohm Krüger, »sie wollen verhindern, daß sich die freien Burenrepubliken wirtschaftlich von ihrem Empire lösen und mit anderen Staaten zusammenarbeiten. Wir waren schon auf dem besten Wege. Im Jahre 1875 haben wir in Holland Geld aufgenommen, um eine Eisenbahn von Pretoria nach der portugiesischen Delagoa-Bai zu bauen, und die Portugiesen haben versprochen, die Bahn bis zur Transvaalgrenze zu übernehmen. Der britische Zaun um unser Land begann sehr undicht zu werden. England erkannte die Gefahr und versuchte, den Portugiesen die Delagoa-Bai abzujagen. Das ist ihnen mißlungen, da der französische Präsident Mac Mahon den Schiedsspruch zugunsten Portugals gefällt hat. So blieb ihnen nur ein Weg: die Annexion Transvaals. Es ist kein Recht in der Sache – nur Willkür und Gewalt.«

Ein kurzes Klopfen an der Tür, eine schwarze Dienerin tritt ein und bringt auf einem kleinen Silbertablett ein Schreiben. Es ist an den Generalkommandanten Krüger gerichtet und eben von einem Boten des Hohen Kommissars abgegeben worden.

Ohm Krüger wendet das Schreiben ungeöffnet in seinen starkknochigen Händen hin und her.

»Nachbarn«, sagt er, »ich glaube wohl zu wissen, was in dem Briefe steht. Seit Freund Joubert und ich in Kapstadt weilen, ist das nun die dritte Einladung des Hohen Kommissars, ihn aufzusuchen. Sie wissen, auch ein englisches Parlamentsmitglied hat uns eine Aufforderung überbracht; aber wir haben jedesmal abgelehnt, und ich werde es auch diesmal tun. Gebt mir Feder, Tinte und einen Bogen!«

Er reißt den Umschlag auf und überfliegt schnell die Zeilen, dann setzt er sich bedächtig an den Sekretär neben dem Fenster. Die anderen unterhalten sich leise.

Endlich erhebt sich der Kommandant, schwenkt das noch feuchte Schreiben und verlangt ein Kuvert.

»Ich glaube nicht«, sagt er, »daß nach dieser Antwort dem Hochkommissar eine Unterredung noch wünschenswert sein wird. Wir verlassen uns nicht mehr auf die Briten, sondern einzig auf euch, Nachbarn vom Kap.«

Eine Stunde später wird das Schreiben Ohm Krügers im Regierungspalast in der George Street, einem prunkvollen, im victorianischen Stil erbauten Gebäude, abgegeben.

In einem mit bequemen Sesseln und polierten Möbeln überreich ausgestatteten Verhandlungsraum haben sich einige der bedeutendsten Männer des britischen Südafrika zusammengefunden. Whisky, Sodawasser und geöffnete Zigarrenkisten stehen auf dem Tisch.

Das Wort in der kleinen Runde führt im Augenblick der Generaldirektor der mächtigen De-Beers-Gesellschaft, Mr. Cecil Rhodes, der zugleich als Abgeordneter von West-Griqualand im Kapstädter Parlament sitzt. Man hält ihn allgemein für den kommenden Mann in Politik und Wirtschaft. Cecil Rhodes ist es gelungen, die verschiedenen Gesellschaften, Konzessionen und Vereinigungen rings um Kimberley durch sein überragendes Verhandlungsgeschick, durch Zähigkeit, Skrupellosigkeit und sanfte Gewalt zu einem Trust zu vereinen, der heute fast das gesamte Diamantengeschäft Südafrikas beherrscht. Er ist ein ausgezeichneter Redner und versteht es, seine Gesprächspartner – Mr. Frere, den Hochkommissar für Südafrika, Mr. Lionel Philip, den Sohn des verstorbenen Superintendenten Dr. Philip und jetzigen Präsidenten der Minenkammer, und den Abgeordneten und Rechtsanwalt Charles Leonard – in seinen Bann zu ziehen.

Rhodes hat ein schmales, energisches, glattrasiertes Gesicht; er ist sportlich trainiert und zählt knapp siebenundzwanzig Jahre.

Unwillig wendet er sich um, als der Sekretär des Hohen Kommissars leise mit seinem Herrn flüstert, ihm einen Brief übergibt und auf den Zehenspitzen das Zimmer wieder verläßt.

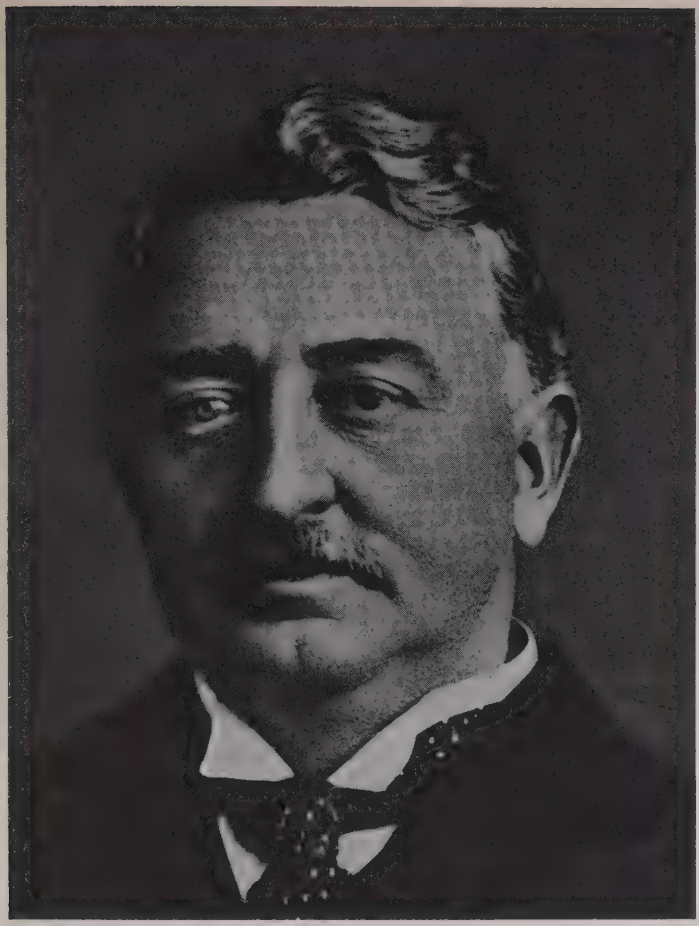
»Die Antwort General Krügers!« sagt der Kommissar. »Sicherlich hat der starrköpfige Bure abermals abgelehnt.«

Sir Bartle Frere überfliegt Krügers Zeilen, Zorn rötet sein bleiches Gesicht.

Wortlos reicht er den Brief an Cecil Rhodes weiter.

»Da lesen Sie selbst!«

»Ihre Einladung habe ich bekommen. Ich werde kommen, wenn Sie mir sagen können, welcher Sir Bartle Frere es ist, der nach uns verlangt; denn ich kenne deren bis jetzt vier. Der erste kam zu uns nach Kleinfonteine und versicherte uns, er sei nicht gekommen mit dem Schwert, sondern als Bote des Friedens. Später ersah ich aus einem englischen Blaubuch, daß an demselben Tage ebenfalls



Cecil Rhodes, der große englische Kolonialpolitiker

ein Sir Bartle Frere, also ein zweiter, an die englische Regierung geschrieben hatte: ›Hätt' ich nur genug Kanonen und Soldaten gehabt, so hätte ich die Aufrührer rasch auseinandergejagt!‹
Den dritten Sir Bartle Frere lernte ich gelegentlich der Beantwortung unserer Bittschrift zur Zurücknahme der Annexion ken-

nen; er sagte damals, er habe der britischen Regierung mitgeteilt, daß er in Kleinfonteine fünftausend der besten Buren getroffen habe und deren Bittschrift zur ernstesten Erwägung empfehle. Später habe ich aus den englischen Blaubüchern ersehen, daß an demselben Tag ein Sir Bartle Frere, also sichtlich ein vierter, der britischen Regierung mitgeteilt habe, es sei nur ein Haufen Aufrührer gewesen, mit dem er zusammengetroffen sei. Das alles kann doch unmöglich ein und derselbe Mann sein[25].«

Rhodes wirft lachend den Brief auf den Tisch.

»Ausgezeichnet!« sagt er, »dieser Bauer beginnt mir zu imponieren. Der Brief ist ein diplomatisches Meisterstück, und die Folgerung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Die Buren denken nicht daran zu verhandeln! Sie wollen den Kampf! Aber wir brauchen Transvaal, und keine Macht der Welt wird uns davon abhalten, es in Besitz zu behalten. Es geht um die ganze englische Zukunft in Afrika!«

Das Gesicht dieses Mannes scheint aus Stahl gehämmert; hart kerben sich die Lippen ein.

Cecil Rhodes erhebt sich aus dem Sessel und tritt zu der großen Karte Afrikas, die an der Wand hängt.

»Sehen Sie hier, meine Herren! Diese Karte wird mir erst gefallen, wenn alle die weißen und bunten Flecken sich in das schöne königliche Rot verwandelt haben, mit dem die Kartenzeichner die Länder des britischen Empire zu kennzeichnen pflegen. Sie denken sorgenvoll an die nächste Zukunft, an das Gold im Witwatersrand, an die Diamanten von Kimberley, an die legendären Goldlager oben im Matabele- und Maschonaland. Unschätzbare Reichtümer birgt dieser afrikanische Kontinent, und ich gebe Ihnen gern zu, daß ich durchaus nicht abgeneigt bin, mir meinen Anteil daran zu sichern. Gold ist Macht, und Macht verleiht – richtig angewandt – Größe. Auch ich denke an Gold, Diamanten und Schürfrechte, denn schließlich bin ich Geschäftsmann – aber mein Endziel ist nicht ein hohes Bankkonto, ich schaffe für Englands Zukunft in Afrika. Nur in Afrika ist es noch möglich, Reiche zu schaffen; noch dürfen wir uns von der gewaltigen Weite dieses Landes beflügeln lassen und daran denken, ein Imperium zwischen Kap und Kairo zusammenzuschmieden.

Nachdem ich die Geschichte anderer Länder gelesen habe, sah ich, die Ausdehnung sei alles. Da die Oberfläche der Erde begrenzt ist

muß es die große Aufgabe des britischen Reiches sein, als Avantgarde des Fortschrittes so viel von der Welt zu nehmen, als man irgend bekommen kann[26].«

Die Hände Cecil Rhodes' gleiten auf der Karte wie die Schwingen eines Raubvogels über Transvaal hinaus nach Maschonaland, zum Sambesi, hinauf zu den Großen Seen, wo die Deutschen kolonisieren, nach Äquatorialafrika, zum Sudan und nach Ägypten.

»Halt! Halt, Mr. Rhodes!« wirft der Hochkommissar ein, »Sie enteilen uns und den Ereignissen. Vorläufig gilt es, Transvaal festzuhalten.«

Eine Woche später lehnt das Kapparlament die Anerkennung des Carnarvon-Föderationsplanes und damit indirekt die Annexion Transvaals mit den Stimmen der Burenpartei Jan Hofmeyrs ab. Eine starke patriotische Opposition rührt sich in ganz Südafrika.

Ein kleiner Zwischenfall bringt schließlich die gewittrige Atmosphäre zur Entladung.

Die englische Administration des annektierten Landes hat bereits begonnen, Steuern in Transvaal einzutreiben, und ist dabei auf den entschlossenen Widerstand der Buren gestoßen. Ein britischer Gerichtsvollzieher hat im Verlauf dieses Steuerkrieges den Ochsenkarren des Buren Piet Bezuidenhout aus Potchefstroom gepfändet. Am 11. November 1880 soll der Wagen auf dem Marktplatz versteigert werden. Aber anstatt der erwarteten Käufer reitet Kommandant Piet Cronje an der Spitze von hundert Bewaffneten auf den Markt, holt die englischen Beamten vom Wagen Bezuidenhouts herunter und führt die Beute zurück auf die Farm des Eigentümers.

Die sofort von dem englischen Administrator des Bezirkes angeordnete Verhaftung Cronjes kann nicht durchgeführt werden, weil sein Hof von mehreren hundert Burenreitern geschützt wird.

Die Nachricht von den Ereignissen in Potchefstroom durchfliegt das Land wie Feuerwind. Die Führer des Transvaalvolkes, Vizepräsident Paul Krüger, Generalkommandant Joubert und Präsident Martinus Wessels Pretorius, entschließen sich unter diesen Umständen, eine für später geplante Volksversammlung sogleich einzuberufen.

Am 8. Dezember 1880 treffen sich mehrere tausend bewaffnete Buren in Oaardekraal und schwören feierlich, ihre Freiheit und

Unabhängigkeit mit der Waffe zu verteidigen. Zum Zeichen ihrer Entschlossenheit legen sie Mann für Mann einen Feldstein nieder. Einstimmig wählen sie die drei bewährten Volksführer als Triumviratsregierung.

Der Volksrat erläßt am 16. Dezember eine Proklamation, in der es heißt:

»Wir haben unseren Entschluß gefaßt, und das Volk hat uns den Weg dazu gewiesen. Wir erklären vor Gott, dem Kenner der Herzen, und vor der Welt: Das Volk der Südafrikanischen Republik ist England nie untertan gewesen und will es auch nicht sein [27].«

Der Belagerungszustand wird erklärt, das Mannsvolk zu den Sammelplätzen gerufen und das Kriegsrecht verkündet.

Mit fünfzehn Patronen pro Mann reiten die Transvaalburen in den Krieg gegen England. Ganz Afrika blickt auf die Rebellen. Wie wird das ungleiche Ringen enden, in dem sich ein kleines, vom Meer abgeschnittenes Volk von Freibauern gegen das größte Imperium der Geschichte zur Wehr setzt?

Die Briten sind nicht sehr siegessicher. Sie haben wenig Soldaten im Land und sind von den Ereignissen überrascht worden. Zunächst schließen die Burenreiter die größeren Dörfer, in denen englische Besatzungen liegen, ein und schneiden sie von den Zufuhren ab.

Es gelingt ihnen, kleinere marschierende Abteilungen zu überfallen und niederzumachen.

General George Colley, der mit britischen Verstärkungen aus Natal herbeieilt, wird in den Bergen von den burischen Scharfschützen unter Joubert zurückgeworfen. Der Kampf zieht sich schließlich um den über zweitausend Meter hohen Majubaberg zusammen, auf dessen beherrschender Kuppe sich General Colley verschanzt hat.

Eine kleine Abteilung Buren, kaum zweihundert Mann, die jeden Fußbreit Boden kennen, setzt zum Sturm auf den Fels von Majuba an.

Der Feldkornett Roos sagt vor dem Gefecht:

»Wir wollen den Schwur ablegen, daß wir den Gipfel nehmen werden oder fallen [28]!«

Zu allem entschlossen, klettern sie in die Bergwände. Feldkornett David Malan erreicht mit neunzig Mann eine Kuppe, die das Gipfellager der Engländer überhöht, und beginnt von dort aus ein regelrechtes Scheibenschießen. Gegen Mittag, als auch die anderen Burenabteilungen die Kämme und Zinnen im tödlichen Kreis besetzt haben, ziehen die Briten die weiße Fahne auf. General Colley und ein Viertel seiner Leute sind gefallen, die Buren haben den Sieg mit dem Verlust von zwei Toten und vier Verwundeten erkauft.

Die Nachricht von dem Triumph der Buren am Majubaberg eilt wie ein Lauffeuer durch Afrika und Europa. Auch die Brüder im Oranjefreistaat, in Natal und in der Kapkolonie werden unruhig und machen aus ihren Sympathien für die Transvaalburen kein Hehl mehr. England muß mit weitreichenden Verwicklungen rechnen. Da es in Ägypten interveniert, den afghanischen Annexionskrieg kaum beendet hat und in Europa weder zum eben sich bildenden Dreibund Deutschland-Österreich-Italien noch zum Dreikaiserbündnis Deutschland-Österreich-Rußland oder dem soeben in Tunis einrückenden Frankreich besonders herzliche Beziehungen unterhält, gibt Premierminister Gladstone nach. Die Entwicklung ist gefährlich geworden.

Die mögliche Niederringung der Bauernrepublik Transvaal würde alle Buren Südafrikas einigen und andere europäische Mächte auf den Plan rufen.

Es kommt zu Friedensverhandlungen, obgleich inzwischen General Wood mit zwölftausend Mann herangerückt ist und die Buren aus dem Felde schlagen könnte.

Am 3. August 1881 wird der Vertrag von Pretoria geschlossen, der Transvaal als unabhängigen Staat bestätigt. Über einige Einschränkungen wird man sich rasch einig. Die Regierung des neuen selbständigen Staates hat nicht das Recht, eigene Außenpolitik ohne Zustimmung Englands zu betreiben; Transvaal verliert im Westen einige Bezirke, in denen Diamanten oder Gold nachgewiesen sind, das Territorium der Swazikaffern wird abgetrennt. Den ausländischen Händlern und Unternehmern muß künftig Zugang zum Bürgerrecht Transvaals gewährt werden.

Über die kleinen Schattenseiten des Vertrages wird kaum gesprochen, das Wunder jedoch, daß die Buren das allmächtige England zum Nachgeben gezwungen haben, berauscht ganz Südafrika. Eine Welle von Nationalismus erfaßt das gesamte Burentum zwischen Kapstadt und Pietermaritzburg, Pretoria und Graaf Reinet.

Präsident Paul Krüger

Für »Ohm Krüger«, der im Mai 1883 von drei Vierteln aller Buren zum Präsidenten von Transvaal gewählt worden ist, bedeutet der Vertrag von Pretoria nicht die Erfüllung aller Wünsche.

Seine erste Tätigkeit als Staatsoberhaupt ist es deshalb, eine neue Europareise zu unternehmen, um seiner Heimat neue

Freunde in aller Welt zu gewinnen. In seiner Begleitung befinden sich General Smit, der Leiter des Unterrichtswesens, und Pfarrer Du Toit. Ihr erstes Ziel ist London.

Die Audienz des bauernschlauen Dreigestirns aus dem afrikanischen Süden bei Königin Victoria und Kolonialminister Lord Derby hat den denkbar größten Erfolg. Der Vertrag von Pretoria wird dahin abgeändert, daß Transvaal die gleiche Unabhängigkeit zugesprochen wird wie dem Oranjefreistaat. Die britische Regierung gesteht Transvaal – das wieder seinen ursprünglichen Namen »Südafrikanische Republik« tragen darf – die Freiheit zu, auswärtige Verträge abzuschließen, sie müssen vor Unterzeichnung England vorgelegt werden.

Hochbefriedigt reisen Ohm Krüger und seine beiden Freunde nach Holland, Belgien und Frankreich weiter, überall werden sie mit Jubel empfangen.

Den herzlichsten Empfang bereitet den drei Buren die Stadt Berlin; der greise Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler Bismarck schütteln den Gesandten der afrikanischen Bauernrepublik die Hände.

Es ist der 8. Juni 1884. Ohm Krüger in seinem altväterlichen, aus der Mode gekommenen Gehrock, dem grauen Bart und den schweren, hängenden Augenlidern steht vor dem deutschen Kaiser und hält stockend und langsam sprechend eine kleine Ansprache.

»Ein großer Teil der Südafrikanischen Republik und von ganz Südafrika«, sagt er, »ist deutschen Ursprungs. Ich selbst bin stolz darauf, einem germanischen Volksstamm entsprossen zu sein, obwohl ich zu meinem Bedauern Eure Majestät nicht in der Sprache meiner eigenen Vorfahren anreden kann . . .[29]«

Bismarck hat eine Weile dem gutturalen, seltsam vertraut klingenden Tonfall des Afrikaans zugehört, dann antwortet er kühn im pommerschen Platt seiner Heimat. Zur Verblüffung aller Anwesenden stellt sich heraus, daß sich der Dialekt sprechende Kanzler und seine afrikanischen Gäste recht gut verstehen.

Als Präsident Krüger Berlin in der Überzeugung verläßt, gute und treue Freunde gewonnen zu haben, trägt er den Entwurf eines Freundschafts- und Handelsvertrages mit dem Deutschen Reich in der Tasche. Die Frucht seines Besuches in Den Haag ist die Bildung eines Niederländischen Konsortiums zum Bau einer

Eisenbahn von Pretoria bis zur Anschlußstelle an die portugiesische Bahn, die von der Grenze Transvaals zur Delagoa-Bucht führt. Ein freier Hafen auf neutralem Boden sowie auch ein Handelsvertrag mit einer nichtenglischen Großmacht – das ist ebensoviel wert wie die von England vertraglich zugestandene Unabhängigkeit und Freiheit.

Die wirtschaftliche Annäherung der Buren und Deutschen, die wiederholte Betonung der gemeinsamen germanischen Abstammung von Holländern, Buren und Deutschen sind politische Alarmzeichen, die in England nicht übersehen werden. Man fragt sich in London, welches Spiel da begonnen wurde.

Besonders gefahrdrohend erscheint im Zusammenhang mit der burisch-deutschen Freundschaft der Erwerb von Kolonialland in Südwestafrika durch Deutschland.

Der Kaufmann Lüderitz aus Bremen hat im Mai 1883 von dem Namahäuptling Joseph Frederik das leere Land rings um Angra Pequena, die spätere Lüderitzbucht, gekauft. Am 5. August desselben Jahres erwirbt Lüderitz den gesamten Küstenstreifen der Wüste Namib von der Mündung des Oranje bis zum 26. Grad südlicher Breite. Das kleine Reich des mutigen Hanseaten vergrößert sich wie ein Steppenbrand. Verträge mit den Namahäuptlingen der Walfischbai, von Windhuk, Franzfonteine und Sesfonteine folgen. Die Eingeborenen drängen sich förmlich, wertloses Land für europäische Waren und für Geld zu verkaufen. Wenig später bereist der Generalkonsul Deutschlands für die afrikanische Westküste, der berühmte Dr. Nachtigal, das neuerworbene Land und erweitert die Kaufverträge zu Schutzverträgen.

Als Lüderitz seine finanziellen Möglichkeiten erschöpft sieht, ruft er das mächtige Deutsche Reich zu Hilfe. Der Steuermann des Reiches, Otto von Bismarck, beginnt ein geschicktes diplomatisches Spiel mit dem britischen Kolonialministerium, das plötzlich lebhaftes Interesse an Südwestafrika zeigt. Als nun die englischsprachige Presse der Kapkolonie gegen »fremde Eindringlinge in das Staatssystem Südwestafrikas« zu eifern beginnt, ist Bismarck entschlossen zu handeln.

In Telegrammen vom 24. April 1884 erklärt der Kanzler namens des Deutschen Reiches sowohl der Kapregierung wie der Downingstreet in London, daß die Erwerbungen des Kaufmanns Lüderitz künftig unter dem Schutz des Reiches stehen.

Das Verständnis für diesen Zugriff ist selbst innerhalb des Deutschen Reichstages vorläufig gering. In der stürmischen Sitzung vom 26. Juni 1884, in der sich Bismarck die Zustimmung zu seinen Maßnahmen erkämpft, spricht die Opposition von einem »wertlosen Sandloch« und von Lüderitz als einem »Prahlhans und Großtuer, dem man die Flügel beschneiden sollte«.

Aber Bismarcks Gewicht ist zu erdrückend, als daß man ihm auf die Dauer mit Erfolg widerstehen könnte. Im Sande von Südwestafrika wird die Flagge des Reiches aufgepflanzt. Daran ändert auch eine englische Flottendemonstration auf der Reede von Helgoland nichts.

Im letzten Augenblick erhebt die Kapregierung durch den Mund des neuen Hochkommissars Robinson Besitzansprüche auf Südwest, doch das energische Auftreten des Reiches und die Intervention Herbert Bismarcks in London erreichen, daß die Briten sich in das Unvermeidliche fügen.

Der englische Handelsminister Chamberlain gibt die Erklärung ab, daß es England nur lieb sein könne,

»wenn sich die Deutschen in Afrika festsetzen. Ihre Landsleute verstehen es überall gut, die Eingeborenen geschickt zu behandeln; wenn durch die Arbeit der Deutschen neue Gebiete dem Welthandel erschlossen werden, so können wir Vorteile daraus ziehen.«

Das umstrittene und ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit gerückte Südwestafrika ist kein reiches Land. Hinter seiner wenig gegliederten Küste liegen weite Sanddünen und Steppen; das unter Wassermangel leidende, von wenigen wasserarmen Flüssen bewässerte Innere wird von langen Trockenheiten und Staubstürmen heimgesucht. Von seiner Geschichte weiß man wenig.

Vielleicht sind die ältesten Bewohner der südwestafrikanischen Gebirge die Buschmänner gewesen, deren farbige Felszeichnungen man noch hier und da in Höhlen findet. Seit Urtagen haben diese Menschen kaum ihre Lebensformen geändert; es sind schweifende Jäger und Sammler, die in Sippenverbänden scheu wie Gespenster durch das Land ziehen und von den anderen Völkern in die dürre Namib und die Kalahari hinausgetrieben worden sind.

Vor knapp hundert Jahren sind auf südwestafrikanischem Gebiet zwei große afrikanische Völker aufeinandergeprallt. Die im Kapland vordringenden Buren hatten die Namas – einen Zweig

der Hottentotten – entwurzelt, und die Namas waren, mit ihren Viehherden nordwärts ziehend, über den Unterlauf des Oranje gegangen und nach Südwestafrika hineingestoßen. Dabei waren sie auf die Hereros getroffen, ein von Nordosten nach dem Süden vordringendes, kriegerisches Volk von Viehzüchtern. Die Hereros gehörten nach Aussehen und Sprache zu der großen Völkergruppe der Bantuneger, ihre Urheimat lag vermutlich an den Großen Seen Ostafrikas. Sie kamen zuletzt aus Betschuanaland und prallten bei Windhuk und am Swakop auf die Namas.

Die Machtkämpfe um die Grenzen waren noch in vollem Gange, als von Osten her von neuem die ersten Burenfarmer auftauchten und die Deutschen an der Küste landeten.

Seit Jahrzehnten toben in dem weiten Lande der wandernden Hirtenvölker die grausamen und tückischen Kämpfe um Weide, Wasserstellen und Vieh. Immer wieder trägt das Gerücht die Kunde von Blutbädern, Überfällen und Metzeleien ins Kapland; im Zusammenhang damit werden die Namen der großen Volksführer genannt. An der Spitze der Namahottentotten kämpfen Jan Jonker, Moses und Hendrik Witboi; der Anführer der Hereros heißt Samuel Maharero.

Mit Maharero haben die Deutschen ihre Verträge abgeschlossen; der endlose Eingeborenenkrieg scheint sich dadurch zugunsten der Hereros zu entscheiden. Die letzten Kampfscharen der Hottentotten unter Hendrik Witboi sind in die Gebirge gejagt worden.

Trotz äußerer Beruhigung des Landes werden die deutschen Herren jedoch Mühe genug haben, um aus der Sandwüste und Öde Nutzen zu ziehen.

Obwohl in diesem Südwestafrika um jene Zeit noch nicht ein einziger deutscher Soldat steht und nur ein paar armselige Lüderitz-Faktoreien an öder Küste Handel zu treiben suchen, besitzt es doch große Bedeutung. Es verdankt sie seiner Lage und den Vorgängen in anderen Teilen Südafrikas.

Seit am Witwatersrand von Transvaal Gold gefunden worden ist, strömen zahlreiche Ausländer dort zusammen. 1884 wird ein weiteres ungemein ausgiebiges Goldvorkommen entdeckt. Eine neue Stadt, Johannesburg genannt, schießt im Goldgräberland aus dem Boden. Zwar sind die meisten Gebäude nur hölzerne Baracken, scheunenartige Bretterverschläge oder Zelte, doch zeigt die breite, raumverschwenderische Anlage der Hauptstraßen an,

welche Hoffnungen sich die führenden Männer Johannesburgs für die Zukunft machen. In der schnurgeraden, von Telegrafendrähten und Masten übergitterten Commissioner Street gibt es bereits Steinhäuser, wie das prunkvolle Haus des »Goldfields Club« oder das ebenso großartige Gebäude der Gesellschaft »Goldfields of Southafrica«, deren Hauptaktionär Cecil Rhodes ist. In der Pritchard Street liegen die lärmenden Bars und Tingeltangels, die breite President Street beherbergt billige Läden, Büros und Hotels. Wenn die Nacht niedersinkt, gibt es außer einigen Gasflammen vor den Nachtlokalen und den hin und her wandernden Laternen der Spaziergänger nur den Mond und die Sterne als Beleuchtung.

Untertags geht es am lebhaftesten bei »Between the Chains« – »Zwischen den Ketten« – zu. Dieser Straßenteil wird durch eiserne Ketten für den Durchgangsverkehr gesperrt; kein Reiter, keines der zahlreichen Fuhrwerke darf den Platz passieren. Er ist die große öffentliche Börse für die Spekulanten, Goldgräber und Händler mit Minenanteilen, Schürfrechten, Claims und Kuxen. Schreiend und gestikulierend überbieten sich die abenteuerlichen Gestalten in Angeboten und Kaufaufträgen.

Draußen aber in den riesigen, trichterförmigen Gruben scharren die Glücksritter Europas, Amerikas und Australiens das Geröll fort, um das lockende Gleißen goldener Adern zu finden. Die

Diamantenfelder in Südafrika

großen Gesellschaften schürfen mit teuren Maschinen, an denen bereits manch schwarzer Arbeiter steht.

Johannesburg lärmt und glüht wie ein Vulkan; die Buschfarmer der Umgebung und die Bürger des nahe gelegenen Hauptstädtchens Pretoria, die manchmal herüberkommen, den Betrieb der »Uitlanders« anzusehen, wenden sich voll Abscheu und Grausen.

Andeutungen von ungehobenen Schätzen hört man auch jenseits der Grenzen von Transvaal. Padgänger und Elefantenjäger, die dem alten »Sendlingspfad« der Missionare ins Innere gefolgt sind, flüstern von sagenhaften Goldgruben des Nordens, von blitzendem Goldschmuck der Matabeles und geheimnisvollen Reichtümern der Länder am Sambesi.

Dieses Afrika scheint gewinnbringender zu sein, als man je zu vermuten wagte. Ein Run auf die Goldfelder setzt ein wie Anno 1848 nach Kalifornien oder wie im Jahre 1850 nach Australien. Unablässig ziehen Wagenzüge und Kolonnen von Fremden über die Grenze.

Dieser Reichtum, auf den England von allen europäischen Mächten am meisten Anspruch zu haben glaubt, scheint durch die deutschen Pläne gefährdet zu sein. Das Mißtrauen wächst, als bekannt wird, daß der neue deutsche Generalkonsul in Kapstadt, Gerhard Rohlfs, am 16. Dezember von Bismarck telegrafisch die Erweiterung des deutschen Schutzgebietes gefordert hat, und als die deutschen Zeitungen die direkte Verbindung der afrikanischen Besitzungen mit den Burenstaaten propagieren. War nicht im Juni dieses Jahres der alte Ohm Krüger bei Kaiser Wilhelm und Bismarck? Gibt es nicht einen deutsch-burischen Freundschafts- und Handelsvertrag?

Aus dem Osten kommen ebenfalls alarmierende Nachrichten. An der Lucia-Bai – einem guten Ankerplatz zwischen Durban und Laurenço-Marques – verhandelt der Agent des Bremer Kaufmanns Lüderitz mit den Eingeborenen, um die Konzession für den Bau einer deutsch-burischen Eisenbahn von der Bai bis zur nahe gelegenen Transvaalgrenze und weiter zur Burensiedlung Vryheid und hinauf nach Pretoria zu erwerben. An der Lucia-Bai führt die Transvaalgrenze bis auf dreißig Kilometer Luftlinie an das Meer heran.

Auch sollen seit langem Beratungen mit einflußreichen Zuluhäuptlingen stattfinden, mit dem Ziel, das ganze Tongaland und die südlich ans Swaziland angrenzenden Bezirke unter burische oder vielleicht deutsche Schutzherrschaft zu stellen. Man hört,

Lüderitz sei nach Friedrichsruh geeilt, um Bismarck für den Plan zu gewinnen.

Ein hohes diplomatisches Spiel hebt an. Im Dezember 1884 erscheint ein britischer Kreuzer in der Lucia-Bai und hißt die englische Flagge. Zu gleicher Zeit legt Lüderitz der Reichsregierung die unterschriebenen Schutzverträge mit dem eigentlichen Besitzer des umstrittenen Gebietes, dem Häuptling Panda, vor. Schwere Verwicklungen scheinen bevorzustehen.

Das Recht und die Macht

Fourteen Streams ist eine Burenfarm mit regellos in dem weiten, baumlosen Veldt verstreuten Scheunen und Ställen. Ein paar Streifen Land sind in Äcker und Gärten verwandelt. Bei den Ställen liegen die Koppeln für das Zuchtvieh, für Pferde und Maultiere. Am Rand des Trockenflußbettes reihen sich die kegelförmigen Kaffernhütten. Dort hausen die schwarzen Knechte des Farmers.

Eine schwere Kutsche, mit sechs Pferden bespannt, nähert sich mit langer Staubfahne in dem ausgetrockneten Flußbett und rollt, langsamer werdend, hangauf zum steinernen Wohnhaus des Farmers. Unter dem vorstehenden Strohdach sitzt ein hochgewachsener Bure, umgeben von einer Schar singender Kinder.

Der Mann ist ein Riese mit einem harten, sonnengegerbten Gesicht, das von der breiten Krempe eines Filzhutes beschattet wird. Wie in jedem dieser Grenzerhäuser lehnt die langläufige Büchse neben der Tür, und trotz der friedlichen Beschäftigung des Mannes kreuzen sich über seinem Leinenrock zwei Patronengurte.

Das Lied, das Andries, der Herr auf Fourteen Streams, seiner zahlreichen Nachkommenschaft beibringt, lautet:

»Ons dierbaar erf so duur gekop
met blood en trane, Heer!
O, schenk ons dit mit Uwe hand
op niuw in vrijheid weer.«
Unser teures Erbe, so teuer erkauft
mit Blut und Tränen, Herr!
O, gib uns dieses aus deiner Hand
aufs neue in Freiheit wieder.

Als die Kutsche vor dem Hause hält und zwei Herren – der eine in Zivil, der andere in englischer Offiziersuniform – aussteigen, erhebt sich der Farmer. Die Kinder verstummen und blicken ängstlich den Unbekannten entgegen. Britische Soldaten, die von Kutschbock und Rücksitz aus mit schußbereiten Gewehren die Fahrt gesichert haben, schirren die Pferde aus und führen sie an die Tränke.

Die längst erwarteten Besucher sind Oberst Warren und Kommissar Cecil Rhodes, die sich hier in Betschuanaland auf der einsamen Farm des Buren Andries mit Präsident Paul Krüger zu einer geheimgehaltenen Besprechung verabredet haben. Der alte Ohm Krüger ist bereits am frühen Morgen mit seinem schwarzen Boy zu Pferd eingetroffen. Er sitzt in der Stube, von der Hausfrau respektvoll bedient.

Die Unterredung zwischen dem Führer der englischen Nationalpartei und dem Sprecher der Buren hat eine längere politische Vorgeschichte.

Als durch das historische Telegramm Bismarcks bekanntgeworden war, daß Deutsch-Südwestafrika dem Schutz des Reiches unterstellt sei, hatte Lord Derby, der britische Kolonialminister, dem Drängen der Kreise um Cecil Rhodes nachgegeben und den landeskundigen Missionar Mackenzie zum Kommissar der Gebiete längs der Westgrenze Transvaals ernannt. In diesen Landstrichen hatte Dr. Livingstone einst als Missionar gewirkt.

Seit langer Zeit jedoch hatten die Buren diese Westgrenze von Transvaal überschritten und die Weideflächen bis an den Rand der Kalahari-Wüste besiedelt; zwei neue Bezirke, Stellaland und Gosen, waren dort entstanden – Keimzellen eines neuen freien Burenstaates. Dieses Burensiedlungsland beanspruchte England als seinen Hoheitsbesitz. Mackenzie sollte den britischen Forderungen Geltung verschaffen.

Ohne Benachrichtigung der Buren begann er Verträge mit den in Stellaland und Gosen ansässigen schwarzen Häuptlingen zu schließen. Den übelberüchtigten Abenteurer Scotty Smith setzte er als Polizeichef über Stellaland und erließ aus eigener Machtvollkommenheit Verordnungen, die alle Buren in Betschuanaland einbezogen. Die Buren protestierten und wandten sich an den Präsidenten Krüger von Transvaal um Hilfe. Gleichzeitig wurden die Betschuanas unruhig und begannen, die Burenfarmen zu plündern. Die Siedler behaupteten, die Eingeborenen würden von den Engländern aufgehetzt.

Während die weitverstreuten Burenfamilien des Betschuanalandes sich zur Abwehr der Überfälle rüsteten, gingen die Telegramme zwischen Kapstadt, Pretoria und London hin und her. Das britische Kolonialministerium schien auf eine Machtprobe ausgehen zu wollen und schickte den tropenerfahrenen Oberst Warren mit einer starken Truppenabteilung ins Betschuanaland. Mackenzie war inzwischen als Kommissar durch den tatkräftigen Cecil Rhodes ersetzt worden.

Präsident Krüger war klug genug, angesichts dieser Entschlossenheit die bereits erlassene Schutzerklärung Transvaals für Stellaland und Gosen zurückzuziehen.

Er fand sich auch sofort bereit, mit den beiden maßgebenden Engländern, Oberst Warren und Cecil Rhodes, weitere Maßnahmen zur Aufrechterhaltung des Friedens zu besprechen.

Der graubärtige Oberst in der Khakiuniform eines indischen Kolonialregiments hat zu Beginn der Besprechung einen bösen Seitenhieb einstecken müssen. Präsident Krüger hat ihn mit bitterem Spott gefragt, ob er sich für seinen Betschuanaland-Feldzug auch einen Feind mitgebracht habe, da hierzulande schwer einer zu beschaffen sei. Cecil Rhodes hat mit ein paar Scherzworten die peinliche Lage überbrückt und sucht das Gespräch in ruhige Bahnen zu leiten.

»Lassen Sie Präsident Krüger und mich einmal allein, Colonel!« fordert Cecil Rhodes seinen Begleiter auf. »Wir werden schneller handelseinig werden, wenn wir unter uns sind. Vielleicht hat Nachbar Andries noch ein Zimmer, wo wir ungestört sprechen können.«

Der Riese erhebt sich aus seiner Ecke und stößt wortlos eine knarrende Tür auf. Präsident Krüger und Cecil Rhodes müssen sich bücken, als sie über die Schwelle treten. Laut fällt die Tür wieder ins Schloß.

Cecil Rhodes legt seine feste, sehnige Hand auf Krügers Arm.

»Präsident, wir beide wollen vernünftig und ohne Leidenschaft miteinander reden! Man rühmt Ihnen nach, daß Sie ein einsichtiger und wohlmeinender Mann sind.«

»Sagen Sie nur, was Sie auf dem Herzen haben, Mr. Rhodes! Ich höre zu. Daß ich der Treuhänder von Transvaal und aller Buren bin und daß Sie als englischer Kommissar fungieren, werden wir beide wohl nicht vergessen.«

Cecil Rhodes zeigt ein gewinnendes Lächeln.

»Prachtvoll, Mr. Krüger! Ich sehe, Sie sind Realpolitiker, und

mit solchen verhandle ich nicht ungern. Sie verstehen die Sprache der Tatsachen und wissen Vor- und Nachteile abzuwägen. Werfen Sie bitte einen Blick auf diese Landkarte!«

Der Engländer entfaltet ein großes Blatt, das von Kapstadt bis über die großen ostafrikanischen Seen hinauf die geographischen Verhältnisse Afrikas deutlich macht.

»Ein gewaltiges, unübersehbares Land! Sie wissen, allein Transvaal ist fast so groß wie England, und Transvaal ist nur ein kleines Ornament auf dem riesigen bunten afrikanischen Teppich. In diesen weiten Räumen, die fruchtbar sind und in denen es wahrscheinlich viele unentdeckte Bodenschätze gibt, siedeln nach europäischen Begriffen kaum Menschen; in ganz Südafrika rechnet man auf zwei Quadratkilometer einen Bewohner, in Südwestafrika, in Maschona- und Matabeleland sind es vermutlich noch weniger. Welche Möglichkeiten eröffnen sich hier für uns weiße Afrikaner, die einen Kontinent voller Zukunftschancen geerbt haben.«

»Wer sollte daran zweifeln?« stimmt Ohm Krüger zu und blickt Cecil Rhodes fragend an, »um so weniger begreife ich, weshalb wir wenigen weißen Männer uns in einem so großen und reichen Lande das Leben schwer machen.«

Rhodes ergreift die Hand des Präsidenten und drückt sie warm.

»Sie haben das rechte Wort gesprochen, ja, weshalb sollten wir nicht alle zusammenarbeiten bei der Planung eines großen, umfassenden afrikanischen Imperiums – Engländer, Buren und Neger? Die Buren haben seinerzeit die Föderation aller südafrikanischen Staaten zu einer starken Einheit abgelehnt. Nun, vielleicht waren die Methoden falsch, die man anwandte, um diese Einheit zu erreichen. Aber die Idee ist zwingend und notwendig. Was im Wege liegt und hemmt, muß beiseite geräumt werden. Sie kennen den heruntergewirtschafteten Zustand des portugiesischen Hafens Laurenço-Marques, der portugiesischen Kolonie Mozambique und der für den Schiffsverkehr so bedeutsamen Delagoa-Bai. Es wäre nicht schwierig, die Besitzverhältnisse in diesem Gebiete zu ändern. Vielleicht könnten die Buren dabei zu ihrem langersehnten Hafen und zu einem direkten Meerzugang kommen.«

Krügers Antwort ist schroff:

»Reden Sie nicht weiter, Mr. Rhodes! Auf gestohlenem Gut liegt immer ein Fluch! Kein ehrlicher Bure wird die Absicht haben, den armen Portugiesen ihre Delagoa-Bai fortzunehmen, die ihnen so

lange Zeit schon gehört. Zudem waren die Portugiesen zu unseren Vätern, den Vortreckern, stets freundlich, das haben wir niemals vergessen[30].«

Rhodes läßt achselzuckend das Thema fallen und spricht von seinem Plan einer Kap-Kairo-Linie, einer Bahn, die von Kimberley hinauf zum Limpopo und später bis Ägypten führen soll.

Krüger hört regungslos zu, ohne Zustimmung oder Ablehnung erkennen zu lassen.

»Herr Präsident!« fährt Rhodes eindringlich fort, »ich erkläre Ihnen mit aller Deutlichkeit: Wir Engländer werden und müssen Betschuanaland zu unserem Interessen- und Schutzgebiet machen, ganz gleich, ob dieser Schritt die Rechte der Buren in Stellaland und Gosen berührt oder nicht. Sie sollten diese Notwendigkeit einsehen und unterstützen, statt Sturm dagegen zu laufen!«

Ohm Krüger fährt zornig auf. »Das Recht steht auf burischer Seite. Es gab Burenfarmen im Betschuanagebiet, lange bevor die Engländer ihre Sendboten schickten.«

»Herr Präsident, es geht hier nicht um Rechte, sondern um Staatsnotwendigkeiten, nicht um Farmen, sondern um Machtsicherung. Außerdem müssen wir verhindern, daß die Deutschen in Afrika weiter vordringen. Wenn wir Betschuanaland nicht mit Beschlag belegen, werden es die Deutschen tun.«

Das breite, behäbige Gesicht des Burenpräsidenten wird hart.

»Ich weiß«, grollt er, »die Deutschen und die Buren sollen keine gemeinsame Grenze haben. Hoffentlich verrechnet sich Großbritannien nicht. Die Deutschen sind eine mächtige Nation, und vielleicht werden sie eines Tages in der Lage sein, Kriegsschiffe zu bauen und sie in die Welt zu senden. Englands Situation ist keineswegs beneidenswert. Man hört, daß es im Sudan heiß hergeht, daß Khartum sich noch immer in den Händen der Aufständischen befindet. Es dürfte auch nicht nur ein Gerücht sein, daß die russischen Armeen an der Grenze des von Ihnen annektierten Afghanistan aufmarschieren. Ich glaube, es ist nicht der rechte Moment, sich auch noch die Feindschaft eines Militärstaates wie Deutschland auf den Hals zu laden.«

»Ich sehe, Sie sind gut informiert, Mr. Krüger«, erwidert Cecil Rhodes. »Aber vielleicht denken Sie und Ihre deutschen Freunde an den nicht unwichtigen Umstand, daß in Paris jeden Augenblick ein Kabinettswechsel erfolgen und an Stelle des versöhnlichen Kabinetts Ferry der Revanchepolitiker Clemenceau treten kann.

Dann wird es schnell vorbei sein mit den afrikanischen Plänen der Deutschen. Es braucht nur ein französisches Kabinett zu kommen, das seinen Blick nicht auf den Kongo, Sudan, Gabun und Niger, sondern auf Elsaß-Lothringen richtet. Wo werden dann Ihre Freunde sein, Herr Präsident? Ich denke, eher am Rhein als am Oranje! Deshalb wäre es doch klüger für Sie und die burischen Staaten, mit England afrikanische Politik zu betreiben, als sich das britische Imperium zum Feinde zu machen.«

»Soll das eine Drohung sein, Mr. Rhodes?«

»Nein, ein Angebot – auch ein persönliches für Sie. Ich bin Generaldirektor der De-Beers-Minengesellschaft in Kimberley und der Southafrican Goldfield-Association in Johannesburg, wie Sie wissen. Wir pflegen unseren wertvollsten Verbündeten ausgiebige Pakete von Vorzugsaktien zu überreichen und sie damit an all unseren Erfolgen, Absichten und Plänen zu beteiligen. Nun sind Kimberley und Johannesburg – wie wir gern zugeben – alter burischer Boden, und ich sähe da eine Möglichkeit, Ihnen einen Teil dessen zurückzugeben, was in der Erde Ihres Landes an Schätzen geschlummert hat . . .«

»Sie wollen mich kaufen, Mr. Rhodes?«

»Welch häßliches Wort, Präsident! Ich will mit Ihnen gern zusammenarbeiten bei der Schaffung des großen afrikanischen Imperiums und halte es für gerecht, wenn Sie in diesem Falle ebenfalls Anteil an jenem Reichtum haben, der Macht und Einfluß verleiht.«

Die wuchtige Gestalt des Präsidenten strafft sich, seine hängenden Augenlider schließen sich zu schmalen Spalten.

»Mr. Rhodes, ich glaube, wir haben uns genug gesagt. Vielleicht geschieht Ihnen das nicht oft, daß Sie Männer antreffen, die nicht für Geld zu haben sind und denen nichts an Macht und Reichtum liegt. Auch meinen Buren liegt mehr an Frieden und Freiheit als an dem fragwürdigen Bewußtsein, Bürger eines machtvollen Empires zu sein. Wir wünschen nichts anderes, Mr. Rhodes, als in Ruhe unser Vieh zu weiden, unsere Kinder aufzuziehen und als freie Männer im freien Veldt nach unseren eigenen Gesetzen zu leben. Und was den Reichtum des Bodens anbelangt, Mr. Rhodes, so wünschte ich, es wäre nie ein Diamant und niemals eine Goldader in Afrikas Erde entdeckt worden. Daraus ist viel Unglück erwachsen!«

Auch Cecil Rhodes hat sich erhoben, gleichmütig faltet er die Afrikakarte zusammen.

»Schade«, sagt er, mit schmalen Lippen lächelnd, »wir hätten ein gutes Team abgegeben. Aber Sie sind ein unbeugsamer, eigenwilliger Bur und sehen nicht über Ihre Hofmark hinaus. Wirklich bedauerlich, Herr Krüger! Aber«, setzt er spöttisch hinzu, »wir werden auch als Gegner ein gutes Zweigespann im Weltgeschehen abgeben.«

In den folgenden Wochen marschiert die Polizeitruppe Oberst Warrens, ohne Widerspruch zu finden, an der Westgrenze Transvaals entlang. Die Schutzverträge Mackenzies mit den einheimischen Häuptlingen werden von der englischen Königin bestätigt, die regionalen Behörden der Buren von Stellaland und Gosen abgesetzt und ganz Betschuanaland feierlich als Schutzgebiet der britischen Verwaltung unterstellt.

Als im März dieses Jahres der Revanchepolitiker Clemenceau in Paris die Regierung übernimmt und das Interesse Frankreichs unter feindseligen Begleittönen zur Rheingrenze lenkt, sucht Bismarck sich durch koloniale Zugeständnisse Englands Freundschaft zu versichern. Die Pläne an der ostafrikanischen Lucia-Bai werden offiziell aufgegeben. Deutschland erklärt sich zudem damit einverstanden, daß der 20. Längengrad als Grenze zwischen Britisch-Betschuanaland und Deutsch-Südwest festgelegt wird. Die Flanke des kommenden Südafrikareiches, von dem Cecil Rhodes träumt, ist gesichert.

Am 13. Juli 1885 hält Cecil Rhodes seine triumphale Ansprache im Kapparlament.

»Wo liegt die Schranke in Deutschlands Weg? In Betschuanaland! Was nützen den Deutschen die paar Sandhügel von Angra Pequena, was nützen ihnen die wasserlosen Wüsten zwischen Angra Pequena und dem Innern, wenn diese englische koloniale Schranke zwischen Deutschland und Transvaal aufgerichtet ist? Hätten wir nicht dafür gesorgt, daß die Bantustämme in Betschuanaland unter englische Kontrolle kommen, wer würde uns dafür garantieren können, daß sie übermorgen nicht unter deutscher Kontrolle stünden und daß die Deutschen nicht von Südwestafrika aus zuerst nach Transvaal und endlich zur Delagoa- oder Lucia-Bai vordringen würden? Dann aber wäre Südafrika für alle Zeiten isoliert und in seinem Wachstum beschnitten gewesen . . .«

Weit nördlich von Transvaal, mehr als hundert Meilen Luftlinie vom Grenzfluß Limpopo entfernt, inmitten der dichten Savannen des flachwelligen Hochlandes, liegt Bulawayo, das große Dorf der Matabeles und die Residenz ihres mächtigen Häuptlings Lobengula, des Sohnes des Umziligazi.

Bei den Grenzburen auf dem Transvaalufer des Limpopo ist noch immer die Erinnerung wach an die Kämpfe gegen die Matabeles unter ihrem Häuptling Umziligazi. Die Transvaalburen unter Gert Maritz haben Umziligazi im Jahre 1831 bei Mosiga besiegt und die Matabeles über den Limpopo getrieben. Dort oben auf den fruchtbaren und schönen Hochebenen gründeten die wandernden Krieger ein neues Reich, das sich allmählich zwischen Limpopo und Sambesi ausbreitete. Die ursprünglich dort ansässigen Stämme der Schonas, Karangas, Nikas und anderer Bantus gingen im neuen Staate auf, der nach Zuluart in Militärbezirke eingeteilt und nach festen Gesetzen regiert wurde.

Es hat Kämpfe mit den wandernden Kololos und mit den Kwenas gegeben, aber nun ist seit langer Zeit Friede im Lande. Das Vieh ist gesund und vermehrt sich, und auf den Äckern gedeihen Mais, Maniok, Hirse, Erdnüsse und Tabak.

In alten, fast verfallenen Schächten findet man genügend Gold für Schmucksachen und den Tauschverkehr mit den Nachbarstämmen.

Den Matabeles geht es gut, und Häuptling Lobengula ist zufrieden mit seinem Los. Die großen Ju-Ju seines Stammes waren freundlich zu ihm, seit Jahren hat es kein Rindersterben, keine Dürre, keine Heuschrecken und keine Räubereien der angrenzenden Maschonas mehr gegeben.

Der Hauptkral Lobengulas in Bulawayo steht am großen Tanz- und Marktplatz; Trompeten- und Elefantenbäume werfen ihren Schatten auf die schirmartig ausladenden Strohdächer; aus den dornumwallten Viehkrals brüllen fette Ochsen, und fröhliche Kinder spielen im Staub der Gassen mit den Knochen des letzten Festmahls. Die Frauen des Häuptlings wohnen in den Nebenhütten, immer gewärtig der Befehle ihres Herrn.

An diesem Morgen – die Trockenzeit hat längst begonnen – sitzt Lobengula, umringt von Ratgebern und Dienern, in der Vorhalle seines großen Hauses und überlegt, ob er nach Tanzweibern rufen oder lieber von dem Feuerwasser trinken soll, das ihm die weißen Händler geschenkt haben. Vielleicht wäre es auch unterhaltsam, sich am Anblick seiner Goldringe, Elefantenzähne, der

Ochsen oder seiner zahlreichen Nachkommen zu vergnügen oder auch den Zauberer nach der Zukunft zu befragen. Aber welchen Zauberer soll er rufen lassen? Etwa den alten Medizinmann des Stammes, der mit Stroh- und Federkostüm, phantastisch aufgeputzt, hinter grellbemalter Maske verborgen und mit tausenderlei Trophäen behängt, um Regen oder Sieg tanzt und singt, der die Geister durch schreckliche Zeremonien beschwört und furchtbare Kuren an den Kranken vornimmt, oder jenen anderen im schwarzen Rock mit dem großen, blitzenden Ju-Ju auf der Brust, das wie ein Marterholz aussieht.

Lobengula ist vor einiger Zeit durch den Missionar Moffat, den Schwiegervater Livingstones, getauft worden.

Die weißen Männer sind große Zauberer und verfügen über gewaltige Kräfte. Lobengula weiß es von seinem Vater Umziligazi, der eine Zeitlang so töricht war, gegen Weiße zu kämpfen. Sie verfügen über Blitz und Donner, die sie aus Rohren verschikken, aber sie haben auch vielerlei Gedanken, die so schwer und groß sind, daß sie kaum in Lobengulas Kopf Platz haben.

Die Missionare haben gesagt, daß es gut sei, den Krieg zu meiden, man dürfe auch keine fremden Dörfer plündern und nicht ohne besonderen Grund Kololos, Kwenas oder Maschonas totschlagen, das wolle der Große Geist nicht. Und das ist auch richtig so; denn manchmal gehen Kriege auch verloren; dann plündert der Feind die Dörfer der Matabeles und führt Frauen und Kinder in die Sklaverei. Die Matabeles leben friedlicher und ruhiger, seit sie die Ratschläge der christlichen Missionare befolgen.

Doch bestehen noch manche Zweifel, die gelöst werden müssen.

Es gibt zwei Arten von weißen Männern, wenn man von den Portugiesen einmal absieht. Die einen heißen Buren, sie wohnen jenseits des Limpopo und haben seinen Vater Umziligazi vernichtend geschlagen. Seither haben alle Matabeles eine gewaltige Scheu und Hochachtung vor den Buren.

Andere nennen sich Inglesi, sie kommen aus dem Süden, und sie sind es, die Lobengula große Sorgen bereiten. Seit vor einigen Jahren ihr Heer durch Betschuanaland marschiert ist und das ganze Gebiet unter seinen Schutz genommen hat, tauchen immer neue Agenten der Inglesi in Matabeleland auf. Ein großer Herr schickt die meisten von ihnen, er heißt Cecil Rhodes und ist der Bezirkshäuptling einer Königin, die über beinahe alle Länder der Welt herrscht.

Die weißen Männer aus dem Süden bedrängen Lobengula seit

vielen Monaten mit allerlei Bitten und Plänen. Er versteht nicht alle Zusammenhänge, aber zwei Dinge sind ihm klar geworden: Er soll das Reich der Matabeles dem Schutz dieser mächtigen Königin unterstellen – dafür wollen die Weißen Gold, Gewehre, schöne Tücher, Glasperlen und Schnaps geben, soviel sich Lobengula nur wünscht – und das zweite, das sie begehren, ist die Erlaubnis, überall im Matabeleland herumgehen und – wo immer es ihnen gefällt – nach Gold graben zu dürfen.

Das nennen sie Konzessionen oder Schürfrechte. Wenn sie Lobengula erklären, was diese Rechte bedeuten, so spürt er, daß er hernach nur noch der Schatten eines Königs sein wird. Die weißen Männer würden in Matabeleland befehlen und sagen, wo die Matabeles ihre Herden weiden und wo sie das nicht tun sollen. Auch würden viele Matabeles in der Erde nach Gold graben müssen.

Lobengula hat die Papiere der Weißen nicht unterzeichnet, er mißtraut ihnen. Am besten ist es, die beiden Sorten von Weißen halten sich durch ihr Mißtrauen gegenseitig die Waage!

Die Augen Lobengulas leuchten listig auf, er klatscht in die Hände und gibt Befehl, den Buren Piet Grobler, der seit ein paar Tagen in Bulawayo weilt, zu rufen.

»Höre mich, Bwana Grobler!« sagt Lobengula, »ich traue diesen Inglesi nicht, obschon sehr heilige und zauberkundige Männer unter ihnen sind. Da gab es vor einem Jahr in einem Grenzbezirk einen Überfall von Kwena- und Betschuanahorden; meine Späher aber berichten, daß diese Leute von einem weißen Mann geführt wurden, der früher Offizier bei jenem Heerführer war, der Colonel Warren genannt wird. Die Soldaten der Inglesi griffen ein und vertrieben diese Banden. Gleich darauf kam ein Bote des Verwalters von Betschuanaland, Bwana Shippard, zu mir und sprach: ›Siehe, Lobengula, nun hast du bemerkt, wie sehr du des Schutzes der Inglesi bedarfst. Male auf dieses Papier dein Handzeichen, und die große Königin der Inglesi und der meisten anderen Völker wird die Matabeles künftig gegen viele Feinde, vor allem aber gegen die Buren beschirmen!‹ Ich aber habe nichts auf das Papier gemalt, weil ich wußte, daß der Führer des Überfalls ein Inglesi gewesen war. Und nun hat mein Herz Durst nach einem freundlichen Wort meiner Nachbarn, der Buren.«

Piet Grobler muß sich zusammennehmen, um seinen Triumph

nicht zu zeigen. Seit vielen Monaten reitet er zwischen Transvaal und Matabeleland hin und her. Die Limpopogrenze ist nach der englischen Protektoratserklärung über Betschuanaland die einzige freie Grenze, über die ein Bure noch wandern kann, wenn es ihm zu eng in der alten Heimat wird. Es gibt viele Buren in Transvaal, die gern nordwärts ziehen würden, wenn man einen Freundschaftsvertrag mit den Matabeles hätte. Seit die Engländer im Auftrage Cecil Rhodes' die Häuptlinge des Nordens um Konzessionen, Schutzverträge und Handelsabkommen bedrängen, ist Piet Grobler bemüht, den Konkurrenten das Wasser abzugraben.

Piet Grobler unterbreitet dem schwarzen Häuptling einen längst überlegten Vorschlag: Wenn Lobengula die Burensiedler ins Land läßt und zugesteht, daß sie unter eigener Gerichtsbarkeit stehen, so würde Transvaal unter gegenseitiger Wahrung der Unabhängigkeit einen Freundschafts- und Unterstützungsvertrag mit den Matabeles abschließen.

Die beiden Partner einigen sich schnell, zwei Stunden später reitet Grobler nach Süden, um die Zustimmung der Transvaalregierung einzuholen.

Auf seinem Schnellritt zum Limpopo wird Grobler von schwarzen Banden des Häuptlings Khama ermordet; aber die Hauskaffern der Transvaaler Burenhöfe wollen wissen, daß englische Agenten Khamas Banditen zu der heimtückischen Tat angestiftet haben.

Präsident Krüger ersucht Hochkommissar Robinson in Kapstadt um die Einleitung einer gemeinsamen Untersuchung über den Mordfall, erhält jedoch eine kühl ablehnende Antwort.

Zwei Wochen später telegrafiert Hochkommissar Robinson an Präsident Krüger, daß die britische Regierung fortan das Gebiet nördlich des Limpopo als ihre alleinige Interessensphäre betrachte. Damit ist die Einkreisung der Burenrepubliken vollendet und der Vorstoß des englischen Kolonialreiches nach dem Norden zur Tatsache geworden.

Ohm Krüger klagt: »Rhodes umgibt mich ringsum mit einem Drahtzaun, er wird mich noch zum Kampf treiben . . .«

Bei einer Unterredung zwischen dem Präsidenten und Hochkommissar Robinson in Gegenwart von Cecil Rhodes wird Krüger durch das Versprechen ausgesöhnt, daß Transvaal demnächst einen freien Zugang zum Meer erhalten soll.

Inzwischen bleibt Rhodes nicht untätig. Sein Geschäftsfreund

Rudd reist mit zwei Begleitern zu Häuptling Lobengula, um endlich die gewünschten Konzessionen und Verträge unter Dach und Fach zu bringen. Rudds Besuch wird geschickt vorbereitet: Am 18. Oktober, wenige Tage vor dem Eintreffen der Unterhändler, reiten Sir Sidney Shippard, Missionar Moffat, Major Gould Adams, der Bischof von Bloemfontein und zwei weitere englische Missionare in Bulawayo ein und ersuchen Lobengula um eine Aussprache.

Die Ankömmlinge sind hochangesehene Männer von Rang und Namen, deren Gewicht sich der Matabele-Häuptling nicht entziehen kann; vom britischen Kronbeamten Shippard bis zum Bischof, vom Missionar bis zum rotberockten, ordensblitzenden Offizier ist alles erschienen, was auf den Schwarzen Eindruck machen kann. Die Gesandtschaft versteht es, den mißtrauischen Lobengula so weit zu überzeugen, daß er nicht mehr viele Schwierigkeiten macht, als am 22. Oktober Mr. Rudd eintrifft und die Verträge zur Unterschrift vorlegt. Die »Rudd-Rhodes-Konzession« bestimmt, daß ihr Inhaber das alleinige Recht zur Ausbeutung aller Metalle und Mineralien in Matabeleland haben soll. Die Gegengabe an Lobengula besteht aus einem armierten Dampfboot für den Sambesi, einem ansehnlichen Monatsgehalt und aus tausend Henry-Martin-Gewehren mit Munition für die Matabeles.

Noch vor Jahresende 1888 wird die Gründung eines neuen großen Unternehmens, der »Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft«, durch Cecil Rhodes an den Börsen bekanntgegeben. Das Anfangskapital beträgt eine Million Pfund. Es wird vornehmlich von den »De-Beers-Minen« und von den »Johannesburg Goldfields« – ebenfalls zwei Rhodes-Gesellschaften – aufgebracht.

Das Schicksal des geplanten neuen Großreiches der afrikanischen Geschäftsleute wird von London bestimmt. Dort werden die Kämpfe um die Zustimmung der britischen Regierung zu den Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit und den Plänen für die Zukunft ausgetragen. Die Anteilscheine der »Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft« sind die Waffen. Cecil Rhodes fährt selber nach England und lenkt die Truppen in der heißen Schlacht. Er gewinnt die Fürsprache der Herzöge von Abercorn und von Fife, man sagt, daß auch Kolonialminister Chamberlain hinter Rhodes stehe und daß der Südafrikaner viele Freunde unter den Unterhausabgeordneten habe.

Zunächst setzt eine Pressekampagne gegen Rhodes ein. Die Journalisten beschuldigen den Wirtschaftsdiktator Südafrikas, er bewaffne die Schwarzen mit modernen Gewehren und gefährde damit die weißen Siedler aller Nationen, auch fördere er auf solche Weise die Neigung der Neger zu Metzeleien und gegenseitiger Unterdrückung und Erpressungen. Rhodes' Geschick in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung schafft auch hier Wandel. Die englische Presse ändert bald ihre Tonart. Es wird ein Bericht des Kommissars Sir Shippard veröffentlicht, in dem in schmeichelhaften Worten die Verdienste Cecil Rhodes' um die kulturelle Erschließung Afrikas aufgezählt werden.

Bei so viel Energieaufwand kann es nicht ausbleiben, daß am 29. Oktober 1889 der »Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft« die königliche Charter für die Dauer von fünfundzwanzig Jahren ausgestellt und auf Matabele- und Maschonaland mit unbestimmter Nordgrenze ausgedehnt wird. Die Gesellschaft erhält – ähnlich wie einst die East India Company – das Recht, eine eigene Schutztruppe aufzustellen und so die vollen Hoheitsrechte in einem Land auszuüben, das vorläufig nur die Zustimmung zu Schürfunternehmungen erteilt hat.

Zu Beginn des Jahres 1890 fährt eine britische Offiziersabordnung in einer Rokokokutsche, die mit acht weißen, rotgeschirrten Maultieren bespannt ist, nach Bulawayo, überbringt einen freundlichen Brief der Königin Victoria und teilt Lobengula mit, daß die Einwanderung britischer Untertanen beginnen werde.

Völlig benommen von der entfalteten Pracht, wagt es Lobengula nicht, darauf hinzuweisen, daß nur die Rede von Goldsuche und begrenzter Minentätigkeit gewesen sei.

Im Juli 1890 wird Cecil Rhodes, der als Triumphator aus London zurückgekehrt ist, Premierminister der Kapregierung. Mit den fast unbeschränkten Mitteln seiner großen Gesellschaften und den beträchtlichen Staatszuschüssen treibt er den Bahnbau Kapstadt–Kimberley bis zu dem Ort Vryburg voran. Letzte, nördlichste Station soll Kairo sein. Um die Eingeborenen in Schach zu halten, versammelt Kommissar Shippard die Betschuanaschutztruppe nahe der Matabelegrenze. Abenteurer und Minenarbeiter aus Kimberley und Johannesburg marschieren indessen unter Führung von Dr. Jameson, dem Beauftragten von Cecil Rhodes, von der letzten Bahnstation Vryburg nordwärts ins Matabeleland.

Mit Mühe kann Häuptling Lobengula seine Matabelekrieger

zurückhalten. Das schwarze Volk fürchtet sich vor dem Auftauchen so vieler zweifelhafter Gestalten auf seinen Viehweiden, an seinen Wasserstellen und in seinen Dörfern. Es kommt zu Übergriffen, zu Plünderungen und Gewalttaten des schwerbewaffneten Minenpöbels, der das neue Land als sein Eigentum betrachtet.

Die Konzession wird sehr dehnbar ausgelegt, und die Gesellschaft beginnt überall dort zu graben und zu bauen, wo sie es wünscht. Äcker und Weiden werden zerstört, Vieh abgetrieben, Schwarze zur Arbeit gezwungen. An wichtigen Punkten entstehen Forts der Gesellschaft, über denen die britische Flagge weht. Portugal wird gezwungen, zugunsten des neuen englischen Kolonialandes auf große Teile des Hinterlandes von Mozambique zu verzichten.

Aber die erwarteten großen Golderträgnisse im Matabeleland bleiben aus, die »Britisch-Südafrikanische Gesellschaft« gerät in Schwierigkeiten und muß finanziell von der wohlfundierten »De-Beers-Minengesellschaft« gestützt werden.

Noch gewaltsamer geht es beim Eisenbahnbau zu. 1894 hat die Bahn den Ort Mafeking erreicht, die Strecke bis Bulawayo wird bereits vermessen. Die Eingeborenen werden unruhig, es kommt zu Zerstörungen der Telegrafenlinien und zu kleineren Überfällen. Häuptling Lobengula und sein Volk hemmen mit allen Mitteln die Erschließung des Landes.

Ein geringfügiger Zwischenfall gibt den Engländern den gewünschten Anlaß zum Eingreifen. Im Juli 1893 schickt Lobengula eine Abteilung seiner Gewehrträger gegen räuberische Maschonas, die Matabele-Vieh gestohlen haben. Er hat seinen Kriegern befohlen, Weiße nicht zu belästigen. Jedoch die Männer in den Minensiedlungen, die abends und nachts die großen Lagerfeuer der Krieger in den Savannen sehen, sind der Meinung, der Angriff gelte ihnen.

Dr. Jameson telegrafiert an Cecil Rhodes, was zu tun sei, und der erste Minister Südafrikas antwortet lakonisch: »Lies Lukas 14, 31!«

An der zitierten Stelle steht der Satz:

»Welcher König will sich begeben in einen Streit wider einen anderen und sitzt nicht vorher und ratschlagt, ob er nicht könne mit zehntausend begegnen dem, der über ihn kommt mit zwanzigtausend.«

Schnell begreift Dr. Jameson. Sein Auftraggeber gibt ihm die Zügel frei, damit er die Angelegenheit Lobengulas und der Mata-

beles endgültig bereinige. Er bildet eine kleine Armee, rüstet sie mit modernen Waffen aus und rückt gegen den Hauptkral Bulawayo vor.

Der alte Lobengula erfährt von dem bevorstehenden Angriff durch den Trommeltelegrafen, bald aber keuchen Schnelläufer auf der staubenden Dorfstraße heran.

Lobengula thront noch immer unter dem schirmartigen Schilfdach seiner Hütte. Ein großes Ölbild der Königin Victoria hängt in prunkendem Goldrahmen am Mittelpfahl; schöne Gewehre, lange Glasketten und blitzende Sheffieldmesser, bunte Kattunstreifen und billige Birminghamteppiche reihen sich rings um die geflochtenen Mattenwände. Lobengula hat sich unter europäischem Einfluß sehr verändert, er trägt einen roten Federhut auf dem Wollschädel und über der alten, wunderschönen Kette aus Leopardenzähnen ein glitzerndes Kollier aus Glaskugeln; statt in das einfache Kleid aus Rindenfaserstoff sind seine überquellenden Fleischmassen in einen scharlachroten Staatsrock gepreßt, ein Ordensstern leuchtet auf seiner Brust.

Die Boten werfen sich vor dem Häuptling nieder und strecken die flachen, rotbraunen Innenflächen der Hände empor.

»Herr, deine Krieger fliehen gen Bulawayo, denn die Inglesi schießen auf sie.«

»Was ist geschehen?« fährt Lobengula auf, »ich habe befohlen, stets freundlich gegen die Inglesi zu sein . . .«

Der Krieger hält einen zerknüllten Streifen Papier in der Hand, der ehemals ein Brief war. Lobengula läßt Moffat rufen, gleichzeitig befiehlt er, die Alarmtrommel zu schlagen.

Während vom Tanzplatz das dumpfe, zornige Rollen der großen Baumstammtrommel herüberdröhnt, liest Moffat vor, was Dr. Jameson dem Häuptling mitzuteilen hat. Die Nachricht ist kurz und ohne Höflichkeit.

Lobengula wird aufgefordert, mit seinen Matabeles innerhalb von vierundzwanzig Stunden das Gesellschaftsgebiet zu räumen.

»Was ist das: ›Gesellschaftsgebiet‹?« fragt der alte Häuptling mit bebenden Lippen, aber Moffat zuckt die Schultern: »Das werden wohl die Leute um Jameson bestimmen . . .«

»Du, Moffat, sollst durch den Draht, der spricht, eine Botschaft an den großen Mann Cecil Rhodes schicken. Ich weiß, daß du das kannst!«

Lobengula setzt alle Hoffnung auf den Missionar und auf die Telegrafenlinie, die Bulawayo mit Kapstadt verbindet.

Es trommelt überall im Hochland, man hört die Signale aus entfernten Tälern und Triften.

»Das ist, was du an Cecil Rhodes durch den Draht sprechen sollst:

›Ich glaubte, Sie kämen, um nach Gold zu graben, aber es scheint, Sie kamen nicht nur, um nach Gold zu graben, sondern um mir und meinem Volke das Land zu rauben . . .‹[31]«

Moffat liest kopfschüttelnd den Text und blickt den Häuptling zweifelnd an.

»Meinst du, Lobengula, daß diese Klage etwas nützen wird?« sagt er, »du solltest Verhandlungen fordern und soweit als möglich nachgeben, denn die Inglesi sind sehr stark.«

Der Häuptling will zornig aufbegehren, doch dann senkt er hilflos das Haupt, auf dem der europäische Federhut wie eine Narrenkappe sitzt.

»Ich glaube«, sagt er, »England ist das Chamäleon, und ich bin die Fliege . . .[32]«

Einige Wochen hat es den Anschein, als habe das Protesttelegramm Lobengulas und seine demütig bewiesene Friedensliebe den gewünschten Erfolg. Die kleine Armee Dr. Jamesons bleibt einige Meilen südlich von Bulawayo stehen und unternimmt keine weiteren Kampfhandlungen. Inzwischen sind, von Trommeln und Boten aufgerufen, Tausende von Matabelekriegern in ihren alten Rüstungen, mit Federkrausen, Leoparden- und Pantherfellen, Pelzbüscheln, Kurzspeeren und mannshohen, ovalen Schilden aus Ochsenhaut, die mit bizarren Mustern beklebt oder bemalt sind, vor dem Kral Lobengulas eingetroffen und lagern dort in weitem Ring.

Jede Nacht flammen die riesigen Feuer der Palaverversammlungen, und fette Rinder schmoren an den Spießen.

Dr. Jameson aber hat nicht die Absicht, Frieden zu schließen; er wartet auf das Eintreffen von Kavalleriepferden aus Transvaal und auf die neuen Maschinengewehre der Betschuanaland-Polizei.

Anfang November 1893 greift er Bulawayo mit tausend Mann

an. Die Matabeles stampfen zornig die Erde und tanzen den Kriegstanz, dann heben sie die Schilde und rennen mit vorgestreckten Speeren im Sturm gegen die britische Linie an.

Die weit auseinandergezogene Front der Schutztruppe läßt sie ruhig herankommen, dann rattern die Maschinengewehre. Das schwarze Volk sinkt, wie von Sensen gemäht, dahin.

Der Rest ist Flucht und Auflösung. Über Bulawayo steht gelb, von purpurnen Zungen durchzuckt, die Feuersbrunst. Lobengula flieht auf einem Ochsenkarren den Bergen zu.

Von seinem ersten Nachtlager aus schickt er die ledernen Säcke mit Gold, die er bisher als Anteil an den britischen Schürfrechten erhalten hat, mit der rührenden Bitte an Dr. Jameson, Gnade über den Matabeles walten zu lassen.

Doch dieser Krieg ist nicht begonnen worden, um nachher in Gnade und Nächstenliebe zu enden. Die fast bankrotte »Britisch-Südafrikanische Gesellschaft« braucht Erfolge, sie will freies Siedlerland, und dazu ist das Land der Matabeles gerade gut genug. Berittene Schützen hetzen die fliehenden Matabeles über Savannen, Weideland und Hochlandsteppe bis in die fernen Berge am Sambesi. Irgendwo in einem unbekannten Winkel des riesigen Territoriums verkriecht sich, einem weidwunden Tiere gleich, der alte Häuptling und stirbt. Die britische Fahne weht bis zum Sambesi, in Bulawayo verkaufen die Agenten der Gesellschaft bereits die vermessenen Grundstücke; von Mafeking aus wächst die Eisenbahn herauf, an den Börsen werden neue Schürfscheine, Farmen und Ländereien angeboten. Die Kassen füllen sich wieder. Dr. Jameson wird zum Administrator des neuen Landes ernannt.

Cecil Rhodes aber hat den Gipfel seiner Macht erreicht. Im Jahre 1895 wird er zum Mitglied des »Geheimen Kronrates« ernannt, die durch ihn erworbene Kolonie erhält den Namen »Rhodesia«.

Nun tanzen sie alle an seinen Fäden, er ist ein ins neunzehnte Jahrhundert verschlagener würdiger Nachfahre von Clive, Hastings oder Dalhousie.

Der Sekretär des Hochkommissars für Südafrika, Graham Bowen, holt ebenso Rat bei ihm ein wie der Kolonialminister Ihrer Majestät, der ehrenwerte Sir Chamberlain in London. In den Schlüsselstellungen der Politik und Wirtschaft sitzen seine Kreaturen, Mitwisser und Verschworenen.

Sir Cecil, Geheimer Kronrat, erster Minister der Kapkolonie, Generaldirektor eines halben Dutzends riesiger Kapitalgesellschaften, Freund des Hochkommissars Robinson und hundertfacher Millionär, ist in London vom Prinzen von Wales empfangen und hoch geehrt worden.

Die Stunde ist gekommen, das erträumte Imperium zu begründen; der trotzige Burenwiderstand wird gebrochen werden – wenn es sein muß: mit Gewalt!

»Wir können nicht warten, bis der Alte verschwunden ist!« sagt Cecil Rhodes, »es muß etwas geschehen, um die Regierung Transvaals in die Hände eines fortschrittlicheren Mannes zu geben, als es Paul Krüger ist[33]!«

Sie sind alle zum Befehlsempfang um ihn versammelt, die er gerufen hat: sein zum Oberst beförderter Bruder Francis Rhodes, Lionel Philips, der Präsident der Minenkammer, der rundschultrige, geduckte Sekretär Graham Bowen, der amerikanische Bergwerksingenieur Hammond, der das Spiel in Johannesburg inszenieren helfen soll, und der ergebene Dr. Jameson, den Sir Cecil zum Gouverneur von Rhodesien ernannt hat.

»Der Zeitpunkt ist sehr günstig gewählt, Sir«, versichert Hammond, »wie Sie wissen, sind die letzten Wahlen in Transvaal nicht gerade ein Vertrauensbeweis für Ohm Krüger gewesen. Er hat lediglich mit achthundert Stimmen Mehrheit über den zu Reformen geneigten Generalkommandanten Joubert gesiegt. Die öffentliche Meinung in Pretoria . . .«

»Die öffentliche Meinung in Pretoria interessiert mich nicht!« unterbricht ihn Cecil Rhodes ungnädig. »Wichtig ist die öffentliche Meinung in England und in der Welt. Notieren Sie, Bower, daß die Presseabteilung von unserem Büro immer die richtigen Informationen erhält! Alle Berichte von Südafrika sollen davon sprechen, daß die Buren harte, frömmelnde, rückständige und fortschrittfeindliche Sklavenhalter sind, deren Fähigkeit, sich selber zu regieren, äußerst begrenzt ist. England ist der Hort der Demokratie, der Menschlichkeit, des christlichen Glaubens und der bürgerlichen Gleichheit der Rassen. Im übrigen ist unsere Rückendeckung durch die Presse gesichert. Dr. Harris, den ich nach London geschickt habe, um ein paar tausend Gewehre zu kaufen, hat mir heute gekabelt, daß er die Journalistin Flora Shaw von der

›Times‹ für uns gewonnen hat. Die Dame bekommt unseren geheimen Telegrafenschlüssel und wird für uns in Whitehall arbeiten.«

»Dann ist alles zum besten!« lacht Dr. Jameson, »die Verschwörung in Johannesburg wartet nur noch auf das Eintreffen der Gewehre und der Munition . . .«

»Die Ware geht mit einem Transport Minengeräte über die Grenze«, erklärt Hammond, »die Buren werden keine Ahnung haben.«

Dr. Jameson legt ein mit Schreibmaschinenschrift beschriebenes Papier auf den Tisch. »Ich habe hier übrigens ein Bittgesuch aufgesetzt mit dem Inhalt, daß die Lage von Tausenden von Engländern in Johannesburg angesichts des Hasses der Buren unerträglich geworden sei und daß die wohlgesinnten Bürger der Stadt um Hilfe bäten. Vor allem seien die wehrlosen Frauen und Kinder bedroht. Ihr Herr Bruder, Oberst Rhodes, Mr. Lionel Philips, Mr. Hammond und Mr. Farrar haben das Gesuch unterschrieben.«

Cecil Rhodes blitzt Dr. Jameson mit seinen kalten blauen Augen an. »Wie haben Sie den Wisch datiert?«

Der Doktor wird verlegen.

»Noch nicht, Sir . . ., ich dachte . . .«

»Sie haben richtig gedacht. Der Tag des Losschlagens steht noch nicht fest. Machen Sie mir ja keinen Unsinn!«

Dann wendet er sich an seinen Bruder:

»Ich gebe dir ein Blankoscheckheft, Francis. Die Anweisungen laufen über das De-Beers-Konto, du kannst abheben, was du benötigst, um die Aktion durchzuführen.«

»Wieviel Truppen stehen zur Verfügung?« fragt der Oberst sachlich.

»Man habe die Auswahl gehabt unter der Betschuanaland-Polizei und unter der Truppe, die mit Lobengula fertig geworden sei«, erwidert Dr. Jameson. An die sechshundert ausgesuchte Leute mit einem halben Dutzend Maschinengewehren stünden bei Mafeking.

»Sir, der Chefredakteur des ›South-African-Express‹ ist da!« flüstert ein Sekretär von der halbgeöffneten Tür her.

Cecil Rhodes nickt.

»Gut, meine Herren, wir sind uns klar! Sie werden mich entschuldigen, ich muß die öffentliche Meinung noch mit ein paar guten Gedanken versehen. Man hat leider schon zuviel Wesens aus unseren Absichten mit Johannesburg gemacht; in diesem

klatschsüchtigen Afrika bleibt nichts geheim. Jan Hofmeyr, der Führer der Patriotenpartei, ist gestern unter Protest aus dem Kapparlament ausgetreten. Die Buren sind in Unruhe, sicherlich wird Hofmeyr in seinem Blatt ›De Zuidafrikaan‹ Alarm schlagen, und sein Freund Du Toit wird uns den ganzen ›Afrikanerbund‹ auf den Hals hetzen. Da ist nichts wichtiger, als noch lauter anzuklagen.«

Wenige Minuten später diktiert Rhodes dem mitstenografierenden Journalisten seine Vorwürfe. Jeder rechtlich denkende Demokrat und Brite wird, wenn er sie liest, gegen die Behandlung der armen, verfolgten »Ausländer« von Johannesburg durch die Transvaalburen Protest erheben.

»Erheben Sie Einspruch gegen das völlig ungerechtfertigte Dynamit-Monopol der Pretoriaregierung. Die in Johannesburg ansässigen Minengesellschaften müssen ihre Sprengstoffe zu Überpreisen durch eine Regierungsgesellschaft einkaufen lassen. Schreiben Sie mit aller Schärfe gegen die Korruption dieser Bauernverwaltung in Transvaal; die meisten Buren in hohen Ämtern sind bestechlich. Material mit Namen und Zahlen bekommen Sie durch unsere Informationsstelle. Der dritte Punkt, auf dessen Behandlung und Anprangerung in der Presse wir Wert legen, ist die Unterdrückung der englischen Sprache und der englischen Schulen in Johannesburg – wo ja immerhin zwei Dritteile der Einwohner englisch sprechen.«

»Das ist ein gutes Argument«, meint der Journalist, »denn wir haben ja in der Kapkolonie das Afrikaans als zweite Amts- und Schulsprache zugelassen . . .«

»Das stärkste Gewicht legen wir auf das Wahlrecht! Während die ursprüngliche Verfassung Transvaals besagte, daß jedermann nach dreijähriger Seßhaftigkeit Vollbürger werden kann, ist diese Verfassung auf Veranlassung Präsident Krügers dahin geändert worden, daß jetzt zwölf Jahre nötig sind. Die Buren weigern sich also, Engländern oder anderen Ausländern, mit Ausnahme der Deutschen, das Wahlrecht einzuräumen.«

»Das ist Ohm Krügers Rache, Sir!« sagt der Redakteur. »Als er Anno 90 Johannesburg besuchte, das ja nur ein paar Reitstunden von Pretoria entfernt liegt, haben ihn die englischen Arbeiter mit ›God save the Queen‹ begrüßt, und die Johannesburger haben vom Haus des Landdrosts Brandis, wo Krüger wohnte, unter Johlen und Schimpfen die Transvaalfahne heruntergeholt. Ich habe die Szene selbst erlebt.«

»Nun, wir werden dafür sorgen«, erwidert Cecil Rhodes abschließend, »daß er seine kleinliche Rache nicht mehr allzulange genießen kann . . .«

Der Anschlag gegen den reichen Minenbezirk am Witwatersrand und die Hauptstadt Johannesburg, die zwei Drittel der Staatseinnahmen Transvaals liefern, ist geschickt eingefädelt und soll Präsident Krüger und den Transvaalburen ein ähnliches Schicksal bereiten, wie es einst Lobengula und die Matabeles erfuhren.

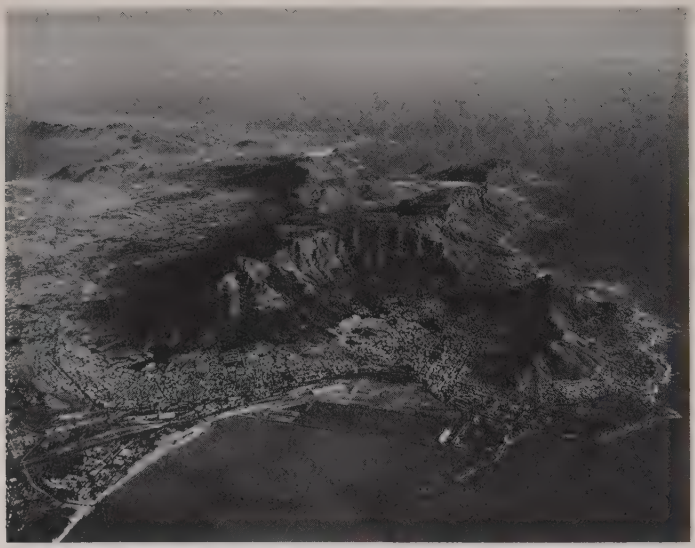
Johannesburg ist in dem Tempo amerikanischer Goldgräberstädte gewachsen. 1891 zählte die Siedlung aus Baracken und Zelten noch kaum vierzigtausend Einwohner, 1895 sind es mehr als hunderttausend, die in siebzehntausend Steinhäusern wohnen, die Stadt bedeckt ein Areal von über fünfzehn Quadratkilometern. Da die Stadtbevölkerung hauptsächlich aus britischen Einwanderern besteht, gibt es seit Jahren gefährliche Spannungen zwischen den Engländern und den Buren, in deren Hoheitsgebiet Johannesburg liegt.

Alle Vorbereitungen für einen Gewaltstreich der Englandpartei sind getroffen. Die notwendigen Waffen sind mit Hilfe der De-Beers-Gesellschaft eingeschmuggelt worden, die Miliz aus Minenarbeitern und Geschäftsleuten exerziert in aller Öffentlichkeit, die Zeitungen kündigen umwälzende Ereignisse an, und die Führer der Johannesburger Rebellen verhandeln ohne Scheu mit dem in Mafeking residierenden Dr. Jameson, dem Vertreter von Cecil Rhodes, der eine wohlausgebildete Privatarmee der »Chartered Company« kommandiert.

Ende November 1895 beginnen vorsichtige Johannesburger auf Planwagen ihre Habe und ihre Frauen und Kinder aus der Stadt zu bringen; die Unruhe wächst. Um die Aufregung zu schüren, kaufen die De-Beers-Gesellschaft und die »South-African Goldfields Company« die Lebensmittel auf und beschuldigen die Buren, die Lebensmittelzufuhr zur Stadt gesperrt zu haben. Die Stimmung der labilen Großstadtmassen nähert sich der Panik.

Trotzdem muß das für die Weihnachtstage angesetzte Unternehmen wegen der bevorstehenden Pferderennen – des größten Lokalereignisses des Jahres – noch einmal verschoben werden. Rechtsanwalt Leonard, ein Agent Cecil Rhodes', fährt eilends nach Kapstadt, um den Minister zu benachrichtigen.

Am 28. Dezember schickt Rhodes ein Telegramm an Dr. Jame-



Luftaufnahme vom heutigen Kapstadt

son, in dem er ihn anweist, noch abzuwarten. Durch einen Zufall erreicht diese Eilbotschaft Dr. Jameson nicht mehr rechtzeitig, und der nervös gewordene Mann begeht den entscheidenden Fehler, loszuschlagen, bevor er mit den Johannesburger Freunden genaue Termine vereinbart hat. In der Nacht zum 30. Dezember überschreiten seine Freischaren die Grenze Transvaals.

An Stelle einer Tragödie geht eine Komödie, ein allzu offenbares Intrigenspiel des zynischen Imperialismus, über die Bühne. Durch Telegramme aus Kapstadt erfahren die Johannesburger, daß von Mafeking her eine »Befreiungsarmee« nahe, um den schwer von den Buren bedrängten englischen Aufständischen der Stadt zu helfen. Die Unterstützung erfolge auf dringliche Hilferufe der städtischen Bevölkerung. Aber es herrscht völlige Stille in den Straßen Johannesburgs. Der Retter naht, bevor es jemanden zu retten gibt!

Die Nachrichten schlagen wie Bomben ein. Statt sich gegen die burischen Behörden zu erheben, flüchten Tausende aus der Stadt, nur die verzweifelten Verschwörer – Francis Rhodes, Philips und

Hammond – sammeln eine kleine Schar Getreuer, um den Schein einer Volkserhebung aufrechtzuerhalten.

Präsident Krüger im nahen Pretoria hat auf seine Stunde gewartet. Nun, da er vor den Augen der ganzen Welt im Recht ist, handelt er als der verantwortliche Präsident eines überfallenen Staates. Er befiehlt dem Bezirkskommandanten Cronje, mit einem Burenkommando die Invasoren gefangenzunehmen.

Hochkommissar Robinson, dem Verbündeten Cecil Rhodes', bleibt nichts anderes übrig, als aus Kapstadt zu depeschieren, England mißbillige den Friedensbruch mit einer befreundeten Macht aufs schärfste!

Auf einer weiten Ebene, nahe der Ortschaft Donrkop, umzingelt Cronje mit seinen Scharfschützen die Abteilung Jameson und zwingt sie nach kurzer Schießerei zur Kapitulation. Eine andere Buren-Milizabteilung schließt Johannesburg ein. Das sogenannte »Reformkomitee« wird gefangengesetzt, ein paar Aufrührer werden verprügelt; eine Beute von vielen tausend modernen Gewehren, zahlreichen Maschinengewehren und Geschützen mit reichlicher Munition fällt in die Hände der Buren.

Am 30. Dezember 1895, kurz nach dem Bekanntwerden des Jameson-Einfalls in Transvaal, sucht Kapminister Schreiner, ein Freund und Nachbar Cecil Rhodes', den Drahtzieher aller Intrigen auf seiner Farm Groote Schuur auf. Er findet einen seelisch gebrochenen Mann, der verzweifelt ausruft: »Ja, ja, es ist wahr, ich muß es glauben! Dieser Jameson hat meinen Äpfelkarren umgeworfen[34]!«

Es gibt diesmal keinen Ausweg. Am 12. Januar 1896 legt Cecil Rhodes sein Ministeramt nieder und reist nach London, um zu retten, was zu retten ist.

Die Hauptschuldigen am Aufstand, Francis Rhodes, Lionel Philips, Hammond, Farrar und Dr. Jameson, befinden sich im Gewahrsam der Buren, alle Winkelzüge und Tücken der großen Minengesellschaften liegen offen zutage, und Sir Cecil Rhodes, Mitglied des Geheimen Kronrates und ehemaliger Ministerpräsident der Kapkolonie, steht als Regisseur eines brutalen Raubzuges vor den Augen der Welt!

Cecil Rhodes ist zweiundvierzig Jahre alt, er hat die Höhe seines Lebens noch nicht erreicht, es wäre noch Zeit zur Verwirklichung seiner Träume. Und doch scheint alles zu Ende zu sein.

Unerwartet greift zu diesem Zeitpunkt ein Mann ein, auf dessen Hilfe Cecil Rhodes am wenigsten zu hoffen gewagt hätte: Wilhelm II., Kaiser des Deutschen Reiches, sendet am 3. Januar 1896 ein Telegramm an Paul Krüger; er beglückwünscht den Präsidenten zu seinem Sieg und daß es ihm gelungen sei, »ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit eigener Tatkraft die Unabhängigkeit seines Volkes gegen Angriffe von außen zu bewahren . . .«

Gleichzeitig gibt die deutsche Regierung bekannt, daß ein weiterer Kreuzer an die Delagoa-Bai beordert sei. An die Adresse Londons geht eine Protestnote.

Die englische Öffentlichkeit reagiert mit ungewöhnlicher Schärfe. Vergessen ist der Ärger über die Blamage Dr. Jamesons und den Sturz Cecil Rhodes'. England und sein Empire haben ein anderes, viel wichtigeres Thema: Der Deutsche Kaiser hat sich als Verbündeter der Buren gegen die Briten demaskiert! Also hat Cecil Rhodes doch recht gehabt mit seiner Südafrikapolitik!

England schickt mit drohender Geste ein Flottengeschwader in die Nordsee und ein Schlachtschiff zur Delagoa-Bai. Die von den Buren ausgelieferten Gefangenen des »Jameson-Raids« werden in London fast als Nationalhelden empfangen, und der Prince of Wales drückt dem ebenfalls in London weilenden Cecil Rhodes demonstrativ die Hand.

Als bekannt wird, daß Präsident Krüger zu Pretoria im Deutschen Verein eine Rede gehalten und erklärt habe: »Es wird eine Zeit kommen, in der unsere Freundschaft stärker sein wird als je zuvor . . .«, eifern die englisch sprechenden Blätter der ganzen Welt über die Gefahr einer deutsch-burischen Verschwörung.

In Südafrika sind alle Gegensätze tiefer aufgerissen als jemals, Buren und Briten stehen sich in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber.

Cecil Rhodes kehrt politisch geschwächt, aber voller Tatendrang auf das südafrikanische Kampffeld zurück und widmet erneut seine Arbeitskraft dem Lande, das seinen Namen trägt. In Rhodesien haben unterdessen Rinderpest, Dürre und Heuschrecken gewütet, nach der Niederlage Dr. Jamesons ist ein neuer Matabelekrieg ausgebrochen. Mehr als vierhundert weiße Siedler sind dem Aufruhr zum Opfer gefallen.

Entschlossen, den Frieden wiederherzustellen, reitet Cecil Rho-

des mit wenigen Begleitern in die Matopoberge, in denen die Heerhaufen der Matabeles lagern. Unerschrocken schlägt er sein Zelt in einer einsamen Schlucht auf und verhandelt mit den Eingeborenen. Das Ergebnis ist ein Friede, der die Grenzen gewisser Reservate für die Matabeles festlegt und dem Lande die Ordnung zurückgibt.

In aller Stille bereitet der Cäsar Afrikas seine nächsten Schachzüge vor. Sein Blick ist wieder auf die Länder im Norden gewandt, auf die Verwirklichung des britischen Imperiums zwischen Kap und Kairo.

Simbas Gesetz

Europa schwärmt seit den Tagen der Aufklärung, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, für die gerechte und gütige Allmutter Natur und hat seit langem vergessen, daß die Natur in Wirklichkeit weder gut noch böse, sondern von unbedingter Folgerichtigkeit ist, daß einzig der Mensch das Gefühl des Erbarmens, den Gedanken des Rechts und den Willen zur höheren sittlichen Ordnung zu entwickeln vermag.

Es gibt weder den naiven Wilden, wie ihn die romantische Literatur erfunden hat, noch die paradiesische Wildnis, von der die großstadtmüde Kultur von Defoe bis Gauguin träumt.

Simba, der Löwe, ist der Herr der afrikanischen Steppen und Savannen, weil er die stärksten Zähne und Krallen besitzt. Mit seinen Waffen allein begründet er die Herrschaft über alle anderen Raubtiere und über die Herden der Pflanzenfresser. Aber auch Simbas jagendes Rudel untersteht dem unerbittlichen Gesetz der Steppe.

Wenn die Beute geschlagen ist, nimmt sich der stärkste Löwe seinen Anteil vom besten Fleisch, dann folgt der zweite der Horde und so fort bis zum schwächsten Glied. Den Rest, die Knochen, Gedärme und Sehnen, fressen die Hyänen, die beim Mahl der Löwen in achtungsvollem Abstand geblieben sind. Was die Hyänen übriglassen, nehmen sich die Schakale. Dann erst stoßen die Geier und Raben auf die zerstreuten Fetzen herab.

Unter allen Kontinenten hat Afrika die Herrschaft der ungebrochenen Natur am längsten bewahrt. In seinen Urwäldern, Steppen und Wüsten hat der Mensch bis weit ins 19. Jahrhundert unter

der erbarmungslosen Geißel übermächtiger Elemente alle Leiden erduldet, die Klima, Krankheit, wilde Bestien, riesige Sümpfe, erdrückendes Dschungel und wasserlose Einöde über das Leben vernunftbegabter Wesen zu bringen vermögen. Die Natur hat Afrikas heimische Rassen nach ihren harten und gefühllosen Gesetzen geformt und sie zu einem Stück der Natur gemacht.

Simbas Gesetz gilt in Afrika seit alters, auch für die Völker.

Als sich im ausgehenden 19. Jahrhundert die europäischen Großmächte auf die riesige Beute dieses Kontinents werfen, ist es, als unterlägen auch sie jener triebhaften Urnatur, als bräche durch die dünne Tünche der Kultur, die eine tausendjährige Geschichte hinterlassen hat, das Urzeitwesen, das nur das Gesetz des Stärkeren und nicht Sitte und Moral für sich anerkennt.

Europa kämpft mit Zähnen und Krallen um die besten Stücke aus Afrikas wehrlosem Leib, und es kämpft – wie Cecil Rhodes es klar erkannt hat – nach Simbas Gesetz . . .

Der britische Löwe ist der kraftvollste innerhalb des Rudels, er reißt mit gepanzerten Krallen an sich, was er nur fassen kann. 1871 ist das Gebiet der Goldküste zur englischen Kolonie erklärt worden, 1887 haben sich die Briten zur Sicherung Adens und des Indienweges in Somaliland festgesetzt, ein Jahr später ist Gambia an der afrikanischen Westküste Britenkolonie. Wieder ein Jahr später pachtet die britische »Ostafrikanische Gesellschaft« die Küsten von Kenia und schließt Verträge mit den Inlandshäuptlingen ab. Die Verträge werden von der Regierung in London schon deshalb akzeptiert werden, weil damit der deutschen Ausdehnung im Norden Ostafrikas ein Ende gesetzt wird. 1891 erklärt England die Nigerküste zum Protektorat, das sich bald bis zu den Haussaländern und in das Reich Bornu ausdehnt. Im gleichen Jahr 1891 wird Njassaland im Osten Protektorat, und Deutsch-Ost erhält an der Südgrenze einen britischen Nachbarn. 1896 bekommt auch das Hinterland von Britisch Sierra Leone den Status eines abhängigen Gebietes.

So schreitet – wenn man den gewaltigen Besitz Südafrika und das wachsende Rhodesien hinzurechnet – der Angriff Englands auf die Länderscholle Afrika von allen Flanken gleichzeitig und kraftvoll voran.

Aber der britische Löwe ist nicht mehr allein an der Beute; der zweite des jagenden Rudels, der Franzose, schlägt überall dort,

wo ihm der Engländer nicht im Wege ist, die Pranken in das Fleisch Afrikas. Die Franzosen bauen, planen und gründen bereits Eisenbahnen im Protektorat Tunis und in der alten Kolonie Algerien; neuerdings spielt man mit dem Gedanken einer Transsaharalinie. Mit der Verwirklichung dieses Projektes werden freilich die Spekulanten an der Pariser Börse noch eine Weile warten müssen, denn 1881 geht die gesamte Erkundungsexpedition des Obersten Flatters bei Überfällen der Tuaregs unter.

Um die gleiche Zeit erhält Hauptmann Galliéni, der vom Senegal aus zum Niger vorstößt, von den schwarzen Häuptlingen der Manding-Stämme im Dorfe Bafoulabé die Konzession für eine Senegal-Niger-Bahn. Doch muß erst das Staatsgebilde des mauritischen Sultans Ahmadou zerschlagen werden, bevor die Franzosen wirklich Herren am Oberlauf des Nigers sind und die Bahn von Dakar nach Bafoulabé gebaut werden kann.

Immer tiefer durchsetzen französische Stützpunkte den Sudan.

Südlich von Ahmadous Reich, zwischen Niger und Elfenbeinküste gelegen, gibt es das Staatsgebilde des Sultans Samori. Es muß ausgelöscht werden, wenn die Kolonien Französisch-Guinea und Französisch-Westafrika proklamiert werden sollen.

Bei diesen Kämpfen inmitten eines wilden, unwegsamen Landes kommt es zu schauerlichen Szenen und Greueln, über die keine Zeitung Europas berichtet. Die Europäer sind von der gleichen Gnadenlosigkeit wie früher die einzelnen Häuptlinge:

»Die Jagd wurde fortgesetzt, das Großwild mußte sich immer weiter zurückziehen. In der Mitte der neunziger Jahre waren alle Städte Samoris besetzt, er wurde nach Süden abgedrängt, in Gebiete, die er kaum kannte, in undurchdringliche Wälder, die ihm fremd und unbegreiflich waren. Brandtrümmer und Leichen zurücklassend, zog er mit etwa zehntausend seiner Fußkämpfer und zweitausend Reitern dahin. Vor sich her trieb er eine riesige Viehherde, seinen Troß bildete die Bevölkerung seines Reiches, einige zehntausend Menschen, darunter ein Drittel Sklaven.
Hinter ihm her aber jagte eine Abteilung Franzosen, die aus neun Weißen und zweihundertzwanzig Senegalschützen bestand. Jeder von ihnen hatte hundertfünfzig Patronen und einen Reisevorrat für fünfzehn Tage ...[35]«

Beinahe um die gleiche Zeit zieht der französische Hauptmann Monteil vom Senegal zum Oberlauf des Volta und erreicht von

dort aus in kühnem Marsch den Tschadsee; der Rückzug führt über die Sahara nach Tripolis und Französisch-Tunesien. 1893 fährt ein Kanonenboot unter der französischen Trikolore den Niger aufwärts und landet Soldaten in Kabara, dem Flußhafen Timbuktus. Die kleine Schar Franzosen zieht in die einstmals so bedeutungsvolle Wüstenstadt ein und hißt auf der zerfallenen Bastion die Fahne der Dritten Republik.

Deutsche und Engländer haben als Forscher diese Gebiete entdeckt, Frankreich wertet jetzt ihre wissenschaftlichen Ergebnisse militärisch und politisch aus. Von der Westküste Afrikas, zugleich von seinem Nordrand am Mittelmeer und im Süden von Französisch-Äquatorialafrika aus wachsen die großen Teilstücke der Kolonien zu einem Ganzen aneinander; Mittelpunkt – der auch von den Deutschen und Engländern begehrt wird – soll der Tschadsee sein.

Frankreich ist an vielen Stellen tätig: 1884 erkundet Charles de Foucauld Marokko, 1885 wird das französische Protektorat über die Insel Madagaskar verkündet, das 1896 Kolonialstatus erhält. In Fernost werden Annam und Tonkin aus dem Leibe Chinas gerissen, 1885 bauen französische Ingenieure die erste Bahn in Indochina, und Kambodscha kommt unter französischen Schutz. Zur Sicherung der neugewonnenen wertvollen Gebiete im Fernen Osten braucht Frankreich ebenfalls Unterwegs-Stützpunkte. Deshalb wird der ostafrikanische Hafen Dschibuti zur Kohlestation gemacht und der Raum der 1864 gegründeten Kolonie Französisch-Somaliland wesentlich erweitert.

Während die großen, starken Länder sich die besten Stücke zueignen, müssen sich die jüngeren und schwächeren mit dem Abfall begnügen und häufig zurückweichen, wenn sich die Pranke eines stärkeren ausstreckt.

So ist es den Deutschen in Südwestafrika ergangen, wo man den Riegel von Betschuanaland vorgeschoben hat. Um Annexionsgelüsten der Großen zuvorzukommen, ist 1889 eine deutsche Schutztruppe unter Hauptmann von François in Südwest gelandet. Das Städtchen Windhuk wird zum Regierungssitz erhoben, den aufständischen Nama-Hottentotten und Hereros begegnet man mit scharfen, militärischen Maßnahmen, vor allem macht der Hottentottenführer Hendrik Witboi der deutschen Flagge zu schaffen. Trotzdem siedeln bereits die ersten deutschen Farmer im Land.

1891 übernimmt das Deutsche Reich Ostafrika als Kolonie. In

heftigen Kämpfen gegen wilde Negerstämme und aufsässige Araber dringt die schwarze Schutztruppe langsam ins Innere vor, gründet Stationen und baut Straßen, bis sie an der Kette der Großen Seen auf fremde Interessengebiete stößt. Deutschland muß sich in Verträgen gegen Portugal und Englisch-Nyassaland im Süden, gegen Belgisch-Kongo im Westen und Englisch-Uganda und Kenia im Norden abgrenzen.

Das kleine Togo, das 1884 durch Nachtigal für Deutschland okkupiert wurde, ist vorläufig noch Forschungsgebiet für Völkerkundler und Geographen, die weite Reisen ins Innere unternehmen. Als der Deutsche Gruner auf einer Expedition 1894/95 die Stadt Say am Niger erreicht, trifft er auf französische Truppen unter Kapitän Decoeur; zugleich dringen von der britischen Goldküste her die Engländer vor. So ist auch Togo – eingeklemmt zwischen Französisch-Dahomey und dem britischen Besitz – nur ein Überbleibsel vom Tisch der Reichen. In diplomatischen Besprechungen werden die Grenzen des deutschen Schutzgebietes gezogen.

Kamerun ist aus den Vertragsgebieten der deutschen Überseefirmen Woermann, Jantzen und Thormöhlen zur deutschen Kolonie geworden; erschlossen sind aber vorläufig nur ein paar Küstenstreifen und kleine Teile des Binnenlandes. Auch hier bemühen sich wissenschaftliche und militärische Gruppen um Erschließung und Kartographierung der unbekannten Zonen. Langsam beginnt die Kolonie vom Meer aus ins Land zu wachsen. Als 1893/94 die Expedition Üchtritz und Passarge den Versuch macht, den Tschadsee zu erkunden, muß sie schon am oberen Schari – im Grenzgebiet des Reiches Bornu – umkehren; denn um die Tschadseegebiete kämpft bereits ein stärkerer Löwe: Frankreich, das dort 1891 Fuß gefaßt hat, da es hier die Landbrücke zwischen seinen zentralafrikanischen Kolonien am Kongo und dem französischen Sudan sucht.

Den noch Kleineren bleiben nur die Brosamen, die ihnen die Gnade der Großen läßt. 1886 ist Spanisch-Guinea von engen Grenzen eingeschnürt, nachdem 1885 Rio de Oro von Frankreich als spanisches Protektorat akzeptiert worden ist. Die alten portugiesischen Kolonien, wie Angola und Mozambique, werden mit einigen Abstrichen in gnädiger Laune genehmigt.

Zornigen Aufruhr erregt unter dem Rudel das Auftauchen eines neuen Partners: 1882 gelingt es Italien, das gleichzeitig mit Deutschland seine Einigung erlebt hat, sich am Roten Meer fest-

zusetzen. 1884 dehnt Italien seine Herrschaft über die Burihalbinsel im Norden Abessiniens aus, am 8. Februar 1885 besetzt es die Hafenstadt Massaua und befestigt sie.

Das Unternehmen gelingt, weil um diese Zeit der Mahdistenaufstand die Kraft Abessiniens bindet und die Aufmerksamkeit Englands und Frankreichs ablenkt. Aber noch ist nicht das letzte Wort darüber gesprochen, ob die Großen den fetten Bissen in den Fängen des Kleinen lassen werden.

England und Frankreich sind auch aus anderen Gründen nicht in der Lage, einzugreifen. Die Regierung Ihrer Majestät, der Königin von Großbritannien, erklärt durch den Mund des Staatssekretärs Sir Edward Grey,

»daß sie gezwungen sei, jedes weitere Vorrücken der Franzosen in Westafrika und im Sudan in Richtung auf den Nil nicht nur als inkonsequent und überraschend, sondern auch als ausgesprochen unfreundlichen Akt anzusehen . . .«

Die Verwicklungen nach der Besetzung Ägyptens, der Mahdistenaufstand und der Fall Khartums im Jahre 1885 haben den britischen Löwen gezwungen, vorübergehend vom ägyptischen Sudan abzulassen und sich zurückzuziehen. In den Leerraum sind die Franzosen vorgestoßen. Schon 1864 ist Französisch-Somaliland entstanden, 1880 hat die Republik den Hafen Obok an der Roten-Meer-Küste und 1888 den geschützten Hafen Dschibuti annektiert. Die italienische »Campagnia Rubattino« erwarb von den Franzosen eine Konzession in Assab, legte 1885 Beschlag auf Massaua und gewann nach einer siegreichen Schlacht gegen die Heere des abessinischen Kaisers Johannes 1889 die italienische Kolonie Eritrea. Im gleichen Jahr folgte die Proklamation von Italienisch-Somaliland.

Grollend sah England diesen Besitzverschiebungen zu, an denen es sich wegen des Mahdistenaufstandes nicht beteiligen konnte. 1885 hatten die Engländer sich von der Somalilandschaft zurückgezogen und sogar die wichtige Stadt Harrar wieder freigeben müssen. Mit den zurückgehenden Ägyptern waren auch die Briten hinausgeworfen worden.

In Abessinien kämpft der englandfreundliche Kaiser Johannes verzweifelt gegen die Flut der vom Sudan eindringenden Mahdisten und muß gleichzeitig im Innern Kräfte bereithalten gegen seinen Konkurrenten und mächtigsten Vasallen, Fürst Menelik

Italienische Truppen auf dem Vormarsch während des Abessinienfeldzuges

von Schoa, der den Thron des »Löwen von Juda« begehrt und zur Erreichung seines Zieles die Hilfe der Franzosen und Italiener in Anspruch nimmt.

Die Somaliküste ist in diesen Jahren ein Dorado der europäischen Waffenschieber und Schmuggler. Einer der erfolgreichsten Händler mit Feuerwaffen und Munition ist der Franzose Arthur Rimbaud – später einer der berühmtesten Dichter Frankreichs. Er verkauft wie alle anderen Gewehre, die er für acht Franken aus den Pariser Magazinen erworben hat, für vierzig Franken an Ras Menelik weiter.

Frankreich erhofft sich ein Anwachsen seines west- und zentralafrikanischen Imperiums längs des Sudan bis zum Oberen Nil und zur französischen Somaliküste und wirbt deshalb um die Freundschaft des mächtigen Menelik.

Die West-Ost-Richtung der französischen Planung überschneidet sich mit der Süd-Nord-Achse der Kap-Kairo-Linie Englands. Eine starke französische Sudan- und Abessinienstellung aber gefährdet die britische Vorherrschaft in Ägypten und am Suezkanal und die Flanke Adens und des Indienweges.

1889 schlägt Kaiser Johannes von Abessinien die Mahdisten, dann wendet er sich – von England unterstützt – gegen die Italiener bei Massaua. Aber von neuem greifen die Mahdisten im Norden an, und Johannes eilt nach Metammeh in der Landschaft Galabat, wo am 7. und 8. März eine furchtbare Schlacht der wilden Völker über die Ebene rast. Kaiser Johannes siegt und bezahlt den Sieg mit seinem Leben.

Die Stunde Ras Meneliks ist gekommen. Mit Hilfe der französischen Waffen wirft er sich auf die ihm widerstrebenden Fürsten und Häuptlinge und kann sich im Frühjahr 1890 zum Negus Negesti, zum König der Könige, ausrufen lassen. Die Hauptstadt verlegt Kaiser Menelik II. in die zentral gelegene Hochlandstadt Addis Abeba – weit weg von allen europäischen Einflüssen.

Die Beziehungen zu den Italienern, die sich während der abessinischen Wirren an der Küste festgesetzt und Abessinien vom Meer abgeschnitten haben, verschlechtern sich rasch. Im Jahre 1895 rückt der italienische General Baratieri mit starken Truppenverbänden von Massaua aus in die Landschaft Tigre ein, wirft den Statthalter Ras Mangascha nieder und erklärt Tigre zum italienischen Protektorat. Der Kaiser Äthiopiens, Menelik II., ruft seine Völker zu den Waffen und rückt mit einem riesigen Heer über die Hochgebirgspässe heran.

Das Kampfgeschehen zieht sich um die Festung Makalle zusammen. Abessinische Lanzenreiter vernichten das vorgeschobene Bataillon des Majors Toselli, dann sammeln sich die Heere in der Ebene von Adua. Im Morgengrauen des 1. März 1896 wogt vor der phantastischen Kulisse der schroff abfallenden Berge eine urweltliche Schlacht über die Hochfläche. Phantastisch geputzte Panzerreiter, athletische Schwertkämpfer und zielsichere Pfeilschützen kämpfen auf abessinischer Seite neben wohlgeordneten Kompanien von schwarzen Gardeschützen, die mit französischen Feldgeschützen ausgerüstet sind.

Die italienische Armee flüchtet nach wenigen Stunden Kampf aufgelöst zurück, nur Reste erreichen die rettenden Festungen. Italien ist aus Abessinien hinausgeworfen, die Souveränität des äthiopischen Kaiserreichs wird von allen europäischen Mächten anerkannt.

In diesem Jahr 1896 haben die Engländer ihre Vorbereitungen zu einem Gegenschlag gegen den rebellischen Sudan getroffen. Ein anglo-ägyptisches Expeditionskorps unter General Kitchener sammelt sich in Unterägypten.

Zu gleicher Zeit gehen zwei französische Abgesandte von Dschibuti nach Addis Abeba, um Freundschaftsverträge anzubieten und den »Löwen von Juda« auf die Ankunft einer französischen Expeditionstruppe vorzubereiten, die quer durch Französisch-Afrika einen Weg von der Kongomündung zum Bahr el Ghasal und zum Weißen Nil nach Äthiopien bahnen soll. Ihr Anführer ist Hauptmann Marchand[36].

Der Heldenmarsch der kleinen Abteilung, die aus französischen Elite-Offizieren und hundertfünfzig Senegalschützen unter Führung Marchands besteht, führt den Kongo aufwärts, den Ubangi und Mbomufluß hinauf bis zur urwaldüberwucherten Wasserscheide am Bahr el Ghasal; die Stromfahrt durch fast unerforschte Gegenden, durch Kannibalenländer und Fiebersümpfe, die Wanderung durch Wälder, Savannen und Steppen, Papyrusdickichte und Lotosdschungel ist eine Odyssee, würdig dieser Zeit der Entdeckungen.

Am 10. Juli 1898 sieht Hauptmann Marchand mit dem abgerissenen Rest seiner Schar die Mauern der halbzerstörten Stadt Faschoda am Weißen Nil vor sich aufsteigen. Erst kürzlich sind Horden der Mahdisten stromauf gezogen und haben die Stadt geplündert.

Auf den lehmbeworfenen Türmen der Zitadelle hißt Marchand die Trikolore Frankreichs. Sein Teil des großen Auftrages ist getan, nun wartet er auf das Eintreffen der Hilfe aus Addis Abeba, wo seine Freunde Kaiser Menelik gewonnen haben und Marchand entgegenkommen sollen.

In den letzten Augusttagen 1898 landen einige den Nil heraufgekommene Feluken bei Faschoda. Die nubischen Bootsleute erzählen, ein riesiges anglo-ägyptisches Heer mit vielen Schiffen, Kamelkarawanen und Troßwagen nähere sich der Hauptstadt des Mahdi in Omdurman. Eine Entscheidungsschlacht stehe bevor.

Das ist keine gute Nachricht für Hauptmann Marchand. Wenn die Briten siegen, wird sich in den französischen Plänen manches ändern. Siegen die Mahdisten, so wird man mit fanatischen Angriffen der »Rachsüchtigen« rechnen müssen.

In aller Eile läßt Hauptmann Marchand die Zitadelle von Faschoda in notdürftigen Verteidigungszustand bringen. Anfang

September erhält er die Nachricht, daß die erwartete Schlacht am 2. September 1898 unter den Mauern von Omdurman stattgefunden habe; die Mahdisten seien vernichtet, und über der Stadt wehe der Union Jack neben der Flagge des Khediven.

Wenige Tage später blickt Hauptmann Marchand am frühen Vormittag voller Bestürzung nach Norden, wo an der Strombiegung von Melut die Kiellinie armierter Kanonenboote sichtbar wird. Im Fernglas erkennt er deutlich die ägyptische Fahne, die sich im matten Fahrwind bläht.

Eine Stunde später liegen die grauen Kriegsschiffe vertäut an der Nillände, zwei Bataillone ägyptischer Infanterie, eine Kompanie schottischer Hochländer und eine Batterie von Feldgeschützen gehen an Land. Das Kanonenboot mit der Kommandeurflagge macht genau vor dem Torturm der Zitadelle fest und richtet wie zufällig seine Geschütze gegen das Fort.

Ein britischer Offizier steigt zur Festung hinauf. Er überbringt Hauptmann Marchand die Einladung des Sirdars des Khediven, Sir Kitcheners, ihn auf seinem Boot zu besuchen.

»Mon général, ich bin Marchand, Hauptmann der französischen Artillerie, und auf Befehl der französischen Regierung hierhergekommen.«
»Hier gibt es keinen britischen General«, antwortet Kitchener, »ich bin Sirdar der ägyptischen Armee. Ich handle im Namen Seiner Hoheit des Khediven und der Hohen Pforte, die von ihren Hoheitsgebieten wieder Besitz ergreifen. Ich bin hierhergekommen, um die ägyptische Flagge zu hissen.«
»Mon général, Ägypten hat diese Gebiete aufgegeben und auf seine Souveränitätsrechte verzichtet. Frankreich hat die neuerdings erhobenen Ansprüche nicht anerkannt.«
»Welches sind Ihre Absichten, Hauptmann?«
»Ich erwarte die Instruktion meiner Regierung, mon général!«
»Sie wünschen nicht, nach Ihrer glänzenden Forschungsreise in Ihre Heimat zurückzukehren?«
»Non, mon général! Ich erwarte neue Anweisungen meiner Regierung.«
Kitchener überlegt. Das, was er sagen will, ist nicht leicht in Worte zu fassen.
»Verstehen Sie«, sagt er nach einer Pause, »daß dies zu einem Krieg zwischen Frankreich und England führen kann?«

Marchand verzieht keine Miene, er verbeugt sich und zuckt die Schultern. Kitchener weist wortlos auf seine zweitausend Mann, auf die Geschütze, Kanonenboote und macht eine unbestimmte Kopfbewegung gegen Norden, als wolle er an die bei Omdurman stehende riesige Armee erinnern.
»Hauptmann«, sagt er mit großem Nachdruck, »Sie sehen die Übermacht!«
Marchand pariert: »Übermacht, mon général, wird erst im Kampf bewiesen!«

Die beiden Vertreter ihrer Nationen verabschieden sich, ohne zu einem Ergebnis gekommen zu sein. Noch am Abend beginnt der Telegraf zu spielen. Morgen werden Paris, London, alle Städte der Welt ihre Schlagzeilen haben: Faschodakonflikt! Kriegsgefahr! Das Ringen um die afrikanische Vorherrschaft im Endstadium! Zwei Löwen stehen sich wegen eines Beutestücks fauchend gegenüber.

Die Stimmung in Paris und der französischen Republik ist nicht sehr englandfreundlich. Zu oft ist Frankreich in seinen kolonialen Revieren den Spuren des britischen Löwen begegnet. Doch die Regierung und ihr Außenminister Delcassé haben bereits ein großes Spiel begonnen, von dem die Völker noch kaum etwas ahnen.

1892 hat die übel beratene Regierung Kaiser Wilhelms II. das deutsch-russische Rückversicherungsverhältnis aufgegeben. Sofort springt das fast isolierte Frankreich in die Bresche und bringt das Bündnis Paris-Petersburg zustande. Eine geheime Absprache sieht vor, daß der Pakt durch ein herzliches Einvernehmen mit dem flottenmächtigen England gestärkt werden soll. Der Traum von der »Entente cordiale« geht seiner Verwirklichung entgegen.

»Sollen wir an Sedan oder an den Sudan denken?« fragt ein Pariser Regierungsblatt in diesen Krisentagen des ausgehenden Jahres 1898, und es gibt selbst die Antwort: »Revanche pour Sedan!«

Also der Rhein – nicht der Nil!

Am 4. November 1898 erhält Hauptmann Marchand in Faschoda den Befehl, sich auf den Heimweg zu machen und die Trikolore zu streichen. Marchand setzt seine kleine Truppe in Marsch nach den blauen Gebirgen des Ostens, nach Abessinien. Über Addis Abeba und Harrar erreicht er Französisch-Dschibuti.

Der Plan eines französischen Imperiums von der atlantischen bis zur indischen Küste Afrikas ist zugunsten der britischen Kap-Kairo-Konzeption aufgegeben worden. Ein englisch-französisches Abkommen setzt die Grenze Französisch-Äquatorialafrikas endgültig an der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo fest. Da der Name Faschoda als Inbegriff einer diplomatischen Niederlage in den politischen Sprachgebrauch eingegangen ist und die Beziehungen zwischen den beiden Ländern wieder vergiften könnte, läßt Lord Cromer, der allmächtige Statthalter Englands in Ägypten und im Sudan, den Namen Faschoda auf den Landkarten streichen und durch den alten nubischen Namen »Kodok« ersetzen.

Paris feiert die ritterliche Geste, und die Entente cordiale macht nochmals einen Schritt vorwärts.

Die Franzosen beginnen, die drei Blöcke ihres Kolonialbesitzes – Französisch-Kongo in Zentralafrika, die Senegal-Niger-Länder in Französisch-Westafrika und Tunesien-Algerien in Französisch-Nordafrika – zu einem Ganzen zu verschmelzen. Zentrum dieser französischen Welt in Afrika soll der Tschadsee sein.

Drei wohlausgerüstete, militärisch starke Expeditionen ziehen zum »Treffpunkt Tschadsee« aus. Foureau wird quer durch die Sahara gehen, Gentil vom Kongo ausziehen, eine dritte Gruppe kommt vom Senegal-Niger herüber.

Nach ungeheuerlichen Abenteuern treffen die drei Gruppen im Frühjahr 1900 im Reiche Bornu, südlich des Tschadsees, zusammen. Das Imperium Frankreichs im Herzen Afrikas feiert einen Triumph.

Jetzt kommt es darauf an, die Verbindungswege, vor allem in den Tuareggebieten der Sahara, zu sichern. Mit einem überraschenden Schlag bemächtigen sich die französischen Kamelreiter der Kette der Oasen. E. F. Gautier schreibt:

»Man weiß, daß jede Oase ihre Nomaden als offizielle und wohlbezahlte Beschützer hat. Da unten in der Wüste knüpfen sich zwischen der schönen Oase und den gefährlichen Banditen ähnliche Bande, wie sie auf unseren äußeren Boulevards zwischen den Mädchen und ihren Apachen bestehen. Seit dem Tage, da diese Oasen französische Garnisonen wurden, gab es keinen Zweifel mehr, daß man früher oder später mit den verdrängten Beschützern – den Tuaregs – handgemein werde.«

Der ausbrechende Kampf ist ein Krieg mittelalterlich gerüsteter Wüstenritter gegen eine moderne Armee. Die Tuaregs werden in die öden Gebirge – ins Tibesti, Hoggar und Air – zurückgeworfen, die Sahara öffnet ihre Karawanenpfade dem modernen Weltverkehr.

Die französische Mission unter Hauptmann Marchand erlebt unterdessen in Addis Abeba den Prunk der kaiserlichen Siegesfeiern.

Nach dem Sieg über die italienischen Truppen sind die Kriegerscharen der Amharas, Gallas, der Tigreleute und Danakils, geführt von ihren Fürsten, über die Gebirgspässe in die Landschaft Schoa zur neuen Hauptstadt hinaufgezogen und haben sich rings um Addis Abeba versammelt. Es hieß, der »Löwe von Juda«, König der Könige Menelik II., wolle seinem triumphierenden Volke ein Fest geben.

Steile Bergkegel, zackige Grate und dunkle vulkanische Gipfel begrenzen die Horizonte in gewaltigem Bogen, tiefblau wölbt sich der Himmel, von dem der Wind aus dem Landesinnern seit ein paar Tagen die schweren Wolken gefegt hat. Das Ende der Regenzeit ist gekommen. Unter den weitausladenden grünen Kronen der Eukalyptusbäume und Schirmakazien ducken sich die weißgekalkten Lehmhäuser, die primitiven Strohhütten und Viehkrale. Die niederen, holzgezimmerten Türmchen der Kirchen ragen mit ihren funkelnden Kreuzen aus der Flut der Schilfdächer. Der »Gibi«, der Kaiserpalast, steigt mit runden Türmen und zinnengekrönten Mauern hinter einer riesigen, steinernen Freitreppe auf. Massig wie ein Elefant thront er über den Rundhütten.

Von den Torwerken des Gibi aus schweift der Blick hinaus in das waldlose, weit sich hinziehende Hügelland. Am Stadtrand dehnt sich der große Versammlungsplatz. Scharen von Kriegern mit Weibern und Kindern, Verwandten und zahlreiche Neugierige aus den entferntesten Teilen des Reiches strömen durch die Gassen.

»Es ist ein buntes Gemisch von Angehörigen vieler Rassen, Völker und Stämme. Ein lautes Lärmen, Rufen und Schreien geht durch die große Menge. Wie das farbensatte Spiel der Meereswogen flutet dieses lebhafte Durcheinander mit der prächtigen Vielfalt der verschiedenen Trachten hin und her. Ein bezaubernder Anblick wie aus Tausendundeiner Nacht.

Plötzlich dröhnt von den vielen Bergspitzen, die die Stadt in weitem Kreis umgeben, der Donner der Kanonen. Ein tiefes Erschrekken geht durch das Volk; solches Gedröhn hatten die meisten in ihrem Leben noch nicht gehört ...[37]«

Die Krieger, die bei Adua die italienischen Batterien mit Speeren und Keulen gestürmt haben, freuen sich über den Donner und rühmen sich ihrer Taten.

Vom Gibi herab tönen Trompeten und Fanfaren: Das Fest beginnt. Aus den staubigen Straßen Addis Abebas naht der Triumphzug des Kaisers.

Die Dächer, Treppen, die Bäume, die Wegränder und die entfernten Flanken der Hügel sind mit dunkelhäutigen Menschen überschwemmt.

Das Lärmen der Heerpauken wird lauter, mit seltsam geformten, ornamentbedeckten Trommeln, Rasseln und Pfeifen vollführen die Musiker des Zuges einen infernalischen Krach. In wohlgeordneten Reihen marschieren die Krieger der Danakils in Leopardenfellen, weißen Umhängen oder auch nur mit Lendenschürzen bekleidet, mit langen Speeren und Rundschilden bewaffnet durch die Straße. Den Fußtruppen folgen Reiter auf kleinen, wendigen Steppenpferden, manche sitzen auf edlen Araberhengsten. Die Männer in den buntbestickten oder fellbedeckten Sätteln tragen mittelalterliche Rüstungen, Federhelme, bestickte Umhänge, dazu breite Schwerter, tauschierte Schilde. Das Zaumzeug der Rosse ist bunt und schellenbehängt, die Pferde der Vornehmen sind oft durch Kopf- oder Brustpanzer geschützt.

Die Trommlerkorps und Fanfarenbläser erregen ungeheuren Jubel. Die Wände der Lehmhütten zittern von dem Lärm, Staub hängt in schweren Wolken über den Schilfdächern.

»Es nahen in bunten, purpurroten und smaragdgrünen, goldstrotzenden Uniformen, mit den Löwenmähnen auf dem Haupt und den goldbeschlagenen Schwertern und Schilden an der Seite, die siegreichen Heerführer des Kaisers. Alle auf prächtigen, reichgeschirrten Pferden ...[38]«

In ihrem Gefolge schreiten die Minister und hohen Hofbeamten. Die geistlichen Würdenträger reiten unter gestickten Traghimmeln, unter Purpurschirmen und Baldachinen aus Straußenfedern; Pagen wedeln mit kostbaren Fächern, Diakone tragen Krumm-

stäbe aus purem Gold, kirchliche Sängergruppen intonieren festliche Choräle, Weihrauch wolkt auf.

Plötzlich sinken die Menschen wie hingemäht zu Boden. Es naht in goldknisterndem Mantel, die Krone auf dem hocherhobenen Haupt, Kaiser Menelik II. auf einem rotgolden gezäumten Schimmel. Ihm folgen in gebührendem Abstand Fürsten und Bischöfe des äthiopischen Reiches: jeder ein großer Herr mit eigenem Gefolge.

Draußen im riesigen Halbrund des amphitheatralisch ansteigenden Versammlungsraumes ist ein Thron aufgeschlagen. Pagen des höfischen Korps ziehen weiße Gazevorhänge um die Kaisertribüne; nach dem strengen abessinischen Zeremoniell darf kein Auge eines Sterblichen den »Löwen von Juda« beim Absteigen vom Pferd oder beim Hinsetzen sehen. Erst als Kaiser Menelik auf dem Thron Platz genommen hat, werden die Vorhänge beiseite gezogen. Ringsum wogt das nach Zehntausenden zählende Volk, stehen die Blöcke der Armee.

Der Negus spricht:

»Meine Heerführer, meine Soldaten haben das Große vollbracht. Der Kampf war ungleich – darum ist der Sieg um so höher zu werten. Unsere Krieger waren wie seit alters zumeist nur mit Lanzen, Dolchen, Pfeilen und Bogen bewehrt. Den einzigen Schutz schienen nur ihre Schilde zu bieten. Der Feind aber kämpfte mit seinen starken, europäischen Waffen, mit Gewehren, die den Krieger schon aus weiter Entfernung machtlos machen, mit Kanonen, deren Geschosse wahre Breschen in unsere Reihen legten. Trotzdem: All diese Waffen, gegen die es keinen Schutz gibt, konnten den Mut und die Kraft unserer Tapferen nicht bezwingen . . .[39]«

Menelik verschweigt seinem Volke die Tatsache, daß auch seine Feldherren über starke Abteilungen verfügt haben, die durch die Franzosen europäisch ausgerüstet waren. Aber er will das Selbstbewußtsein seiner Krieger nicht mindern.

Jubel umgibt den Thron des Kaisers. Wieder lärmen die Trommeln, schrillen die Pfeifen, rasseln die Klappern. Auf ein Zeichen feuern die Batterien von den Bergen, als gebe der Donner den Worten des »Löwen von Juda« Zustimmung.

Als sich der Tumult gelegt hat, ehrt der Kaiser die verdienten Heerführer, voran den Sieger von Adua, Ras Wolde Giorgis.

Als die Feier sich ihrem Höhepunkt nähert, gebietet der Negus abermals Stille und verkündet einen neuen Feldzug. Es wird gegen das geheimnisvolle Reich Kaffa im Südosten der Landschaft Schoa gehen. Kaffa ist seit Jahrhunderten ein von der Außenwelt völlig abgeschlossenes Staatswesen, beschützt durch Urwälder, Gebirge, ein Netz starker Wachttürme und die Todesbereitschaft seiner Krieger.

Die Leute von Kaffa sind hellhäutiger als die benachbarten Negerstämme, es sind Einwanderer aus Nubien und, wie es heißt, vielleicht Nachkommen der Alt-Ägypter. Der unsichtbare, mythische Herrscher des Landes wird von manchen für einen Nachkommen der Pharaonen gehalten, so wie der »Löwe von Juda« seinen Stammbaum auf König Salomon und die Königin von Saba zurückführt.

In all den Jahrhunderten ist es den stolzen Amharakriegern, den Heerscharen Abessiniens, niemals gelungen, Herren über Kaffa zu werden.

Jetzt aber, da die vielen erbeuteten Geschütze und Schnellfeuerkanonen in den Arsenalen von Addis Abeba bereitstehen, wird bald Kaffas letzte Stunde schlagen.

Die Stimme des Kaisers dringt weit über den Platz:

»Unsere Vorfahren haben unzählige Male versucht, den Gottkaiser von Kaffa zu schlagen. Ich befehle euch heute im Namen unseres großen Reiches, im Namen meines Volkes: Ziehet hin gegen Kaffa und besieget dieses Reich [40]!«

Und abermals jubeln die Tausende dem Kaiser zu, hunderttausend Speere heben sich, die Stimmen vereinigen sich in dem Ruf: Tod den Kaffitschos!

Kurz nach Ostern 1897 brechen die Abessinier gegen Kaffa auf. Der Sieger von Adua, Ras Wolde Giorgis, führt die Heerscharen an.

Im Lande zwischen den Dschimmabergen und dem Rudolfsee flammen die Alarmfeuer von den Bergspitzen. Boten aus der Kaiserstadt Anderatscha eilen mit den Befehlen des Gottkaisers von Kaffa von Dorf zu Dorf, laufen durch den Dämmer der Urwälder,

überqueren auf schwankenden Stegen die Ströme und klettern auf Bergpfaden in ferne Täler.

Tag und Nacht rufen die Baumstammtrommeln des geängstigten Volkes durch die unermeßlichen Wälder.

Das ferne Europa hört diese Trommeln im Urwald nicht. Es feiert die Weltausstellung in Brüssel. Puccini schreibt eine Oper »La Bohème«, in München wird der Justizpalast eingeweiht, Griechenland kämpft mit der Türkei um Kreta, in den USA wird McKinley zum Präsidenten gewählt, in Südafrika wird Lord Milner Hochkommissar, ein zielbewußter Vorkämpfer des Imperialismus, der sofort beginnt, Kriegsschiffe aufzubieten und Truppen rings um die Burenrepubliken aufmarschieren zu lassen. In Kaffa aber rollen die Trommeln, flammen die Feuer. In den Siedlungen verlesen die Ältesten den Aufruf des Gottkaisers:

»Woyébote! Höret! Alle Männer, gleich welchen Alters, sind zu den Waffen gerufen. Jeder aber, der das achtzigste Lebensjahr erreicht hat, auch Knaben bis zum achten Jahr, sollen und dürfen zu Hause bleiben. Ihr alle anderen aber kommt[41]!«

In den Städten und Dörfern der Kaffitschos holt man die uralten Waffen hervor – die Lanzen mit bronzenen und eisernen Spitzen, die Pfeile und Bogen, die Wurfkeulen aus Teak- und Ebenholz, die Schilde aus Nilpferdhaut. Bei den großen Wachttürmen, den Reichstoren an den wenigen Übergängen nach Kaffa, sammeln sich die Alarmmannschaften.

In der alten, heiligen Stadt Anderatscha verläßt Gaki Scherotscho, der Verborgene, der Göttliche, den zu sehen den Menschen versagt ist und der in der Öffentlichkeit nur im weiten, verhüllenden Königsmantel erscheint, den Inneren Palast und begibt sich, von weißgekleideten Priestern dicht umgeben, zum Tempel des Reichsgottes Hekko. Die Tausende liegen vor den Pforten des Sonnentempels auf ihrem Antlitz, um den Göttlichen nicht mit ihren Blicken zu treffen.

Im Innern des Heiligtums reicht ein Priester dem Großpriester eine Fackel, die am heiligen Herd des Kaiserpalastes entzündet worden ist. Mit der lodernden Flamme begibt sich der Würdenträger durch das bronzebeschlagene Tor des Tempels ins Freie. Auf dem Vorplatz ist ein Holzstoß aufgebaut und mit Öl übergossen. Der Priester entzündet den Scheiterhaufen, zum Zeichen, daß Krieg im Lande ist. Läufer aus allen Teilen des Reiches, aus

den Städten Dulla, Golla, Addo und Tatmara, von den Festungen Boscho, Boreto und Detscha, nehmen Glut vom heiligen Feuer und tragen es in eiligem Lauf in die Lande. Überall flammen Holzstöße auf, sie werden brennen, solange Krieg über Kaffa ist.

Vor dem Altar des Hekko kniet, bedeckt mit dem perlenbestickten, goldgrünen Mantel, die goldene Krone auf dem Haupte, Gaki Scherotscho. Über der Krone wippen Büschel weißer Reiherfedern, aus der Stirnplatte wächst das goldene Symbol der Urkraft, wie Schleier fallen Perlengehänge auf die Schultern. Es gibt uralte Prophezeiungen, daß Kaffa niemals besiegt werden wird, solange diese Krone nicht verlorengeht . . .

In vier gewaltigen Heersäulen führt Ras Wolde Giorgis die abessinischen Truppen an den Grenzfluß Omo. Dort drüben ragen aus dem Meer der Wälder die hohen Holztürme und die Palisadenzäune der Grenzbefestigung. Durch alle Täler rücken federgeschmückte abessinische Soldaten heran.

Nachts sieht man die Lagerfeuer der Kaffitschos am jenseitigen Ufer des Omo. Sie schlagen die Kesselpauken und Trommeln, und ihre Turmwächter lauschen auf das Lärmen der heranziehenden Gegner.

Als am folgenden Morgen die Dämmerung ihr Licht über das Gebirge gießt, ist die Welt in Regen und Nebel gehüllt. Dunstschwaden ziehen milchig durch die Schluchten. Die Sümpfe bleiben unter ausgedehnten Nebelbänken verborgen.

Erst gegen Mittag verzieht sich der Nebel, und endlich erkennen die Abessinier die in Schlachtordnung aufmarschierenden Heerhaufen der Kaffitschos.

Plötzlich ist die Welt voller schrecklichen Zauberwerks. Grelle Blitze fahren von der abessinischen Uferseite her aus den Wäldern. Krachen und Donnergrollen erschüttert die Erde, immer wieder zerschneiden rote und gelbe Flammen den Nebel, Pfeifen und Heulen ist in den Lüften. In den enggedrängten Blöcken der Kaffitschos sinken Dutzende von Kriegern blutig, zerfetzt zu Boden, ohne daß man einen Gegner, ohne daß man Speere oder Pfeile heranfliegen sähe.

Aufgeregt wogt das Heer der Verteidiger durcheinander. Sie wollen den Kampf – aber sie fürchten den unsichtbar zuschlagenden, feigen Tod, der durch die Luft kommt, ohne daß man sich wehren kann.

Als es Abend wird, weichen die Kaffitschos in die Wälder aus und geben den Stromübergang frei. Ras Wolde Giorgis befiehlt den Einmarsch ins Land der Kaisergötter.

Wieder ist es der Kampf eines altertümlich ausgerüsteten tapferen Volkes gegen die modernen Feuerwaffen. Als die Kaffitschos ihre Unterlegenheit auf dem Schlachtfeld begriffen haben, versuchen sie, den Gegner im Guerillakrieg aufzuhalten. Das Land besteht aus Urwäldern, Schluchten, Hochgebirgen und unwegsamem Dikkicht. Ein verbissenes, stummes Ringen um Leben und Tod hebt an – aber unwiderstehlich dringen die Truppen Ras Wolde Giorgis' vor.

Das Volk der Kaffitschos flüchtet noch tiefer in die waldreichen Einöden. Hunderttausende von Frauen, Kindern und Greisen verbergen sich in den schwer zugänglichen Hängen und im Dschungel, während die Männer noch immer verzweifelt kämpfen. Städte und Burgen werden im Sturm genommen, fruchtbare Täler, Kaffeepflanzungen, Felder mit Hirse, Weizen und Gerste fallen in die Hände der Abessinier. Ungeheuerliche Greuel geschehen an den Unterworfenen. Rauchwolken und die verwehenden Schreie der Gequälten bezeichnen den Vormarsch der Truppen des Ras.

Der Palast des Gottkaisers in Anderatscha wird geplündert, der Hekkotempel geht in Flammen auf. In der heiligen Stadt Schadda hausen die äthiopischen Horden mit wilder Freude an der Zerstörung; sie brennen den Kaiserpalast nieder und stürmen mit der Gewalt ihrer Kanonen den heldenhaft verteidigten Berg der Kaisergötter. Hier ruhen in tiefen Schachtgräbern – nach altägyptischer Weise – die toten Kaiser der Vorzeit in all ihrer Pracht, umgeben von den Opfergaben vieler Generationen.

Gaki Scherotscho, der lebende Kaisergott, ist mit einem Gefolge von Priestern und Fürsten rechtzeitig entkommen, aber die Späher der Amharas haben sein Versteck ausfindig gemacht.

Am 11. September versucht der Kaiser die gefährlich gewordene Zuflucht zu verlassen und reitet im Morgengrauen mit hundert Mann seiner Leibwache über die Brücke am Woschofluß. Plötzlich stehen feindliche Krieger vor ihnen. Gewehre richten sich auf die überraschte Schar. Der Führer der Vorhut reißt den Königsmantel von Gaki Scherotschos Schultern. Das Gefolge des Kaisers wirft sich zu Boden, statt zu kämpfen, da es sterblichen Menschen versagt ist, den Gott zu schauen.

Kampflos gerät der letzte Kaiser Kaffas in die Gefangenschaft der Abessinier.

Der letzte Akt dieser afrikanischen Tragödie spielt im Gibi zu Addis Abeba. Wieder sind Zehntausende zum Kaiserpalast geströmt, während der Negus Negesti in feierlichem Ornat, umgeben von seinen Fürsten und Heerführern unter dem purpurroten Baldachin in den Thronsaal einzieht. Hinter dem Kaiser sieht man den Sieger Ras Wolde Giorgis und den Schweizer Alfred Ilg, der als Staatsrat und Berater Meneliks großen Einfluß besitzt.

Die schwere Kaiserpauke dröhnt aus der Halle und gibt das Zeichen zum Beginn der Unterwerfungszeremonie.

Draußen vor dem äußersten Tor des Gibi wartet der besiegte Kaisergott Kaffas, Gaki Scherotscho, mit seinen Würdenträgern, Generalen und den Hekkopriestern. Er trägt zum letzten Male den grüngoldenen Mantel, die seltsame Krone mit dem goldenen Stirnsymbol und dem hochragenden Federschmuck. Einer seiner Großpriester trägt dem Kaisergott das goldene Reichsschwert voraus.

Auf Befehl des äthiopischen Kämmerers pocht der Kanzler Gaki Scherotschos an das Tor. Als er dreimal im Namen seines Herrn um Einlaß gebeten hat, öffnet sich das Portal. Das Gefolge geleitet den Kaiser an das Tor des zweiten Hofes, wo sich die Zeremonie wiederholt. Endlich steht Gaki Scherotscho vor der Pforte zum Thronsaal.

Langsam drehen sich die goldbelegten Flügel in den Angeln, der Kaisergott betritt die Halle, in der man jeden Atemzug zu hören meint. Schweigend steht er, von seinem Gefolge verlassen, vor den Stufen des äthiopischen Thrones.

»In würdevoller Haltung erhebt sich Ras Giorgis und schreitet langsam auf Gaki Scherotscho zu. Er nimmt die uralte Kaiserkrone von Kaffa vom Haupt des Kaisergottes, den grünen, goldbestickten Mantel von seinen Schultern, das heilige goldene Schwert und übergibt mit feierlicher Geste diese Kleinodien des Kaiserreiches Kaffa seinem erhabenen Kaiser . . .[42]«

Der seiner Würde und seines Mythos beraubte Kaiser wird von Pagen mit der schwarzen Schama, einem schlichten Tuch umhüllt, auf den Nacken bindet man ihm einen Stein, das Sinnbild der

Unterwerfung. So führen sie ihn durch die Höfe zurück und nötigen ihn, sich noch einmal der Zeremonie des Eintrittbegehrens zu unterziehen. Durch die drei Tore des Gibi naht er nun als Büßer und Besiegter dem Thronsaal. Man zwingt den Erhabenen, sich vor dem Thron des Löwen von Juda zu Boden zu werfen und in der Sklavenhaltung auszuharren, bis Menelik II. die Einverleibung Kaffas in das abessinische Reich ausgesprochen und Gaki Scherotscho zu ewiger Gefangenschaft verdammt hat. Wieder tritt Ras Wolde Giorgis heran, befestigt an dem Halse des einstigen Kaisergottes eine lange, schwere silberne Kette, deren anderes Ende an einen Wachsklaven geschmiedet ist.

Bleich, gedemütigt, aber voller Würde, schreitet der Letzte eines uralten Geschlechts von Herrschern hinaus in die geschichtliche Nacht, in die auch sein Volk versunken ist.

Simbas Gesetz regiert über Afrika ...

Der Burenkrieg

Auf dem südafrikanischen Territorium hat in den Jahren nach dem Jameson-Einfall in Transvaal die Spannung zwischen Buren und Engländern nicht nachgelassen. Weiterhin gilt auch in diesem Teil der großen Bühne Afrika das Gesetz der Krallen und Zähne. Da es sich aber um einen Kampf zweier weißer Völker handelt, überfällt der Starke seine Beute nicht aus dem Hinterhalt; diesem Akt der Gewalt gehen all die traditionellen Zeremonien voraus, die Europa im Laufe einer vielhundertjährigen Geschichte für solche Gelegenheiten herausgebildet hat.

Diplomatische Winkelzüge, politische Intrigen, wirtschaftliche Zwangsmaßnahmen, offizieller Schriftwechsel und die publizistische Bearbeitung der Weltmeinung füllen die Zeit, bis die von der stärkeren der beiden Mächte planmäßig heraufgeführte Katastrophe der Öffentlichkeit zugemutet werden kann.

Cecil Rhodes hat nichts von seinen Plänen aufgegeben. Bald nach dem geglückten Matabele-Feldzug erklärt er, daß er sein Ziel »mit verfassungsmäßigen Mitteln« zu erreichen gedenke.

Nachdem der Skandal von Johannesburg dank der Entrüstung über die telegrafische Intervention des deutschen Kaisers glimpflich für Cecil Rhodes abgelaufen ist, kehrt er 1897, von Rhodesien kommend, nach Port Elizabeth zurück. Seine britischen Landsleute

bereiten ihm einen triumphalen Empfang und bieten ihm den Ehrenvorsitz in der 1896 gegründeten »Südafrikanischen Liga« an, deren Zweigvereine gegen Präsident Krüger und seine Transvaalrepublik agitieren.

Der Streit um die politische Gleichstellung der in Überzahl nach Transvaal eingeströmten Briten tobt nach wie vor mit heftiger Erbitterung; die schnellebige Zeit hat die Jameson-Affäre bereits längst zu den Akten gelegt. Der britische Kolonialminister Chamberlain stößt deshalb auf keinen Widerstand der Weltöffentlichkeit, als er Präsident Krüger unter dem Anschein des moralischen Rechts auffordert, nach London zu kommen, um die Frage des Bürgerrechts der englischen Einwanderer zu klären. Der bauernstolze Präsident lehnt die Einladung eines Mannes ab, der noch vor achtzehn Monaten den bewaffneten Überfall mit organisieren half. Krüger und seine Transvaalburen sind von einem solchen Mißtrauen gegen England erfüllt, daß es durch nichts zu beseitigen ist: Statt in dieser Phase der Entwicklung jede Versöhnungsmöglichkeit auszunutzen, bestehen die Buren starrköpfig auf ihrem formalen Recht und verlassen sich, im Bewußtsein ihres Sieges über Jameson, auf ihre Waffen.

Die wehrpflichtigen Bürger Transvaals werden mit neuen Mausergewehren ausgerüstet, die eine deutsche Firma liefert; auch die Munitionsvorräte werden in Deutschland eingekauft, die Firma Krupp sorgt für Feldgeschütze, mit denen ein modernes Artilleriekorps ausgestattet werden soll. Präsident Krüger läßt die Hügel rings um die Hauptstadt Pretoria nach den Plänen zweier deutscher Ingenieure befestigen.

Die Empörung über den Jameson-Einfall hat im benachbarten Burenfreistaat Oranje dem erst achtunddreißigjährigen National-Afrikaner Marthinus Theunis Steyn zum Wahlsieg über den englandfreundlichen Gegenkandidaten Frazer verholfen. Seit 1896 tritt der Oranjestaat eng und für die ganze Welt sichtbar an die Seite der Brüder von Transvaal. Ein »Ewiges Friedens- und Freundschaftsbündnis« kommt zustande; die bisher der Kapkolonie gehörende Eisenbahn wird in die Obhut des Oranjefreistaates genommen.

Auch die Oranjeburen kaufen zum Ärger der englischen Öffentlichkeit in Deutschland Mausergewehre und Geschütze. Die Offiziere und Mannschaften ihrer Artilleriebatterien werden von einem preußischen Major der Gardefeldartillerie ausgebildet. In Oranjeland und Transvaal tauchen immer häufiger deutsche Offi-

ziere und Unteroffiziere aus Deutsch-Südwestafrika auf, deren Tätigkeit von der britischen Presse bissig kommentiert wird. Die Beziehungen der Buren zum Deutschen Reich werden immer enger; am 29. September 1896 schließen Oranje und Deutschland einen Freundschafts- und Handelsvertrag.

Präsident Steyn läßt keinen Zweifel an seiner Einstellung zu England und den Vertretern seiner Kolonialpolitik. In einer am 25. Februar 1898 zu Bloemfontein gehaltenen Rede ruft er seinen Mitbürgern zu:

»Der Kapitalist ist der Fluch für dieses Land. Wenn wir einen Blick auf unsere Schwesterrepublik werfen, was sehen wir? Wenn der Kapitalist nicht seinen Willen bekommt, dann schließt er die Bergwerke und nimmt dadurch den Arbeitern das Brot. Der große Imperialist bedrückt den Arbeiter, mag er Bauer, Bergwerks- oder Eisenbahnarbeiter sein. Blicken wir nach dem Süden: Auch dort ist sein Wirken zu spüren. Mit Samtpfötchen hat er sich selbst in die Reihen des Afrikanerbundes eingeschlichen, zu dem einzigen Zweck, seinen Geldsack zu füllen. Er ist Ultraimperialist, aber wenn er seinen Willen nicht durchsetzen kann, wird er Republikaner, um dadurch Einlaß zu finden. Dieser große Imperialist ist auch der Vater des Rassenhasses im Lande . . .[43]«

Daß mit diesem Imperialisten Cecil Rhodes gemeint ist, kann niemand übersehen. Die Lage verschärft sich zusehends. Die Presseangriffe werden bedrohlicher. England hält die Öffentlichkeit für genügend vorbereitet, um die militärischen Maßnahmen vorwärtszutreiben.

Im April 1897 wird Sir Alfred Milner, ein gefürchteter Machtpolitiker, Kapgouverneur und Hoher Kommissar für Südafrika; von diesem Tag an läßt Sir Milner keinerlei Zweifel mehr über seine Burenfeindlichkeit aufkommen. Wenige Wochen nach seinem Amtsantritt erscheinen britische Kreuzergeschwader in der Delagoa-Bai, einen Monat später landen in Durban zweitausend Mann englische Truppen. In die befestigte Stadt Ladysmith, nahe den Pässen zwischen Natal und Transvaal, wird eine starke Garnison gelegt.

Gleichzeitig wird von den Zeitungen stärkeres und wirksameres Geschütz im Feldzug gegen die Buren aufgefahren; die Leitartikel verdächtigen das Burenvolk, zusammen mit den Deutschen die friedliche Entwicklung des Empire hintertreiben zu wollen.

Im Frühjahr 1898 wird Paul Krüger mit gewaltiger Mehrheit zum vierten Male zum Transvaal-Präsidenten gewählt. Das ist eine eindeutige Kampfansage gegen das Britentum.

Milner und Cecil Rhodes versuchen unterdessen, Einbrüche in die nationalburische Front der Kapkolonie und Natals zu erzielen. Einige Führer des Kapburentums, unter ihnen der alte Jan Hofmeyr, sind bereit, vor der Übermacht Englands zurückzuweichen; andere werden durch Ehrenstellen und Beteiligungen gewonnen. Bei allen Sympathien für die Sache Oranjes und Transvaals fehlt es am Kap an einer Partei, die stark genug wäre, den Briten Schwierigkeiten zu bereiten.

Milner und Rhodes haben Vollmacht, alles zu unternehmen, um die Dinge einer Entscheidung entgegenzutreiben. Die Fälle streunender Hottentotten oder Bantus, die bei Viehdiebstählen auf burischem Boden aufgegriffen und bestraft wurden, verwandeln sich in der britischen Presse in Beispiele himmelschreiender burischer Ungerechtigkeit oder burischen Rassenhasses, sofern die Festgenommenen oder Bestraften sich als britische Untertanen bezeichnen.

Am 18. Dezember 1898 schlägt ein Rowdy und Trunkenbold namens Edgar in einer Kneipe Johannesburgs den britischen Staatsbürger Forster mit Kinnhaken tot und verschanzt sich, mit einer Eisenstange bewehrt, in seiner Wohnung. Der Transvaalpolizist Jones, ebenfalls ein Engländer, der den Mörder festnehmen will, wird tätlich angegriffen und schießt den Verbrecher nieder. Das Ganze wäre ein gewöhnlicher Raufhandel, wie er in den Slums und Wellblechvierteln der Goldgräberstadt Johannesburg alltäglich ist. Aber der erschossene Totschläger besitzt einen britischen Paß, und seine Tötung wird auf Grund falscher Informationen von der britischen Presse als Musterbeispiel von Brutalität bezeichnet.

Die Erregung in der britischen Öffentlichkeit steigt aufs höchste. Hochkommissar Milner bereitet in London den Boden für entscheidende Veränderungen vor. Als er im Frühjahr 1899 zurückkehrt, wird ihm eine Petition mit über zwanzigtausend Unterschriften vorgelegt, in der »arme unterdrückte Ausländer« darum bitten, England möge ihre Rechte in der Transvaalrepublik schützen. Ein großer Teil dieser Unterschriften ist nachweisbar in den Kneipen- und Elendsvierteln Johannesburgs von Werbern der »Südafrikanischen Liga« erkauft worden.

Im taktischen Gegenzug bittet die Regierung von Pretoria die

wohlgesinnten Ausländer um ihre Unterschriften und legt bald darauf eine Liste mit dreiundzwanzigtausend Namen loyaler Einwanderer vor, die sich mit den Lebensverhältnissen Transvaals durchaus einverstanden erklären.

Um die Krise zu forcieren, schickt Sir Milner am 8. Mai 1899 ein Telegramm an die britische Regierung in London.

»Die Erniedrigung Tausender britischer Untertanen in die Stellung von Heloten untergräbt das Ansehen Großbritanniens in ganz Südafrika, die Gründe für eine Intervention sind erdrückend stark!«

Winston Churchill, der gerade ein Buch über die Ereignisse des Mahdistenkrieges und die Schlacht von Omdurman, an der er als Leutnant teilgenommen hat, in London zu Ende bringt, schreibt über die Lage:

»Die Buren behaupten, der lange Arm des englischen Imperialismus greife nun auch nach ihrem letzten Refugium – in Wirklichkeit aber nach ihrem Gold. Die Briten erwidern, Transvaal verwehre den modernen und produktiven Elementen, die neun Zehntel des nationalen Reichtums hervorbringen, die Bürgerrechte. Ein übler Zusammenstoß!«

Der Sommer 1899 verläuft in gespannter Atmosphäre. In Bloemfontein verhandeln Vertreter der Buren, geführt von Präsident Krüger, mit Sir Milner, doch die Besprechungen werden von Milner schroff abgebrochen. Diplomatische Noten gehen hin und her, und die Presse schürt weiterhin das Feuer der Leidenschaften.

Deutsche Ingenieure beginnen den Bau von Befestigungen rings um Johannesburg, neue Waffenlieferungen kommen aus Deutschland nach Transvaal, immer mehr freiwillige Offiziere und Mannschaften deutscher und holländischer Abstammung melden sich bei den burischen Truppenteilen. Selbst in der Kapkolonie werden geheime Waffendepots aufgedeckt und Verschwörerklubs ausgehoben.

Noch einmal macht Präsident Krüger, der einen Krieg auf jeden Fall zu vermeiden sucht, weitgehende Zugeständnisse in der Ausländergesetzgebung. Er schlägt die Einführung eines internationalen Schiedsgerichtes vor, das alle Streitfälle entscheiden soll.

Chamberlain beantwortet Krügers Entgegenkommen in einer

Rede, die er am 26. August anläßlich eines Gartenfestes in seinem Haus »Highbury« hält:

»Bei Herrn Krüger kommen die Reformen heraus wie Wasser aus einem Schwamm, wenn man ihn drückt. Aber er begleitet seine Anerbieten entweder mit Bedingungen, die unannehmbar sind, oder er lehnt es ab, uns zu gestatten, eine Untersuchung nach der Art dieser Reformen anzustellen. Der Sand der Sanduhr läuft ab; der Knoten muß gelöst werden, sonst werden wir genötigt sein, andere Wege einzuschlagen ...[44]«

Der nächste Fanfarenstoß kommt aus Deutschland, das den Buren eine Million Patronen schickt – ein Ölguß mitten ins Feuer!

Trotz dieser Geste dürfen die Buren kaum mit tatkräftiger Unterstützung von außen rechnen. Bei einem letzten Vermittlungsversuch in Kapstadt, bei dem auch Cecil Rhodes anwesend ist, erklärt der Führer der Nationalburen der Kapkolonie, Jan Hofmeyr, dem Oranje-Präsidenten Steyn:

»Auf unsere Sympathien können Sie rechnen, aber erwarten Sie keinerlei Hilfe von den Afrikanern in der Kapkolonie im Falle eines Krieges: Wir werden uns nicht erheben!«

Der Vertreter Transvaals in Europa, Dr. Leyde, telegrafiert nach einer Unterredung mit dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen aus Berlin an Präsident Krüger:

»Deutschland wird immer ein Freund der Burenrepublik sein, kann aber im Falle eines Krieges mit England nicht helfen, weil es über keine ausreichende Flotte verfügt ...[45]«

Auch die Nachrichten aus Frankreich sind wenig ermutigend; trotz Faschoda wird die französische Republik keinen Kampf mit dem englischen Empire riskieren.

Die siebentausend Mann britischer Soldaten in Südafrika sind bereits im August um zweitausend verstärkt worden, im September landen weitere zehntausend.

»Am 22. September wird in England die Mobilmachung eines Armeekorps für Südafrika befohlen, und am 28. September wird bekanntgemacht, daß der größte Teil dieses Armeekorps sofort

nach Südafrika abgehe. Daraufhin läßt die Regierung der Republik Transvaal den größten Teil der Wehrfähigen – etwa dreiundfünfzigtausend Mann – einberufen, um die Grenzen der Republik zu bewachen . . .[46]«

Am gleichen Tage, an dem England die Teilmobilmachung verkündet, gibt Präsident Steyn vor dem Volksrat Oranjes in Bloemfontein seiner Entschlossenheit Ausdruck, daß er bis zum Äußersten für die burische Sache einstehen werde.

»Ich verliere lieber die Unabhängigkeit des Oranjefreistaates in Ehren, als sie durch Unehre und Untreue zu behalten.«

Damit ist Oranjes Schicksal entschieden, es wird an die Seite Transvaals treten und kämpfen.

Am 9. Oktober glaubt Präsident Krüger den Knoten durchhauen zu müssen. Er richtet ein befristetes Ultimatum an England und fordert die Zurückziehung der aufmarschierten britischen Truppen. Chamberlain, Milner und Cecil Rhodes haben auf diesen Augenblick gewartet, der ihnen den Anschein des Rechtes gibt. Das Ultimatum wird abgelehnt, am 11. Oktober 1899 beginnt der Burenkrieg.

In diesen Oktobertagen erklärt Sir Michael Davitt, Mitglied des Unterhauses:

»Dies aber ist der Anfang vom Ende unseres Kolonialreiches und die größte Schmach des 19. Jahrhunderts[47].«

Die burischen Reiterkommandos ziehen über die Grenzen.

Schon am 11. Oktober fällt der erste Schlag, als ein Kommando unter dem Burengeneral Delarey bei Mafeking einen britischen Panzerzug mit Waffen und Munition erbeutet. Die Hauptmacht der Buren unter dem 68jährigen Generalkommandanten Piet Joubert überschreitet die Transvaalgrenze in Richtung Natal und überrennt die schwachen englischen Truppen.

Doch schon der zweite Sieg der Burenreiter bringt schwere Verluste. Beim Vorstoß auf die Eisenbahnstation Elandslaagte finden zahlreiche deutsche und holländische Kriegsfreiwillige den Tod. Auch der Führer des holländischen Korps, Dr. Coster, und Graf Zeppelin, der Adjutant des deutschen Truppenführers Oberst

Schiel, fallen. Erst als der Kommandant der Oranjetruppen, Christian de Wet, mit seinen Reitern und Feldgeschützen heranrückt, werden die Einheiten des englischen Generals Symons bei Nikolson Nek zurückgeworfen und müssen sich von allen Seiten auf das notdürftig befestigte Ladysmith zurückziehen, das von starken burischen Abteilungen umschlossen wird. General Symons und Hunderte von Briten finden den Tod, der Rest von etwa zehntausend Mann verteidigt verzweifelt die belagerte Festung.

Ganz Südafrika gerät in Aufregung. Ist es doch den tapferen Burenreitern innerhalb von zwanzig Tagen gelungen, den Gegner an allen Grenzen zu schlagen und seine Hauptmacht auszumanövrieren!

Aber in dieser Stunde des Triumphes zeigt sich wieder das alte Erbübel der Buren: die Uneinigkeit der Volksführer. Die Haudegen De Wet und Delarey sind für unaufhörlichen Angriff und Bewegungskrieg; auch der kluge und weitblickende, siebenunddreißigjährige Transvaal-General Louis Botha – ein Mann, der aus politischer Einsicht anfänglich gegen Krieg und Gewalt gewesen ist, jetzt aber seine Pflicht an der Spitze seiner Nachbarn tut – ist für tatkräftiges Zupacken. Aber vergeblich sucht er den schwerfälligen Piet Joubert zu bewegen, die Anfangserfolge durch einen entscheidenden Stoß zur Natalküste auszubauen. Er ringt Joubert lediglich die Erlaubnis ab, mit einem Teil der Reiterkommandos in Richtung auf Pietermaritzburg zu ziehen.

Am 31. Oktober treffen an der Tafelbai unter dem neuen britischen Oberbefehlshaber, General Buller, große Truppenverstärkungen ein, die sich sofort nach Norden in Bewegung setzen. Bei dem Transport befindet sich auch Winston Churchill als Korrespondent der »Morning Post«. Er gibt folgenden Lagebericht:

»Gerade am Tage unserer Ankunft, dem 31. Oktober, hatten sich bei Ladysmith verhängnisvolle Ereignisse vollzogen. Nahezu zwölfhundert Mann britischer Infanterie mußten die Waffen strecken, und der Rest der weitversprengten Truppen Whites flüchtete nach Ladysmith zurück. In aller Eile baute man die Stadt zu einem großen, verschanzten Lager aus und richtete sich, bis Ersatz eintreffen würde, auf eine lange Belagerungszeit ein, nachdem die Buren Ladysmith sehr bald von allen Seiten eingeschlossen und die Eisenbahnlinien unterbrochen hatten. Im Westen hatten unterdessen andere Burenaufgebote Mafeking und Kimberley eingeschlossen und trafen alle Vorbereitungen, die beiden Orte

auszuhungern. Schließlich waren die von Holländern bewohnten Bezirke der Kapkolonie am Rande eines allgemeinen Aufstandes . . .«

Die Lage verbessert sich für die Briten auch nicht, als General Buller in Gewaltmärschen nach Ladysmith eilt, um die eingeschlossenen Truppen herauszuhauen. Zweimal schlagen ihn die Buren, zuerst bei Colenso, später am Spionkop.

Nicht besser ergeht es dem britischen General Methuen, der Anfang November mit siebeneinhalbtausend Mann gegen das belagerte Kimberley im Westen vorrückt. Auch er wird unter schwersten Verlusten abgeschlagen und muß den Rückzug antreten. Vor der Diamantenstadt lodern in weitem Umkreis die Lagerfeuer der Buren des Kommandanten Piet Cronje. Die Briten in der Stadt hoffen vergeblich auf das Herannahen von Entsatz. Unter den Eingeschlossenen befindet sich auch Cecil Rhodes, der vom Kriegsausbruch in Kimberley überrascht worden ist.

In Natal schickt General Buller einen Panzerzug zur Erkundung gegen Estcourt vor, wo Truppenteile Louis Bothas stehen sollen. Als Reporter schließt sich auch Winston Churchill dem Unternehmen an. Der Panzerzug gerät in einen Hinterhalt und wird von den Buren umzingelt.

Kleine Feldgeschütze tauchen auf den Höhen auf, graugelbe Gestalten mit weiten Schlapphüten huschen und springen von Busch zu Busch. Die englische Kompanie wehrt sich vergeblich; Geschosse pfeifen und Granaten schlagen ein. Winston Churchill versucht, in Richtung auf die unwegsamen Schluchten des nahen Blaukrantzflusses davonzukommen, aber – so berichtet er –

»plötzlich sah ich auf der anderen Seite der Bahn, durch die Schienen und zwei Drahtzäune von mir getrennt, einen Reiter heransaloppieren, einen großen, dunklen Mann, das Gewehr in der rechten Hand. Er parierte das Pferd mitten im Galopp, schwenkte das Gewehr und rief mir etwas zu. Wir waren etwa vierzig Meter voneinander entfernt . . .«

Erst viel später wird Winston Churchill erfahren, daß dieser Mann, der ihn gefangennahm, Louis Botha selber war. Sein kurzes Kriegsabenteuer in Südafrika ist bitter zu Ende gegangen. Churchill wird mit einem Transport Gefangener in ein Lager nach Pretoria geschafft.

Zu seiner Beruhigung erkennt er, daß – wie meist in Kriegszeiten – die Wirklichkeit anders aussieht, als die leidenschaftlichen Zeitungsberichte melden. Anfangs befürchtet er, daß die als grausam und barbarisch verschrienen Buren ihre Gefangenen umbringen würden, aber bald muß er einsehen:

»Meine Besorgnisse waren ganz überflüssig gewesen. Das Leben eines Weißen zu vernichten, galt den Buren selbst im Kriege als etwas Beklagenswertes und Anstößiges. Auf vier Kontinenten, auf die mich der Krieg geführt hat, habe ich niemals gegen einen so großherzigen Feind gekämpft wie gegen die Buren.«

Der junge Reporter bleibt nicht lange Kriegsgefangener in Pretoria, sein Abenteurerblut hält die untätige Ruhe nicht aus. In einer gewagten Flucht durchquert er das scharf bewachte Transvaal, erreicht die portugiesische Grenze und kehrt in einem wahren Triumphzug in die Reihen der britischen Truppen zurück.

Die Zeitungen des Empire berichten mit Genugtuung über den erfolgreichen Handstreich Churchills, der einer der großen Familien des Landes angehört und ein direkter Nachkomme des Herzogs von Marlborough ist. Die öffentliche Meinung bedarf dringend dieses Lichtblickes vom afrikanischen Kriegsschauplatz. Noch immer siegen die Buren, sie haben Mafeking, Ladysmith und Kimberley fest in der Zange. In der Kapkolonie kommt es zu Aufständen. Der kühne Transvaalkommandant Delarey vernichtet bei Magerfontein eine Hochländerbrigade von tausend Mann. In Natal ist zu befürchten, daß die britischen Truppen an die Küste zurückgeworfen werden! Winston Churchill schreibt darüber:

»General Buller hatte Ladysmith nicht entsetzen können. Der deutsche Kaiser, seltsamerweise einmal freundlich gesinnt, hatte ein persönliches Handschreiben an die Königin Victoria gerichtet, worin es hieß: ›Ich kann nicht ewig auf dem Sicherheitsventil sitzen bleiben. Mein Volk verlangt Intervention. Ihr müßt einen Sieg erringen. Ich rate, Lord Roberts und Lord Kitchener nach Südafrika zu senden!‹
Ob nun auf diese Anregung hin oder aus anderen Gründen, jedenfalls wurde Lord Roberts am 16. Dezember zum Oberbefehlshaber in Südafrika ernannt und ihm Lord Kitchener als Chef des Stabes beigegeben . . .«

Für das ganze britische Empire ist die Niederringung der Buren zu einer Prestigefrage geworden.

Die zweite Phase des Krieges beginnt, als im Januar 1900 Verstärkungen aus England, Kanada, Indien, Australien, Neuseeland und anderen Teilen des Empire in Südafrika landen und das Zweigespann Roberts-Kitchener die Führung übernimmt. Fast hunderttausend Mann britischer Soldaten stehen nun auf afrikanischem Boden.

Eine schlagkräftige Armee setzt sich in Richtung auf Kimberley in Bewegung. Die vorauseilende Kavalleriebrigade sprengt den Belagerungsring und befreit die Eingeschlossenen, unter denen sich immer noch Cecil Rhodes befindet. Sogleich beginnen die britischen Truppen die Stellungen General Cronjes bei Magerfontein einzukreisen.

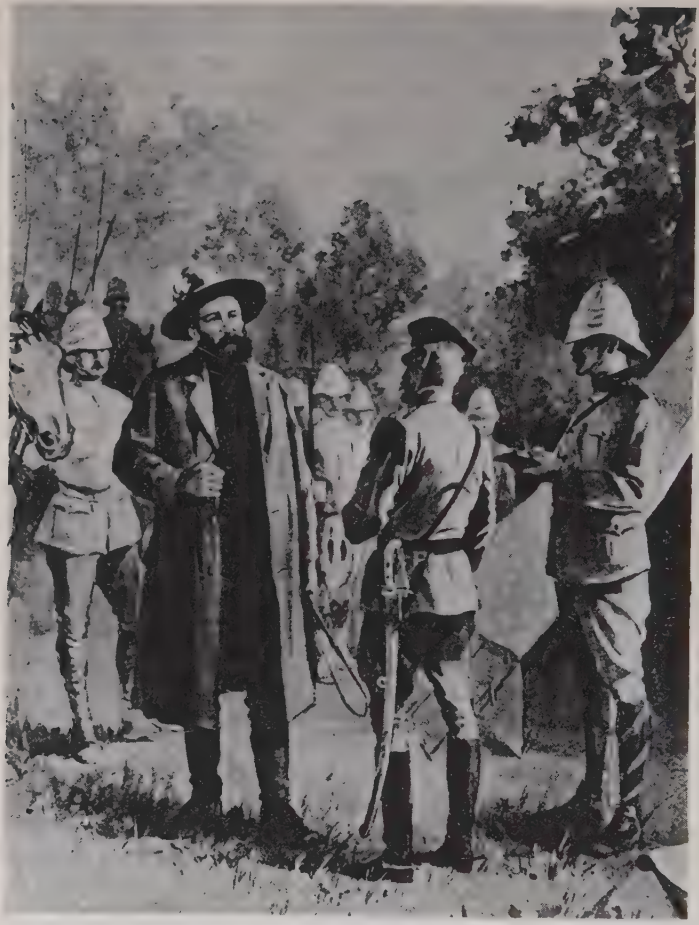
Der kluge Burenkommandant De Wet warnt Cronje rechtzeitig, aber Cronje bleibt hartnäckig:

»Habt ihr wieder die verdammte Angst vor den Engländern? Schießt sie doch tot und nehmt die übrigen gefangen[48]!«

Zu spät erkennt er, daß er mit seinen viertausend Buren mehr als vierzigtausend hervorragend ausgerüsteten Briten bei aller Tapferkeit nicht gewachsen ist. Zu spät bricht er am 16. Februar auf, gefolgt von einem ungeheuren Troß von Planwagen, Rinderherden, Frauen und Kindern, um nach Bloemfontein durchzubrechen.

Lord Kitchener läßt ihm durch rasche Reiterverbände den Weg verlegen und zwingt den Burengeneral, sich am Paardeberg zu stellen.

»So ziemlich alle Nachrichten stimmen darin überein, daß Cronje am Abend des 18. Februar völlig den Kopf verloren hatte.
Schon vorher war es zwischen ihm und dem deutschen Artilleriekommandanten Albrecht zu Zwistigkeiten gekommen, als letzterer die Besetzung der Höhen am Koedoesrand empfahl, Cronje jedoch die Hänge der beiden Flußufer halten wollte. Verschiedene Kommandanten empfahlen durchzubrechen, und das würde vielleicht auch gelungen sein, da mehrere Abteilungen sich durchschlugen und zu De Wet gelangten. Beispielsweise schwammen zweihun-



General Cronje ergibt sich dem englischen Kommandanten. Eine Szene aus dem Burenkrieg

dertfünfzig Mann des Generals Fronemann auf eigene Faust durch den Fluß, wurden zwar vom Feind umzingelt, erreichten aber mit einem Verlust von nur sieben Toten und sechzehn Verwundeten das Ziel . . .[49]«

Cronje ist völlig ratlos. Den Durchbruch lehnt er ab, weil er den Verlust des gesamten Trosses und die Aufgabe der Frauen und Kinder bedeute; ein Angriff ist nahezu aussichtslos, da mit jeder Stunde der Einschließungsring dichter wird und die überlegenen Engländer rings auf den Steppenhöhen weittragende Geschütze auffahren. Der deutsche Arzt Dr. Küttner, Mitglied der Expedition des Deutschen Roten Kreuzes, schreibt über den Kampf der Armee:

»Ich bin selbst Zeuge des schrecklichen Bombardements gewesen, dem die Buren in ihrem Lager am Modderfluß ausgesetzt waren. Lydditbombe über Lydditbombe, Schrapnells über Schrapnells platzten im Kampfgelände, das – in der Ebene gelegen – keinen Schutz hatte.
Welche Verwüstungen das englische Geschützfeuer anrichtete, habe ich nach der am 27. Februar erfolgten Übergabe der Buren an Ort und Stelle gesehen. Die Granaten lagen haufenweise, wo man hinsah, die meisten Wagen waren kurz und klein geschlagen, ein großer Teil durch die Lydditbomben verbrannt, tote Esel, Ochsen, Pferde und Maultiere verbreiteten einen furchtbaren Gestank; explodierte Munition lag in großen Haufen da, und zwischen all dem auf dem Boden verstreuten Trödel hinkten die armen verwundeten Pferde herum . . .«

Die Buren selbst hatten sich in den Geländefalten und Schluchten des Modderflusses tief eingegraben, ein ganzes System unterirdischer Bunker und Gräben war entstanden, so daß die Verluste an Menschen verhältnismäßig gering blieben. Als sich die Engländer auf Pistolenschußweite an die Schützengräben herangearbeitet hatten und jede Aussicht auf eine glückliche Beendigung des Kampfes für Cronje geschwunden war, ließ der Kommandant endlich die weiße Fahne aufziehen und übergab seine Heeresabteilung.

»Vom Lager der Buren her näherten sich langsam einige Reiter, unter denen General Pretyman zu erkennen war, dem Zelt Lord Roberts'. Neben Pretyman ritt ein Bure von typischer Erscheinung: Schlapphut, grauer Koller, Feldschuhe. Das Gesicht war braun, bis ins Schwarze spielend; kein Muskel zuckte in dem steinernen Gesicht. Das war Cronje, der eiserne Cronje! General Pretyman stieg ab und meldete Lord Roberts den Gefangenen.

Der General reichte seinem überwundenen Gegner die Hand und sagte: ›Sie haben wacker ausgehalten!‹ [50]«

Mit Cronje gingen mehr als viertausend Buren in die Gefangenschaft; folgenschwerer aber als der Verlust an Kampfkraft war der Schlag, den die Moral der kämpfenden Buren durch diese erste schwere Niederlage erhielt. Die Zuversicht der Bauernrepublik hatte den Todesstoß erhalten.

General de Wet schreibt später über diesen Tag:

»Cronje dachte sicher nicht an die Folgen seiner Gefangennahme. Er wußte nicht, daß er dem kriegerischen Mut vieler Bürger das Lebenslicht ausblasen würde und daß seine Katastrophe zum guten Teil die Ursache der unbeschreiblichen Panik in allen im Felde stehenden Lagern nicht allein hier, sondern auch in Colesberg, Ladysmith und Stromberg werden sollte . . . [51]«

Überall lösen sich die reitenden Kommandos der Buren auf; die Männer – aufgewachsen in der Weite und Freiheit des afrikanischen Veldts, ungewohnt der militärischen Disziplin und besorgt um Familie und Sippe – verlassen ihre Truppenteile, um daheim nach dem Rechten zu sehen und die Frauen und Kinder zu schützen. Der verzweifelte De Wet reitet in diesen Tagen zwei Pferde lahm, um die Nachbarn bei den Waffen zu halten. Schließlich gewähren Delarey und De Wet den Bürgersoldaten drei Wochen Urlaub. De Wet erklärt gereizt:

»Man kann keine Hasen mit unwilligen Hunden jagen. Lieber will ich zehn kampffreudige Männer als hundert unwillige . . .«

Am 13. März 1900 rücken Lord Roberts und Lord Kitchener kampflos in die Hauptstadt des Oranjefreistaates, in Bloemfontein, ein. In Natal geben die Buren ihre Pläne auf Ladysmith auf und ziehen sich hinter die Drakensberge zurück.

In rascher Folge gehen Johannesburg und Pretoria, die Hauptstadt Transvaals, verloren. Von Natal her dringt die Armee Fuller über das befreite Ladysmith gegen die Pässe der Drakensberge vor und entlang der Bahn nach Johannesburg.

Fanatische Buren haben die Sprengung der Goldbergwerke gefordert, aber der überlegene Kommandant Louis Botha hat die Verzweiflungstat mit dem Hinweis verhindert, daß auf jeden

Krieg ein Friede folge, an den man rechtzeitig denken müsse. Am 18. Mai ist Mafeking entsetzt worden, und am 24. Mai proklamiert Lord Roberts den Oranjefreistaat zur britischen Kolonie.

Transvaal ist allseits eingekreist und von drei überlegenen Armeen bedroht, deren Vormarsch die zerfallenden Burenkommandos nicht mehr aufzuhalten vermögen. England triumphiert und hält den Krieg für beendet. Von Bloemfontein aus erklärt Lord Roberts, daß alle Buren, die den Neutralitätseid leisten, die Gewehre niederlegen und friedlich in ihre Heimat zurückkehren, in ihrer Person und ihrem Eigentum unangetastet bleiben sollen. Viele Buren strecken daraufhin entmutigt die Waffen. Der Widerstandswille des Volkes scheint erloschen.

Der Gedanke an Friedensverhandlungen taucht auf, aber gleichzeitig vertiefen sich nochmals die Abgründe zwischen den Lagern. Die Einverleibung Oranjelands hat alle nationalen Leidenschaften hell entfacht, der flüchtige Präsident Oranjes, Steyn, ruft zu neuem Widerstand auf.

Die Engländer haben, um der wachsenden Unruhe in der Kapkolonie Herr zu werden, ein Hottentottenkorps aufgestellt, das unter zahlreichen Übergriffen gegen Weiße den westlichen Teil der Kolonie beherrscht; bei den britischen Truppen dienen zahlreiche Kaffern unter Waffen. Die Engländer lassen Schwarze gegen Europäer kämpfen. Anstatt die Farmen der Bauern, die sich ergeben haben, zu schonen, besetzt man sie, plündert sie und sichert sie mit schwarzen Polizeisoldaten. Hinter den Linien der Briten kommt es bald zu Mord und Totschlag.

Die englische Führung dehnt den grausamer werdenden Krieg auch auf den nichtkämpfenden Teil der Bevölkerung aus. In den unruhigen Gebieten treiben die Truppen alle Zivilisten zusammen und jagen sie ohne Hilfsmittel hinaus in das von Fieber verseuchte, durch Raubtiere gefährdete Veldt.

Haben bisher viele Buren für einen etwas abstrakten Freiheitsgedanken gekämpft, so werden sie jetzt zu Rächern persönlicher Unbill, zu wütenden Verteidigern ihrer Familien und ihrer Menschenwürde. Als weiße Kolonisatoren des Landes stehen sie gegen eine Macht, die sich um ihrer Herrschaft willen mit den Schwarzen verbündet hat.

Selbst in dieser Stunde höchster Verzweiflung und Gefahr bleiben die Buren dem Grundsatz treu, daß niemals Neger gegen

Weiße in den Kampf geführt werden dürfen. Als der Basutohäuptling Joel bewaffnete Hilfe anbietet, als die kriegerischen Swazis der Nord-Natalberge ein Bündnis mit ihnen schließen wollen, lehnen die Burenführer ab.

Unter dem Eindruck der rücksichtslosen Kriegführung der Engländer kehren viele Kleinmütige, die bereits den Kampf aufgegeben hatten, zu ihren alten Kommandos zurück. Sie kommen bei Nacht und zum Teil ohne Gewehre, aber in ihrem Herzen brennt der Todesmut des heiligen Zorns. Die Standhaftgebliebenen fordern die Bestrafung der Abtrünnigen, aber De Wet hält in seinem Lager eine Rede, in der er eine neue Art von nationaler Einigkeit und Abwehr begründet:

»Ihr wißt, Brüder, daß jedermann ein Gewissen hat; aber das Gewissen geht oft schlafen. So ist es schlafen gegangen bei vielen, als Lord Roberts Bloemfontein eingenommen hatte. Aber ich wußte, daß das Gewissen dieser Leute wieder erwachen würde.
Eine solche Schuld, meinem Land und Volk untreu geworden zu sein, möchte ich keinen Tag tragen. Darum sage ich, Brüder, diese Leute haben genug zu leiden.
Aber, Brüder, jeder Mann, der jetzt wieder zu uns kommt, der muß bei uns bleiben bis zum Ende.
Wir müssen kämpfen, bis unsere Kinder groß werden, wenn Gott es will.

Ich bin der letzte, der glaubt, daß es so lange dauern wird. Aber wenn Gott es will, müssen wir so lange kämpfen. Das ist unsere heilige Pflicht . . . [52]«

Langsam sammeln sich wieder schlagkräftige Reiterabteilungen aus Oranje und Transvaal, die Burentruppe wird besser organisiert, vor allem erhält fortan der Hauptkommandant das Recht, seine Offiziere selbst zu ernennen, damit wird das unsinnige Wahlsystem für Funktionen beseitigt, die nicht nach Beliebtheit, sondern einzig nach Eignung, Mut, Ausdauer und Kenntnissen vergeben werden dürfen.

Dieses neue Burenheer, dessen Abteilungen General De Wet im Oranjestaat, Delarey im westlichen Transvaal, Louis Botha im Osten und Viljoen und Müller im Norden führen, ist zwar nicht mehr in der Lage, große Feldschlachten und Belagerungen durchzustehen, aber es ist aktiv und stark genug, um durch unablässigen Kleinkrieg den Gegner seiner Siege nicht froh werden zu las-

sen und ihn zu zwingen, immer größere Aufwendungen zur Niederhaltung des eroberten Landes zu machen.

Die dritte Phase des Krieges hebt an.

Nach der vollständigen Besetzung der Bahnstrecke zur Delagoa-Bai meldet Lord Roberts nach London, daß »der Krieg praktisch beendet« sei. Dabei ist er gerade jetzt in sein grimmigstes Stadium eingetreten, wie sich bald erweisen soll.

De Wet, der riesenhafte, knorrige Bur mit den langen schwarzen Haupthaaren und dem grauen Bart, den klugen, von dunklen Brauen überschatteten Augen, geht wie ein ungreifbares Gespenst im Lande um. Mit kaum fünfzehnhundert wohlberittenen, zu allem entschlossenen Buren zieht er durch die weiten Gebiete Oranjes und taucht unerwartet an den entferntesten Plätzen auf.

Lord Roberts und Lord Kitchener machen mit beinahe zweihunderttausend Mann vergeblich Jagd auf ihn.

De Wets Erfolgsbilanz für acht Wochen sieht in den Überschriften der Weltpresse folgendermaßen aus:

31. Mai: Erbeutung von 26 großen Transportwagen bei Lindley und Gefangennahme von 400 Briten.
4. Juni: Erbeutung von 50 Transportwagen und Gefangennahme von 160 Hochländern bei Heilbronn.
7. Juni: Eisenbahn zwischen Kroonstad und dem Val auf 20 englische Meilen zerstört. Gefangennahme eines Bataillons des Derbishire Regiments bei Rhenoster. Gefangennahme von 160 Pionieren bei Roodeval.
12. Juni: Methuen erringt einen »vollständigen Sieg« über De Wet, versprengt dessen Truppen und stürmt sein Lager.
23. Juni: De Wet erneuert seinen Angriff auf die Eisenbahn bei Honningspruit.
7. Juli: Engländer nehmen Bethlehem und zwingen De Wet zum Rückzug.
8.–16. Juli: Engländer mit etwa 50 000 Mann schließen De Wet vollständig in einen Kessel ein.
17. Juli: De Wet durchbricht den Kessel mit 1 500 Reitern und entrinnt unter geringen Verlusten.
19. Juli: De Wet liefert den Briten ein Gefecht zu Palmiefontein.
20. Juli: De Wet schüttelt seine Verfolger ab.

21. Juli: De Wet erbeutet einen Eisenbahnzug mit wertvollen Armeevorräten und nimmt 100 Hochländer gefangen.
22. Juli: Eisenbahnlinien und Telegrafen von Pretoria zerstört.

Der »Daily Telegraph« schreibt zwischen Hohn und Verzweiflung:
»Immer De Wet! Der Mond geht auf, und die Leuchtsignale verkünden: ›Nehmt euch in acht! De Wet ist im Walde und kommt nach New Castle!‹ Die Sonne geht auf, und der Heliograph meldet: ›Seid sehr vorsichtig, denn De Wet ist in Bethlehem und wird versuchen, zwei Bataillone bei Ladysmith anzugreifen.‹ Im Dämmerschein wird das Signal gegeben: ›De Wet ist mit sieben Kommandos über den Cundycleugh-Paß gezogen und rückt gegen General Dartnell in Dundee vor.‹ Und dabei wird dieser De Wet seit Wochen von ganzen Armeekorps gejagt!«

Die »Daily News« machen den sarkastischen Vorschlag, De Wet einen Lehrauftrag für die britischen Kriegsschulen zu erteilen, damit einem fühlbaren Mangel in der Taktikausbildung der britischen Offiziere abgeholfen werde.

De Wet ist das Tagesgespräch der Weltöffentlichkeit, der Held aller Knabenträume. Seine Gefährten und Mitstreiter, die Freischarführer Delarey, Botha, Müller, Beyers und der unerschütterliche Oranjepräsident Steyn, der heimatlose, fünfundsiebzigjährige Präsident Ohm Krüger, der am 20. Oktober auf einem holländischen Kriegsschiff nach Europa reist, um Hilfe zu erbitten – sie alle sind die wahren Helden dieses Krieges, während die Sieger dem Haß und Hohn und der Entrüstung der neutralen Welt ausgeliefert werden.

In äußerster Erbitterung beginnt der englische Generalstab den endlosen und unabsehbaren Kampf mit Mitteln zu führen, die nach menschlichem Ermessen kein Volk auf die Dauer erträgt.

Lord Kitchener gibt Anweisung, die Farmen und Häuser der Buren grundsätzlich niederzubrennen, um dem Widerstand jede weitere Grundlage zu entziehen.

Der Feldgeistliche Kestell, der unter den Reitern De Wets mitzieht, schreibt darüber:

»In früheren Kriegen haben Basutos unser Vieh geraubt, unsere Häuser verbrannt, unsere Männer getötet, aber unsere Frauen und Kinder haben sie nicht angetastet. Es war dem britischen

Weltreich vorbehalten, auf der Höhe seiner Macht, seiner Bildung und seiner Aufklärung gegen Frauen und Kinder Krieg zu führen[53].«

Am 22. September 1900 ergeht der Befehl Kitcheners, die Familien der Buren, die noch Widerstand leisten, zusammenzutreiben und in Konzentrationslager zu bringen. Überall hinter den englischen Linien entstehen weite, von Stacheldraht umgebene Camps, in denen dürftige Baracken für die Frauen, Kinder und alten Leute der burischen Freiheitskämpfer aufgeschlagen werden. Die Bewachung der Weißen wird bewaffneten Kaffernabteilungen übertragen. Die Zahl der Lagerinsassen steigt innerhalb des nächsten Jahres auf 117 000 an, von denen an Cholera, Typhus und Unterernährung 26 370 sterben. Von Sonnenaufgang bis zur Dämmerung stehen die verhärmten Frauen und Mädchen der Buren in schweigenden, dichten Haufen hinter Stacheldraht und blicken hinaus auf das glühende Veldt, dessen staubumwehte Horizonte den fernen, verzweifelten Kampf der Männer verbergen. Aber nicht eine einzige Burenfrau unterzeichnet die von den britischen Offizieren vorgelegten Schreiben, durch welche die Reiter De Wets oder Delareys aufgefordert werden, die Waffen niederzulegen.

Es gibt auch in Oranje und Transvaal Schwachherzige, wie sie jedes Volk hat. Gleich nach der Einnahme von Pretoria haben die Engländer »Bürger-Friedenskomitees« gegründet, deren Buren-Mitglieder von den Kämpfern verächtlich »Hands-uper«, »Händeheber«, genannt werden. Die Komitees richten entmutigende Rundschreiben mit den Namen zerstörter Farmen und Berichten über die Leiden der Frauen und Kinder, Schilderungen der Vernichtung von Viehherden und Waffenniederlegungen an die Kommandos. Es gibt »Buren-Pfadfinder« in britischen Abteilungen.

Lord Kitchener erläßt am Weihnachtstag 1900 eine Proklamation, in der er allen, die die Gewehre abliefern, Straflosigkeit, Erhaltung ihres Besitzstandes und persönliche Freiheit verspricht. Er unterstreicht diesen Aufruf durch die Drohung, daß alle, die diesem Appell nicht folgten, vom 15. September 1901 an wie Banditen und Rebellen behandelt würden.

Der Erfolg bleibt aus, die Buren kämpfen weiter. Im Juli 1901 ergreift Lord Kitchener noch rigorosere Maßnahmen. Er teilt das ganze weite Land in Blockhauslinien ein; in den gefährlichsten Gegenden werden alle sechshundert bis dreitausend Meter feste Blockhäuser errichtet und mit Drähten untereinander verbunden,

so daß sich das englische Besatzungssystem wirklich wie ein engmaschiges Netz über Oranje und Transvaal auszudehnen beginnt. Berittene britische Truppen sollen versuchen, die burischen Freischärler in dieses Dschungel von Kastellen, Drähten und versteckten Batterien zu jagen und aufzureiben.

Auch dieser Taktik widerstehen die landeskundigen, listenreichen Buren, und aller Aufwand bleibt ohne Wirkung. Nacht für Nacht tauchen die verwilderten Reiter mit den wehenden Schlapphüten, den Bärten und den kreuzweise um die Brust gehängten Patronengurten an den Bahnstrecken, in den Ortschaften und englischen Stützpunkten auf. Brandröte steht am schwarzen Himmel, Schüsse peitschen, für einige Stunden der Dämmerung belebt sich das steinige Veldt, eine düstere Schlucht oder eine einsame Buschhöhe mit Scharfschützen, die plötzlich, beim Herannahen von Verstärkungen, wie vom Erdboden verschwunden sind. Man kennt keine Gnade.

Aber auch der Engländer schlägt brutal zu. Da liegt im Nordosten des Oranjefreistaates die schöne Farm von Lourens. Jan Lourens, der Bur, ist mit seinen drei Söhnen im Alter von vierzehn bis vierundzwanzig Jahren zu De Wet geritten. Auf dem weitläufigen Hof wohnen noch Frauen und zwei kleine Jungen unter zehn Jahren. Die Felder sind notdürftig bestellt, da viele der Kaffernknechte in den Kriegswirren davongelaufen sind; man hat nur ein halbes Dutzend treu gebliebene Kwenas, die schon in der zweiten Generation zur Farm gehören und die als Viehwächter die großen Rinder- und Schafherden hüten.

Bisher ist der Krieg an der Lourens-Farm vorübergegangen, da sie weit im Veldt liegt. Aber in der vergangenen Woche ist ein abgehetzter Burenreiter von Vrede herübergekommen. Mutter Lourens hat dem ausgemergelten, staubbedeckten und sonnengedörrten Mann die schmutzigen Verbände erneuert und ihm das Beste aus den Vorräten aufgetragen. Bei einer Flasche Kapwein hat der Burenreiter erzählt, ein englisches Kaffernkommando sei unterwegs, auch diesen Teil des Landes durchzukämmen. In Vrede und Harrysmith hausten die Kerle, wie eben Kaffern hausen, wenn sie sich als Herren fühlten. Die Viehherden würden niedergeknallt, die Häuser geplündert und abgebrannt, die Bewässerungsanlagen zerstört und die Frauen und Kinder wie Sklaven fortgetrieben.

»Kann uns De Wet nicht helfen?« fragt Mutter Lourens, aber der verwundete Bur schüttelt müde den Kopf.

»De Wet müßte überall zugleich sein«, sagt er, »es sind zu viele! Aber wir werden uns diesen Oberstleutnant Firman herausholen, der die Kaffernabteilung führt, und wenn sich der Kerl in die Hölle verkriecht. Einmal kommt er vor unsere Büchsen!«

Am Abend ist der Mann fortgeritten. Schweigend haben ihm die Frauen nachgeblickt, bis er hinter den violetten Staubschleiern des Veldts verschwunden ist.

Der 27. Juli 1901 ist ein kühler, verhangener Tag. Gegen Mittag kommt plötzlich Mathis, der Zehnjährige, aufgeregt in die Küche der Farm gestürzt. Er schleppt die alte Doppelflinte mit sich und ruft, ein großer Reitertrupp nahe von Südwesten. Die Mutter ist totenbleich geworden, sie entreißt dem Jungen die Büchse. Kaum hat sie die verbotene Waffe versteckt, als man draußen schon das Geschnatter von Kaffern hört.

Die schwarze Veldtpolizei der Briten hat den Hof besetzt. Die mehr als hundert uniformierten, gut berittenen Neger stehen unter Führung eines braunrot gebrannten englischen Offiziers.

»I am sorry, Mrs. Lourens«, sagt der Engländer und tippt mit der Reitpeitsche an den Tropenhelm, »aber es ist meine verdammte Pflicht, diese Farm auszulöschen und Ihre Familie mitzunehmen!«

Ängstlich drängen sich die beiden Töchter um die Mutter, die Knaben blicken trotzig, mit geballten Fäusten. Kein Bitten, kein Überredungsversuch, kein Flehen hilft. Der englische Oberstleutnant Firman hat seine strengen Befehle, die er durchführt.

Auf dem weiten Hofraum zusammengedrängt, müssen die Lourens zusehen, wie die Kaffern die Gebäude plündern, wie sie die Betten aufschneiden, die Geschirre, Geräte, Werkzeuge auf die Planwagen laden, die Vorräte in den Schmutz werfen, die Brennholzbestände anzünden und die Täfelungen von den Wänden reißen. Die Pferde sind ins grüne Weizenfeld getrieben worden, Neger hacken die Ostbäume um und verwüsten den Hausgarten, vom Backofen herüber hämmert der Schlag der Spitzhacken. Plötzlich beginnt ein wildes Geknalle in den Ställen und Viehpferchen; mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen sehen die Frauen, wie ihr Zuchtvieh, die Stiere, Kühe, Pferde, die Schweine, Ziegen und Schafe reihenweise zusammengeschossen werden, wie die Soldaten die Kadaver in die Brunnen werfen. Der mühsam errichtete Staudamm bei den Hirsefeldern fliegt mit dumpfem Explosionskrachen in die Luft, das kostbare Wasser verläuft sich im sandigen Veldt.

Draußen in der Grassteppe jagt eine Viehherde, von den getreuen Kwenas getrieben, mit aufgestellten Schwänzen davon,

Kaffern reiten mit geschwungenen Gewehren hinterher und feuern wahllos in die Herde.

Jählings schlagen Flammen aus den erntevollen Scheunen, und gelber Rauch quillt aus den verwüsteten Farmhäusern. Alles, was drei Generationen in harter Arbeit geschaffen haben, sinkt in Glut und Feuersturm zusammen.

»Und nun zu Ihnen, Mrs. Lourens«, hört die Mutter den Engländer sagen, »ich habe hier ein Schreiben, das ich Sie bitte, Ihrem Mann und Ihren Söhnen zu überbringen. Sie werden ihn schon zu finden wissen. Er steht doch bei De Wet?«

Frau Lourens liest mit tränenfeuchten Augen:

»Wenn Sie Mitleid mit Ihren Frauen haben, dann ergeben Sie sich der Übermacht und setzen Sie diesen nutzlosen Widerstand nicht mehr fort[54].«

»Sie können gehen, Madam«, schnarrt der Offizier, »wenn Sie wollen, können Sie diesen Esel dort zum Reiten benutzen. Den Rest Ihrer Familie werden wir in ein Lager bringen. Sobald sich die Lourens-Männer ergeben haben, werden Sie und die anderen frei sein – nicht eher.«

Mutter Lourens umarmt ihre Jungen und die Töchter, dann geht sie wortlos zu dem Grautier, schwingt sich in den Deckensattel und trabt hinaus in das Veldt, das bedeckt ist von den Kadavern der abgeschlachteten Herde.

Winston Churchill, der immer noch als Korrespondent der »Morning Post« über den Fortgang der Kämpfe berichtet, schreibt in diesen Tagen:

»Die Flammen des Partisanenkriegs loderten wieder und wieder weit hinter dem Rücken unserer Armeen in Gebieten auf, die man schon als völlig befriedet angesehen hatte. Dieser so endlos in die Länge gezogene Kampf zeitigte Übel abstoßendster Art. Der umherschweifende Feind trug keine bestimmte Uniform; er mischte sich unter die Bevölkerung, erhielt Unterstützung und Unterschlupf in Farmen, deren Besitzer den Neutralitätseid abgelegt hatten, und bald da, bald dort tauchte er zu ungestümem und blutigem Angriff auf eine ahnungslose Kolonne oder einen isolierten Posten auf.

Um seiner Herr zu werden, erachteten es die britischen Behörden für notwendig, ganze Distrikte von ihrer Einwohnerschaft zu säubern und die Zusammengetriebenen in großen Konzentrationslagern festzuhalten. Aber auch das Verfahren, die Farmen niederzubrennen, deren Besitzer sich als eidbrüchig erwiesen hatten, vermochte den erbitterten Widerstand der Buren nicht zu lähmen, sondern stachelte sie erst recht zu trotzigem Widerstand. Auf britischer Seite wieder war man mit Wut erfüllt gegen die Rebellen, die Eidbrecher und diejenigen Buren, die erbeutete britische Uniformen trugen . . .«

Die Streifzüge der Burenreiter dehnen sich wieder bis in die Kapkolonie aus. Im November 1901 überschreitet General Smuts mit einem Freischarenkommando die Grenze und vereinigt sich mit den Nationalburen von Maritz und Malan; fast dreitausend Mann operieren auf den Nachschublinien der Engländer in der nordwestlichen Kapkolonie – doch die Masse der Kapburen verhält sich still. Sie alle haben bereits so viel Wohlstand angehäuft, daß sie in dem aussichtslosen Kampf nichts mehr riskieren wollen, obgleich ihre Sympathien eindeutig auf seiten der Brüder von Oranje und Transvaal stehen.

Im ganzen Lande brennen die Farmen, sterben die Frauen und Kinder in den Lagern, werden Burenrebellen gehängt und gefangene Engländer standrechtlich erschossen. Es ist kein Krieg mehr, sondern ein teuflisches Wüten von Zerstörung und Mord.

Der kluge, politisch weitsichtige Louis Botha sieht den Untergang seines Volkes vor Augen und will retten, was noch zu retten ist. Am 28. Februar 1902 folgt er einer Einladung Lord Kitcheners nach Middelburg, um Friedensbesprechungen aufzunehmen.

Die Bedingungen sind hart: Die Burenstaaten sollen unter Aufhebung der Militärverwaltung englische Kolonien werden, für später wird ihnen Selbstverwaltung in Aussicht gestellt. Alle, die die Waffen niederlegen, sollen Amnestie erhalten, die Internierungslager sollen aufgelöst, die Gefangenen entlassen und das beschlagnahmte Privateigentum zurückgegeben werden. Von der Freiheit der Buren wird nichts mehr bleiben als die Zweisprachigkeit des Landes.

Um die Middelburger Bedingungen erhebt sich ein leidenschaftlicher Streit im Burenlager. Wochen gehen dahin voller geheimer Besprechungen zwischen politischen und militärischen Führern. Da der hartnäckigste Widerstandskämpfer und Kapitulationsgeg-

ner, Präsident Steyn von Oranje, von einem Gehirnschlag völlig gelähmt und unfähig zu sprechen daniederliegt und die Schreckensmeldungen aus allen Landesteilen sich häufen, setzen sich die entmutigten Transvaaler durch; die Volksführer treten in den Tagen vom 29. bis zum 31. Mai 1902 in dem Orte Vereeniging zur Entschlußfassung zusammen.

Noch am 6. Mai haben im südöstlichen Transvaal bewaffnete Zulukaffern sämtliche Männer des Burendorfes Vryheid getötet. Die Nachricht von dem Gemetzel und dem noch schrecklicheren Los der Mädchen und Frauen trifft die sechzig Vertreter des Burenvolkes mitten ins Herz. Vielen erscheint es wie ein Gleichnis, daß das ausgelöschte und vergewaltigte Dorf den Namen Vryheid, Freiheit, trägt.

Es muß ein Ende gemacht werden mit all dem Leid. Die Tragödie ist bei der letzten Szene angelangt, nun soll der Vorhang fallen.

Im Schatten der großen Mächte

Inmitten verbrannter Farmhäuser und verwüsteter Koppeln haben die Vertreter Oranjes und Transvaals ihre Feldzelte aufgeschlagen. In der notdürftig zusammengeflickten Stube eines halbverfallenen Hauses treffen sie sich zu ihren Beratungen. Von Anfang an wird klar, daß die meisten Transvaaler den Mut zum Weiterkämpfen verloren haben und bereit sind, die Middelburger Vorschläge anzunehmen. Das kleine, völlig vom Feind besetzte Oranje aber scheint noch immer vom Willen zum Widerstand beseelt. Der grimmige Riese De Wet spricht vom Aushalten und vom Kampf bis aufs Messer.

Doch selbst er, der schon zur mythischen Figur geworden ist, vermag die Männer nicht mehr fortzureißen. Sie denken fast alle wie der unerschütterliche, schweigsame Delarey, der in kargen Worten davon spricht, daß man am Ende sei und sofort Friede machen solle. Noch einmal versucht De Wet die anderen zu überzeugen, als er am Abend des 29. Mai das Wort ergreift. Er erinnert daran, daß nicht Überlegenheit an Truppen oder Waffen, nicht Größe und wirtschaftliche Hilfsmittel der Staaten, sondern einzig der feste Glaube und Wille ihrer Bürger über Sieg oder Niederlage entschieden; er erinnert an den Freiheitskampf der Amerikaner,

an Washingtons grimmigen Winter von Valley Forge, als die Freiheit Amerikas von ganzen siebentausend Mann abhing, und er meint, daß die Fortsetzung des Kleinkrieges England zu größerem Nachgeben und besseren Bedingungen zwinge. Das sei auch die Meinung der Delegierten in Europa, das schreibe auch der alte Ohm Krüger ...

Wieder gehen die Vertreter unschlüssig auseinander. Am 30. Mai vertritt als erster General Hertzog von Transvaal die Meinung, daß weitergekämpft werden müsse. Er fügt bedauernd hinzu:

»Mir tut es in der Seele leid, daß diese Versammlung überhaupt stattgefunden hat, denn sie gibt uns einen Genickschlag ... Nachdem jetzt General Botha seine Ansichten ausgesprochen hat, wird vielen Bürgern, die bisher noch Mut hatten, der Mut genommen, und selbst wenn wir beschließen weiterzukämpfen, werden Hunderte, vielleicht Tausende sich ergeben, die sonst bei uns geblieben wären ...«

Nach ihm erheben die Fürsprecher des Friedens ihre Stimmen. General Smuts, der mit seiner kleinen Abteilung in der Kapkolonie kämpft, betont, daß es sich hier um eine Angelegenheit des ganzen Volkes, nicht nur um eine militärische Beratung handle und daß man keinerlei Aussicht habe, die Kriegslage zum Besseren zu wenden. Weder in Europa noch in Afrika werde sich eine Macht gegen das Weltreich England erheben. Lukas Meyer, Mitglied der Transvaalregierung, tritt ebenfalls für den Frieden ein. Nach ihm erhebt sich Louis Botha. Er nennt nur nüchterne Zahlen, spricht von den 31 400 gefangenen Buren, den 3 800 Toten, den 26 000 in den Lagern verstorbenen Frauen und Kindern und den letzten 15 000 Kämpfern, die noch im Felde ständen, während Massen entwurzelter Familien heimatlos durch das verbrannte Land fluteten und den Kommandos zur Last fielen. England habe innerhalb von zwei Jahren 450 000 Mann Truppen und ungeheures Kriegsmaterial eingesetzt und 250 Millionen Pfund Kriegskosten aufgewendet, und es werde das Zehnfache aufbringen, wenn es sein müsse, weil es für England in Südafrika um Ansehen und Großmachtanspruch gehe.

Vizepräsident Burger von Transvaal unterstützt die Empfehlung Bothas. Erbittert stellt er fest:

»Es ist besser, sich unter eine fremde Flagge zu beugen und das Volk zu retten, als durch Fortsetzung eines sinnlos gewordenen Kampfes den Bestand des Volkes zu ruinieren . . .«

Abermals erhebt sich Louis Botha:

»Brüder!« ruft er, »im Augenblick können wir nicht anders, als uns beugen, wenn wir als Volk weiterleben wollen. England wird unsere freien Republiken in das größere Südafrika einbauen und uns zu Kolonialländern erniedrigen. Aber ich sage euch: Wir werden den Kampf gegen die Imperialisten weiterführen, nicht mehr mit dem Gewehr, sondern mit den Mitteln der Politik. Und da wir ein weißes Volk sind, wird uns Großbritannien eines Tages genau wie den Kanadiern oder Australiern den Status der Selbstverwaltung und des Dominions zugestehen müssen. Dann wird sich erweisen, daß England nicht Oranje und Transvaal annektiert, sondern daß die Buren von Oranje und Transvaal Natal und die Kapkolonie dazugewonnen haben!«

Wieder gehen die Delegierten unschlüssig auseinander. Während viele der Älteren schwankend geworden sind, scharen sich die jüngeren Leute immer noch fest um De Wet und fordern die unerbittliche Fortsetzung des Krieges.

Für den Morgen des 31. Mai stehen zwei Anträge zur Abstimmung: einer von Oranje gegen und einer von Transvaal für den Frieden. Da die Oranjeleute sich vermutlich geschlossen hinter De Wet stellen werden, ist der fast zur Sagengestalt gewordene Burenkämpe plötzlich zur Schlüsselfigur der Tragödie geworden.

Am frühen Morgen des Abstimmungstages erscheinen Louis Botha und Delarey im Zelt De Wets. Sie stellen ihm vor Augen, welches Unglück es für die Sache der Buren sein müsse, wenn nun in der letzten Stunde des Krieges eine Kameradschaft auseinanderfalle, die sich viele Jahre lang als eng und treu erwiesen habe.

»Wir müssen ein geschlossenes Ergebnis der Abstimmung erzielen, Christian!« ruft Botha beschwörend aus, »würde Oranje kämpfen und Transvaal die Waffen strecken, so könnte keine der beiden Parteien als kriegführende oder friedenschließende Macht anerkannt werden.«

Schwerfällig erhebt sich der große De Wet, sein Gesicht ist zerfurcht und grau von innerem Leid, von der Sonne verbrannt, vom Wissen um das Unabwendbare gezeichnet. Wortlos umarmt er Botha und Delarey; qualvoll kommt es dann von seinen Lippen: »Ich will es tun, ich will auch dies noch für mein Volk tun!«

Dann ruft er die Oranjevertreter in sein Zelt, setzt ihnen mit wenigen unverblümten Worten auseinander, daß der Krieg keine Aussicht mehr habe und daß man um Frieden bitten müsse. Der Feldgeistliche Kestell hat die ergreifende Szene im Zelt De Wets später beschrieben:

»Ich sehe ihn noch, den unbeugsamen Mann mit seinem undurchdringlichen Blick, seinem starken Mund und Kinn – ich sehe ihn wie einen Löwen, der in einen Hinterhalt gefallen ist. Er will nicht, er kann nicht, aber er muß den Kampf aufgeben. Ich sehe noch die finsteren Blicke der bisher unbeugsam gebliebenen Offiziere, die abgeordnet waren zur Erhaltung der Unabhängigkeit. Ich sah die Lippen beben von Männern, die nie im Leben vor dem Feind gebebt hatten . . .[55]«

Mit sechsundfünfzig gegen sechs Stimmen wird die Annahme der Friedensbedingungen beschlossen. Eine Kommission wird beauftragt, den Frieden, der die Aufgabe der Freiheit bedeutet, zu unterzeichnen. Der Krieg ist zu Ende.

Fast drei Jahre lang hat das kleine Bauernvolk dem britischen Empire Widerstand geleistet und ihm schwere Schläge versetzt; drei Jahre lang sind die Spalten der Zeitungen angefüllt gewesen mit Greuelberichten und Hetzartikeln, um die Kriegsfreudigkeit der Reichsvölker aufrechtzuerhalten; drei Jahre lang ist der Öffentlichkeit in den britisch beherrschten Ländern eingehämmert worden, welche Untiere und Schurken die Buren seien.

So ist es unmöglich, das Steuer der öffentlichen Meinung, die zu beeinflussen man so viel Geld und Geist aufgewendet hat, von einem Tag zum anderen auf Gegenkurs zu legen. Als Winston Churchill in einem Artikel der »Morning Post« für Milde und Versöhnung gegenüber dem endlich geschlagenen Gegner eintritt, stößt er auf lauten und leidenschaftlichen Widerspruch. Alle Zeitungen, Vereinigungen, Parteien und Politiker fallen über ihn her.

In seinem Memoirenbuch »Weltabenteuer im Dienst« schreibt Churchill später über diese Episode:

»Sir Alfred Milner, der Hohe Kommissar in Südafrika, zeigte mehr Einsicht. Er sagte: ›Als ich Ihre Erklärung las, habe ich mir schon gedacht, daß man darüber aufgebracht sein werde. Gewiß

sind alle Menschen hier unten auf die Gemeinsamkeit des Lebens angewiesen. Sie müssen vergessen und vergeben und zu einem einigen Land zu kommen suchen. Aber zur Zeit gehen die Wogen der Leidenschaften noch zu hoch. Menschen, denen Verwandte und Freunde getötet worden sind oder deren Heimstätten vom Feind besetzt waren, wollen von Milde nichts hören, solange keine Beruhigung eingetreten ist. Ich verstehe Ihre Empfindungen, aber ich halte es nicht für gut, sie jetzt schon zum Ausdruck zu bringen‹ . . .«

Trotz der Kriegsverluste und des tiefen Risses, der durch die Nation selber geht, erfolgt der Wiederaufbau des Burenlandes rascher, als zu hoffen war. England bewilligt nun drei Millionen Pfund zur Beseitigung der ärgsten Schäden. Der Kredit hat allerdings einen politischen Beigeschmack, da die englischen Bezirkskommissionen, welche die Gelder verteilen, die englandfreundlichen Buren vor den »De Wet-Buren« bevorzugen. Die Nationalburen erhalten Hilfe nur gegen hohe Zinsenlast. Im Zuge der gewaltsam vorangetriebenen Anglisierung wird auch das Versprechen, das Africaans in Schule und Ämtern zuzulassen, nur sehr fragwürdig erfüllt.

Diese Maßnahmen gegen die völkischen Belange der Buren tragen dazu bei, daß sich die Buren vom Kap bis zum Limpopo bald wieder als eine Einheit mit einer gemeinsamen Front fühlen.

Um für den Wiederaufbau des verwüsteten Landes Mittel zu gewinnen, die ohne politische Bedingungen und Diskriminierungen gegeben werden, reisen Burenführer wie Botha, De Wet und Delarey nach Europa und werden in Holland, Belgien und Frankreich, vor allem aber in Deutschland mit offenen Armen aufgenommen. Die Deutschen haben am Freiheitskampf der Buren den aktivsten Anteil genommen; Bücher, Zeitschriften und Jugendhefte sind voll von den Heldentaten De Wets und Delareys; fast in jeder Stadt gibt es neuerdings ein Gasthaus, das sich »Zum Burenhof« oder »Burische Freiheit« nennt. Der Deutsche Burenhilfsbund mit seinen Zentralen in München und Berlin und der Alldeutsche Verband rufen zu privaten Spenden auf. Im Oktober 1902 kann General Botha in Berlin mehr als eine Million Goldmark in Empfang nehmen.

Als Louis Botha die großherzige Spende überreicht wird, sagt er mit Tränen in den Augen: »Wer künftig in meiner Gegenwart etwas gegen die Deutschen sagt, wird mein Feind sein[56]!«

Dankbarkeit unter Völkern ist selten, doch in diesem Falle bewährt sie sich viele Jahrzehnte hindurch. Als 1919 in Versailles alle Siegermächte der Aufrechterhaltung der Hungerblockade gegen das besiegte Deutschland zustimmen, durchbricht einzig der südafrikanische Ministerpräsident Smuts die Front der Rache und schickt entgegen allen Beschlüssen als erster dem hungernden deutschen Volk Schiffe mit Nahrungsmitteln. Und auch 1945 ist es wiederum Südafrika, das als eine der ersten Nationen den Deutschen die Hand zur Versöhnung reicht.

Die politische Entwicklung in Südafrika mündet in ruhigere und durch die Machtverhältnisse vorgezeichnete Bahnen. Der alte Wunschtraum Cecil Rhodes' – die große Föderation der südafrikanischen Staaten unter britischer Führung – nähert sich ihrer Verwirklichung. 1903 gründet Milner die Südafrikanische Zoll- und Eisenbahngemeinschaft, der Kolonialimperialismus scheint auf der ganzen Linie gesiegt zu haben.

Um zu dem burischen Element ein Gegengewicht zu schaffen, fördern die britischen Behörden die Einwanderung britischer Untertanen; schließlich bringen sie Massen indischer Arbeiter und chinesischer Kulis für die Goldbergwerke nach Südafrika. Alle diese Maßnahmen verstärken immer mehr den nationalen Gegendruck der Buren.

Die Überführung des 1904 zu Clarens in der Schweiz verstorbenen Ohm Krüger und seine Beisetzung in Pretoria werden zur nationalen Kundgebung des ganzen Landes, 1905 kehrt der ehemalige Oranje-Präsident Steyn aus Europa zurück; Männer wie die Generäle Hertzog, Smuts und Botha beginnen ihre Rolle im politischen Leben des Landes zu spielen. Als der konservative Hochkommissar Milner 1905 Südafrika verläßt, naht für Transvaal die Stunde der Selbstverwaltung – 1906 wird ein eigenes Ministerium unter Leitung von Louis Botha gebildet. Im Jahr darauf erringt auch Oranje die Selbstverwaltung.

Der einmal begonnene Weg der Nationalisierung wird in folgerichtiger Entwicklung fortgesetzt. Die Führer des Afrikanertums, Botha, Smuts, und der Vorsitzende des Nationalen Afrikanerbundes, F. S. Malan, werden für den Plan eines Zusammenschlusses zur Union gewonnen. Am 12. Oktober 1908 tritt ein Nationalkonvent in Durban zusammen, der mit Unterbrechungen bis Mai 1909 tagt und die Grundzüge einer gemeinschaftlichen »Union von Südafrika« verfassungsmäßig festlegt.

Bei der Propaganda für diese Föderation spielt die zunehmende

Hetze gegen eine angebliche Bedrohung durch das deutsche Kaiserreich eine große Rolle. Initiatoren dieses Meinungsfeldzuges sind die Briten, deren Beziehungen zu Deutschland sich bedenklich verschlechtert haben. Die schwankende, zwischen Säbelrasseln und politischer Schwäche hin und her pendelnde Haltung des Reiches, das Flottenprogramm, der bedrohlich wachsende deutsche Handel, die sprunghaft anschwellende industrielle Konkurrenz der Deutschen und ihr Auftauchen auf allen britischen Märkten haben England 1904 veranlaßt, mit dem von Revanchegedanken erfüllten Frankreich eine »Entente cordiale« mit deutlicher Spitze gegen Deutschland zu schließen. Fortan sind die Deutschen die Schreckfiguren vieler britischer Zeitungen.

Dem Zeitungsleser Südafrikas wird eingehämmert, Kaiser Wilhelm II. strebe nach der Weltherrschaft, Deutsch-Südwestafrika sei die militärische Ausgangsposition für seine Eroberungspläne. Man liest in der »Kapstadt Times« Zitate von Nietzsche, Treitschke oder Bernhardi und patriotische Reden, die im »Alldeutschen Verband« gehalten worden sind; oft sind sie aus dem Zusammenhang gerissen und böswillig kommentiert. »In Deutsch-Südwest stehen dreißigtausend Mann marschbereit«, schreibt die englische Zeitung in Johannesburg. In Wirklichkeit umfaßt die dort stationierte Schutztruppe nur zweitausendeinhundert Mann.

Langsam und mit System wird die alte Freundschaft zwischen Buren und Deutschen untergraben.

Als die Nationalversammlung in Durban zusammentritt, veröffentlicht der »Daily Telegraph« angebliche Enthüllungen über die Vorgeschichte des Burenkrieges.

»Der deutsche Kaiser hat gleich nach Ausbruch des Burenkrieges von seinem Generalstab die Pläne zur Niederwerfung der Buren ausarbeiten und der englischen Regierung zustellen lassen; unter Verwertung dieser Pläne haben Lord Roberts und Lord Kitchener die Republiken niedergeworfen . . .«

Auch das Odium der Farmzerstörungen und der Konzentrationslager für Frauen und Kinder wird auf die Deutschen abgewälzt. Das Gefühl der Bedrohung wächst in Südafrika und mit ihm das Empfinden für die Notwendigkeit einer Union.

Am 31. Mai 1910 – dem Jahrestag des Friedensschlusses – tritt die Unionsverfassung in Kraft. Die Gebiete Transvaal, Oranje, Natal und Kapkolonie erhalten Dominionstatus und bilden einen

zentral regierten Einheitsstaat, dessen vier Provinzen nur in lokalen Angelegenheiten autonom sind. Außerhalb der Union bleiben die drei Eingeborenenprotektorate Basutoland, Swaziland und Betschuanaland. Die neue Union zählt innerhalb ihrer Grenzen 1,2 Millionen Weiße und 4,6 Millionen Farbige. Der erste Generalgouverneur, Lord Gladstone, betraut Louis Botha mit der Bildung des Ministeriums, dem auch die Burengeneräle Smuts und Hertzog angehören. In das erste Unionsparlament werden neben sechsundsechzig Nationalafrikanern nur zwölf Parteigänger der englischen Unionisten gewählt. Die Welt hat den Eindruck, daß die Buren doch noch den Krieg gewonnen haben.

In dem benachbarten Deutsch-Südwest haben sich die Verhältnisse nach zehn Jahren Schutzherrschaft anscheinend gefestigt. Im Jahre 1894 ist der Oberhäuptling der Namahottentotten, Hendrik Witboi, unterworfen worden; eine Eisenbahnlinie führt von der neuen steinernen Mole Swakopmunds nach der jungen, im Innern des Landes gelegenen Hauptstadt Windhuk, und zahllose Händler durchziehen mit Ochsenkarren die sandigen Pads, die Trockenflußbetten und Täler, um den eingewanderten Farmern und den Eingeborenen europäische Waren zu verkaufen und die Landesprodukte einzutauschen. In der Zeit nach dem Burenkrieg leben kaum achttausend Weiße im Lande einschließlich der Schutztruppensoldaten Major Leutweins.

Nach der Unterwerfung Hendrik Witbois sind fast zehn Jahre der Ruhe und des Friedens vergangen, als Ende 1903 im äußersten Süden des Landes, in Warmbad, ein einziger Funke den unter den Eingeborenen angehäuften Zündstoff zur Explosion bringt.

Es ist, als wehre sich das alte, sterbende Afrika noch einmal gegen die Absicht der Europäer, sie mit ihrer höheren Zivilisation zu erdrücken und sie mit mehr oder weniger Zwang in ein neues, »weißes« Zeitalter hinüberzutreiben. Die Anklagen, die im Süden der deutschen Kolonie die Namahottentotten, vor allem die Bondelswartes, einer ihrer Unterstämme, erheben, werden in vielen Teilen des Schwarzen Kontinents laut. Überall, wo der Europäer tatkräftig als Kolonisator und Kulturpionier auftritt, vollzieht sich der gleiche umstürzende Übergang.

Die Weißen verbieten den Krieg und die Fehde, die früher den Häuptling erst zum Häuptling gemacht und seinem Stamm Weideland und Sklaven eingebracht haben. Wohin sind Macht und Ein-

fluß der einstmals gefürchteten Stammeshäupter geschwunden? Aus absoluten Beherrschern, die wie die Götter Tod oder Leben verschenkten, sind Bezirksvorsteher geworden, die von den Beamten mit Herablassung behandelt werden. Kein Häuptlingsgericht darf mehr ein Todesurteil aussprechen. Was aber ist ein Häuptling, der nicht mehr Herr über das Leben seiner Untertanen und über Krieg und Frieden sein darf?

So klagen die Hottentotten, die Basutos und die Hereros.

Was ist aus dem alten Stammesrecht der Hereros geworden, das bei fast allen afrikanischen Völkern gültig gewesen ist, jenes Recht, nach dem Grund und Boden, Weide und Wasser Gemeineigentum zu gemeinsamer Nutzung sind? Der alte Oberhäuptling Samuel Maharero hat gegen bunten Kattun, gegen Gewehre und allerhand Tand weite Ländereien des Stammesbesitzes an die Deutschen verkauft. Die Fremden haben steinerne Häuser darauf gebaut und Drahtzäune um die Tränken gezogen und jagen die Herden des Stammes hinaus in die dürre Steppe. Sie sagen: Geht fort, dieses Land ist auf unseren Namen in das große Buch eingetragen! Die Hereros aber kennen kein Buch ...

Händler kommen ins Land und verführen die Männer und Frauen der Namas und der Hereros mit nie gesehenen Dingen, bis sie vor Begierde nicht mehr ein noch aus wissen und alles nehmen. Sie brauchen ja nur ihr Handzeichen unter ein Stück Papier zu malen und erst viel später zu bezahlen.

Natürlich bezahlen viele nicht, weil sie kein Geld haben. Da kommen wieder die Händler und bringen Polizeisoldaten mit, und sie machen sich bezahlt an den Herden, ja, sie treiben selbst die geweihten, die unantastbaren Ochsen fort, die dem allmächtigen Himmelsgott Ndjambi gehören.

Nirgendwo kann sich der Herero, der Hottentott oder der Bergdama, der Ambo, Orlam oder Bastard auf jenes alte Recht berufen, das von jeher in Afrika gegolten hat, das Recht der Ratsversammlung, der Geister und Götter, das Recht der Häuptlinge und Zauberer. Die deutschen Beamten sprechen Recht nach einem dicken Buch, das im fernen Deutschland für deutsche Bauern, Fabrikarbeiter und Regierungsräte gedruckt worden ist und das nicht auf die Hirten der Steppe, nicht auf die Krieger der Naukluftberge und die Kinder einer glühenderen Sonne paßt.

Die überkommene Stammeszusammengehörigkeit beginnt sich aufzulösen, seit die Krieger zu Farmknechten oder Bergwerksarbeitern, zu Bewohnern von Elendssiedlungen am Rande der

weißen Städte geworden sind und die alten Kulte und Religionsbräuche nicht mehr Anerkennung finden.

Düster und drohend wird die Stimmung unter den Eingeborenen, als es in Warmbad zu jener Auseinandersetzung zwischen einem deutschen Beamten und dem Häuptling der Bondelswartes kommt, bei welcher der Deutsche und der Häuptling das Leben verlieren. In wildem Zornausbruch werden die Trommeln gerührt, die Krieger tanzen den Kriegstanz und beginnen die Farmen der Fremden zu plündern.

Major Leutwein zieht in Eile den Großteil der Schutztruppe zusammen und marschiert südwärts, um das Feuer des Bondelaufstandes auszutreten. Seinem Verhandlungsgeschick gelingt es, die Häuptlinge Morris und Morenga davon zu überzeugen, daß Kampf den Untergang des Stammes bedeute. Am 27. Januar 1904 liefern die Bondelswartes zu Kalkfontein dreihundert Gewehre ab und kehren friedlich in ihre Weidegebiete zurück.

Als Major Leutwein mit den Schutztruppenabteilungen tief im Süden bei den Bondels weilt, sind die neuentstandenen deutschen Orte Okahandja, Omaruru, Outjo und Grootfontein ohne Schutz der Soldaten. Das ist der Augenblick, auf den die Speerleute der Hereros gewartet haben.

Die jungen Krieger bedrängen den Oberhäuptling Samuel Maharero, bis er schließlich den Befehl zum Aufbruch gibt. Am 12. Januar 1904 fallen die Hereros wie ein Blitz aus heiterem Himmel über die ahnungslosen deutschen Farmen und Ortschaften her. An einem einzigen Tag finden hundertdreiundzwanzig Farmer und Händler einen jähen Tod.

Mitten in diesem blutigen Morden erweist sich, daß die stolzen und gefürchteten Hereros bei aller Feindschaft gegen die Deutschen nicht ohne eine barbarische Ritterlichkeit sind. Manche deutsche Familie wird rechtzeitig von ihrem Hererohirten gewarnt, mancher deutsche Siedler von seinen dunkelhäutigen Arbeitern verborgen gehalten, und kaum irgendwo vergreifen sich die Hereros an Frauen und Kindern.

Die siegreichen Hererotruppen stürzen sich auf die festen Plätze des Landes, in die sich die am Leben gebliebenen Farmer und Händler geflüchtet haben. Mit mehr als sechstausend Gewehren stehen die Hereros vor Windhuk, Okahandja, Omaruru und Grootfontein.

Die wenigen Kompanien der Schutztruppe eilen in zermürbenden Märschen und Gewaltritten aus dem fernen Süden herbei, um

Eingeborenentanz

in wütenden Kämpfen Windhuk, dann Okahandja und schließlich – nach unendlichen Mühen und sagenhaften Heldentaten – das entfernte Omaruru und Outjo zu entsetzen. Die einzige in Südwest stehende Batterie Feldgeschütze bricht den Widerstand der tapferen Hereros und zwingt das Volk, nach Nordwesten auszuweichen. Ziel Samuel Mahareros scheint der Waterberg zu sein.

Inzwischen hat der Telegraf Truppenverstärkungen aus Deutschland herbeigerufen. Die Zahl der Soldaten wächst auf über dreitausend an, General Trotha führt sie.

Trotha hält sich an den von Kaiser Wilhelm persönlich gegebenen Befehl, mit den schwarzen »Mördern« nicht zu verhandeln, sondern sie zu vernichten. Das Friedensangebot Samuel Mahareros wird abgelehnt. Trotha führt seine Truppenabteilungen durch die heißen Durststrecken nach dem Waterberg, wo das Volk der Hereros schulmäßig eingekreist und zum Entscheidungskampf gestellt wird.

Dichter und dichter wird der Ring um die unzugänglichen Berge: Im grauen, buschbestandenen Veldt knattern die Gewehre, Kruppgeschütze grollen in den steinigen Tälern. Wochenlang wehren sich die Hereros mit dem Mute eines sterbenden Volkes und dem Bewußtsein, daß es um seine Existenz ringt.

Am 11. August 1904, kurz bevor General von Trotha zum Hauptsturm ansetzt, gibt Samuel Maharero Befehl auszubrechen. 40 000 Köpfe stark, mit Weibern, Kindern und Viehherden, ziehen die Hereros durch eine kleine Lücke des Umschließungsringes nach Osten ab. Dort aber öffnet sich ihnen nur die wasserlose Omaheke.

Der Todesmarsch der Hereros beginnt. Nachstoßende deutsche Reiterabteilungen finden die breite Fluchtbahn des Volkes gezeichnet von den Kadavern verdursteter Rinder, von den aufgequollenen Körpern der Schafe und Ziegen, von den Leichen der umgekommenen Frauen, Männer und Kinder. Die Spur verliert sich im weiten Sandfeld. Ein Rest des einst so stolzen und tapferen Volkes erreicht englisches Gebiet in Betschuanaland und wird dort aufgenommen. Aber die Stammesverbände haben sich endgültig aufgelöst, das Volk ist zu Treibsand geworden – künftiges schwarzes Proletariat, reif für die Riesenfarmen, die Bergwerke und Fabriken eines Afrikas von morgen . . .

Wenige Jahre einer ruhigen Entwicklung sind dem großen Kontinent vergönnt.

Das sich immer schneller und intensiver industrialisierende Europa, das begierig nach neuen Märkten und Rohstoffgebieten, aber auch nach geeigneten Aufnahmeräumen für seinen ständig wachsenden Bevölkerungsüberschuß sucht, kolonisiert mit ganzer Kraft auf dem weiten afrikanischen Feld. Seit 1904 haben die

Engländer den Baumwollanbau in Uganda und Kenia eingeführt, neue Kulturen werden auf den Hochländern Ostafrikas angelegt, immer mehr Deutsche lassen sich als Kaffee- und Baumwollfarmer, Erzeuger von Sisal, Mais, Reis, Erdnüssen und als Viehzüchter auf den Hochflächen des Binnenlandes nieder. In Kamerun entstehen riesige Bananenplantagen, weite Palmengärten, Kakaofelder und Kautschukwälder. Man entdeckt Gold, Eisen- und Zinnerz in Kamerun, Belgisch-Kongo und Französisch-Äquatorialafrika, Kupfer und Blei in Rhodesien. Es werden Bahnen, Straßen und Staudämme gebaut und weitere geplant, Flüsse schiffbar gemacht und neue Städte gegründet.

In Südafrika zieht die Industrialisierung ein, Rhodesien erhält seine ersten Kraftwerke und Bergwerksstädte, 1911 wird aus mehreren Eingeborenengebieten der neue Bezirk Nordrhodesien gegründet, die Landbrücke vom Kap nach Kairo ist fast fertig – nur Deutsch-Ostafrika unterbricht das britische Hoheitsgebiet.

Auch die Franzosen schließen ihre Besitzungen zu großen Landflächen zusammen und bauen aus den zahlreichen Ländern zwischen Dahomey, Guinea, Westsudan, Niger und Senegalgebiet das neue »Afrique Occidentale Française«, Französisch-Westafrika. Aus Gabun, Mittel-Kongo, Tschadseeland, Ubangi-Schari wird 1910 das große »Afrique Equatoriale Française« – Französisch-Äquatorialafrika. Die Belgier empfangen im Jahre 1908 aus den Händen ihres Königs Leopold die Kongokolonie, die mit ihren unerschöpflichen Bodenschätzen und Nahrungsreserven einen planmäßigen, machtvollen Aufschwung nimmt.

In Afrika aber knistert auch bereits die Atmosphäre von heraufziehenden Wettern. Im Jahre 1911 greift Italien übers Meer nach Tripolitanien und errichtet über dem alten türkischen Protektorat seine Kolonialherrschaft; 1912 erklärt Frankreich Marokko zum Protektorat. Da hier seit langem deutsche Firmen interessiert und mit hohen Kapitalien festgelegt sind, kommt es zu einem harten Zusammenprall der beiden großen Mächte. 1905 war bereits die erste Marokkokrise über die Bühne gegangen, 1911 folgt die zweite, die mit einem Rückzug der Deutschen endet. Frankreich blickt auch mit gespanntem Mißtrauen auf Italien und dessen Vordringen in Nordafrika. Allmählich klären sich die Fronten: Frankreich steht gegen Deutschland und Italien, England gegen Deutschland, dessen zunehmende wirtschaftliche und militärische, vor allem maritime Stärke den Briten als äußerst bedrohlich erscheint.

Die deutschen Kolonien sind völlig ungeschützt. Deutschland vertraut auf den Kapvertrag von 1885, der die Aussparung des afrikanischen Gebietes im Falle eines Krieges vorsieht. In den deutschen Kolonien gibt es weder Festungen noch Kriegshäfen, die Behörden haben weder Magazine angelegt noch ausreichende Truppen stationiert. Im Jahre 1914 zählt die Schutztruppe von Deutsch-Südwest 1603 Mann; in Deutsch-Ostafrika stehen ein paar hundert Mann Weiße und knapp 2 000 schwarze Askaris unter dem schwarzweißroten Banner.

Am 28. Juni 1914 funken die Telegrafenstationen aufgeregt die Nachricht in den Äther, daß ein serbischer Fanatiker den österreichischen Thronfolger in Serajewo ermordet habe.

Zwischen dem 28. Juli und dem 4. August jagen sich die Kriegserklärungen der europäischen Mächte; mit einem Schlage steht Europa in Flammen. Was wird in Afrika geschehen, das im Schatten der großen Mächte liegt?

Noch am 2. August telegrafiert das Kolonialamt in Berlin an die Gouverneure der deutschen Territorien: »Schutzgebiete außer Gefahr. Beruhigt Farmer!«

Europa wird also inmitten des nun entfesselten selbstmörderischen Wahnsinns doch Vernunft genug bewahren, nicht seinen schwarzen Schützlingen, die es vom Kriegspfad zum Frieden, vom Kannibalismus zu nützlicher Arbeit, von der Feindschaft zur Achtung des weißen Mannes geführt hat, das Schauspiel der Uneinigkeit und eines barbarischen Kampfes untereinander geben!

Die Neuzeit Afrikas

Nichts von dem geschieht! Der Schlag, der die Welt erschüttert, dröhnt auch über Afrika, die Illusionen fallen zusammen wie papierene Kulissen in lodernden Feuern. Anfang August überschreiten Senegalschützenkorps unter Führung weißer französischer Offiziere die Grenzen Togos; britische Kommandos aus Nigeria marschieren ein, und die hoffnungslos unterlegene deutsche Polizeitruppe kapituliert am 26. August 1914. Am 7. September rücken englische Kolonialtruppen in Kamerun ein und drängen die schwachen deutschen Kräfte auf spanisches Gebiet ab, wo sie im Februar 1916 die Waffen strecken.

Wie im Burenkrieg gibt es wieder Lager mit Stacheldrähten,

hinter denen weiße Männer von schwarzen Soldaten bewacht werden.

Am 19. September 1914 landen britische Truppen in der Lüderitzbucht in Deutsch-Südwest. Gleichzeitig entbrennt in der Südafrikanischen Union der Streit um die Kriegsteilnahme zwischen der Nationalen Partei und der englisch orientierten Unionspartei des Ministerpräsidenten Botha. Als das Unionsparlament am 10. September die Kriegserklärung gegen Deutschland beschließt, kommt es zu Protestkundgebungen der Buren. Die alten Haudegen aus dem Burenkrieg, Delarey, Christian de Wet, Beyers, Kemp, Müller, Maritz, Malan und Fourie, wollen sich auf die Seite der Deutschen stellen.

Aufstände flackern empor, aber die weitblickenden Politiker unter den einstigen Freiheitskämpfern, Botha und Smuts, behalten die Zügel in der Hand. Sie wissen, daß der Kampf des Reiches in Afrika wegen der mangelnden Flottenhäfen aussichtslos bleiben muß. Es gibt nur einen Entschluß: Deutsch-Südwest darf nicht englischer Besitz werden, es muß einst zur Südafrikanischen Union gehören.

Bei den inneren Kämpfen zwischen Aufständischen und Regierungstruppen finden Delarey, Beyers und Fourie den Tod. Die Unionstruppen aber überschreiten die Grenze bei Ramansdrift, der Krieg in Südwest nimmt seinen Anfang.

Am 12. Mai 1915 besetzt Louis Botha Windhuk, am 9. Juli des gleichen Jahres muß die durch Farbige und Farmer auf 3 500 Mann verstärkte deutsche Schutztruppe vor der zwanzigfachen Übermacht kapitulieren. General Smuts übernimmt den Oberbefehl über die Unionstruppen und führt sein Heer nach Deutsch-Ostafrika, in dessen Wäldern und Steppen immer noch heftige Kämpfe toben.

Der Kommandeur der deutschen Schutztruppe in Ostafrika ist der tapfere Paul von Lettow-Vorbeck, ein gewiegter Stratege und Taktiker, der mit seiner kleinen Truppe Taten verrichtet, von denen die ganze Welt spricht.

Am 14. November 1918 muß jedoch auch Lettow-Vorbeck befehlsgemäß die Waffen strecken. Die Briten gewähren ihm und den Deutschen in Anerkennung ihres ritterlichen Kampfes die freie Rückkehr in die Heimat.

Der Versailler Vertrag bestimmt, daß sämtliche Kolonien des Deutschen Reiches unter Völkerbundsverwaltung gestellt werden. Da aber die Sieger die bestimmenden Mitglieder dieses Völker-

bundes sein werden, wird den Siegern die Verwaltung der »Mandate« übertragen; und das bedeutet nichts anderes als eine Annexion der deutschen Kolonien durch England und Frankreich. Deutsch-Ostafrika wird zu einem Teil der Landbrücke Kap–Kairo und bildet die Kolonie Tanganjika; Kamerun geht überwiegend in französische Hände über, Togo wird zwischen Britisch-Goldküste und Französisch-Dahomey geteilt, Deutsch-Südwest kommt unter die Verwaltung der Südafrikanischen Union. Die Deutschen sind als Kolonisatoren Afrikas ausgeschieden.

Die Welt ist anders geworden nach der Sintflut des großen Krieges. Aus den Materialschlachten einer hochindustrialisierten abendländischen Menschheit, aus den Feuerorkanen einer entfesselten Technik haben die Großmächte der Zukunft ihre Riesenleiber emporgereckt und werfen nun ihre gigantischen Schatten über das verwüstete und erschöpfte Europa, das sich selbst mit der Bergeslast unlösbarer Probleme beladen hat.

Nicht das britische Weltreich und nicht das französische Imperium sind die wahren Träger der zukünftigen Geschichte. Das Schicksalsjahr 1917 hat eine neue Epoche eingeleitet. In diesem Jahr – in dem Rutherford die erste Atomumwandlung gelingt, Einstein die Plancksche Strahlungsformel beweist und Oswald Spenglers Buch vom »Untergang des Abendlandes« geschrieben wird – erfolgt der Kriegseintritt der USA und damit der Beginn des Aufstiegs einer transozeanischen Macht zur Weltstellung. Gleichzeitig erringt die bolschewistische Revolution in Rußland einen triumphalen Sieg. Von diesem Jahr an datiert der Anfang der Teilung der Menschheit in zwei entgegengesetzte weltanschauliche Lager.

Jetzt zeigen sich auch die ersten Anzeichen einer Erweckung der farbigen Völker zu politischem Bewußtsein. Im Vorderen Orient, in Nordafrika, Ägypten, Marokko und Algerien, sogar in Südafrika und in der Sahara sind die Menschen aufgestört und entsinnen sich ihrer nationalen und sozialen Rechte.

Das neue Weltbild der Relativitätstheorie und der Atomistik, die sozialistische Gesellschaftsform in der Sowjetunion, der Ehrgeiz Amerikas, als Vorkämpfer einer elektrifizierten, motorisierten und technischen Zukunft zu gelten, und der Beginn der Emanzipation der farbigen Welt sind die Fundamente der Zukunft. Die Vergangenheit, die mit Feudalismus, Monarchismus, Kapitalismus

und Imperialismus den Erdball beherrschte, ist zerschlagen und weicht einer Epoche, deren Umrisse sich zu formen beginnen.

Die übermächtige Vereinigung der britischen, französischen und russischen Weltreiche mit der Kraft vieler kleinerer Nationen gegen das von Österreich-Ungarn und der Türkei im Verhältnis nur schwach unterstützte Deutschland ging mit der sicheren Hoffnung auf schnellen Sieg in den Weltkrieg. Aber der unvorhergesehene Widerstand der Deutschen, ihre militärischen und zivilen Anstrengungen, ihre Tapferkeit und Ausdauer gaben den Dingen eine Wendung, die ihre Gegner zwangen, alle verfügbaren Kraftreserven zu mobilisieren.

Auch die Kolonien wurden herangezogen. Ganze Industriezweige wurden im kolonialen Raum aus dem Boden gestampft, Rohstoff- und Verarbeitungsbetriebe in jene fernen, der deutschen Einwirkung entzogenen Räume verlegt. Dabei blieb es nicht, man griff auch auf die großen Menschenreservoire der farbigen Länder zurück und warf Hekatomben von farbigen Soldaten auf den Kampfplatz.

Vom Senegal und Niger, aus Kenia und dem Sudan, aus Marokko und Algerien, von Indien und Neuseeland kamen Hilfstruppen, um an dem Bruderkampf der weißen Nationen teilzunehmen. Die Neger, Berber und Sudanesen erhielten nicht nur eine willkommene Ausbildung an den Kriegswerkzeugen einer bisher unzugänglichen weißen Welt, sie wurden zugleich angehalten, auf Europäer zu schießen. Die Wilden und Halbwilden machten die folgenschwere Erfahrung, daß auch der weiße Halbgott tot umfiel, wenn man ihm eine Kugel in die Brust schoß.

Und nach dem Krieg?

Als Sieger und Besatzungsherren an Rhein und Ruhr, als Bewachungspersonal in den Gefangenenlagern erfuhren die Schwarzen, daß auch die weißen Menschen Not, Hunger, Furcht und Entwürdigung erleiden. Sie wußten jetzt um die innere Schwäche, Problematik und Zerrissenheit der europäischen Welt.

Die nach Senegambien, Kenia, Uganda, Südafrika und zur Goldküste, nach Marokko, Algerien und Tunesien heimgekehrten Weltkriegskämpfer verspotteten den Mythos vom weißen Herrenmenschen, sie waren angerührt von Ideen, die Europa vor langer Zeit verkündet, aber noch nicht zu Ende gedacht hatte – von dem napoleonischen »Selbstbestimmungsrecht« der Völker, dem Ruf nach »Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit« der Revolution von 1789, den Gedanken eines Karl Marx und Friedrich Engels über

die Gemeinschaft der Unterdrückten aller Länder und vom Klassenkampf, der keine Rassenschranken kennt. Die hohen Forderungen einer gerechten und freien Demokratie waren in ihre Herzen eingezogen und veranlaßten sie, die koloniale Knechtschaft ihrer Heimatländer mit den Augen von Rebellen anzusehen.

In zunehmendem Maße waren farbige Studenten auf europäischen Hochschulen mit dem Wissen und der Ideologie des 20. Jahrhunderts bekanntgemacht worden; auch sie trugen den geistigen Sprengstoff nach Afrika und Asien.

Die schweren Aufbaujahre Europas nach dem Kriege bringen Afrika eine wirtschaftliche Hochblüte, der erhöhte Rohstoff- und Nahrungsmittelbedarf der verwüsteten und ausgehungerten Kriegsländer läßt einen Goldstrom in die afrikanische Plantagenwirtschaft fließen. Niemals vorher ist die Nachfrage nach Palmkernen und Palmöl aus Westafrika und den zentralafrikanischen Kolonien stärker gewesen. An Baumwolle können in kurzer Zeit Vermögen verdient werden, so daß im Sudan, in Nordalgerien und in Uganda bald neue Plantagenfelder von Horizont zu Horizont verlaufen. In Nigeria und dem Lande Ghana entstehen ausgedehnte Kakaopflanzungen. Da die Erdnußkulturen in Senegambien, Nigerien und Belgisch-Kongo sehr hohe Erträge bringen, stellt Britisch-Rhodesien einen gigantischen Plan für die Anlage meilenweiter Erdnußfelder auf; man hofft, einen großen Teil des englischen Fettbedarfs decken zu können. Auf der Suche nach kriegswichtigen Rohstoffen hat man in Belgisch-Kongo, Rhodesien, Südafrika und in anderen Teilen des Schwarzen Kontinents Erzlager, Kohle, Mangan, Chrom und Vanadium gefunden, deren Abbau immer stärker vorangetrieben wird. Überall sind Stichbahnen von den Küsten ins unwegsame Landesinnere gebaut oder doch schon vermessen; sie werden Innerafrika verkehrsmäßig erschließen und an die Weltmärkte angliedern.

Aber dieser Erdteil ist nicht mehr das Land, in dem es nur Herren und willenlose Knechte gibt. Hier und dort macht sich deutlich nationale und soziale Unruhe bemerkbar. Im islamitischen Teil Afrikas kommt es bald zu offener Rebellion gegen die Vorherrschaft der europäischen Kolonialmächte.

Das uralte Ägypten ist 1914 zum britischen Protektorat erklärt worden, seither hat sich die nationale Empfindlichkeit im Niltal vor allem an den Fragen der Verwaltung des Sudans, der Siche-

rung des Suezkanals und der außenpolitischen Handelsfreiheit Ägyptens immer mehr entzündet. Während des Krieges und nach dem Kriege sind nationalistische ägyptische Politiker deportiert oder verhaftet worden, es ist zu Studentenunruhen und Volksaufläufen gekommen. Als sich England in seinem Siegesbewußtsein unnachgiebig zeigt, gründet Saghlul Pascha die nationalistische Wafdpartei, die sich als britenfeindlich erklärt und die Räumung Ägyptens verlangt. Am 25. Januar 1922 verkündet Wafd den passiven Widerstand gegen die Engländer.

Selbst nach dem Erlöschen des britischen Protektorats 1923 bilden die britisch-ägyptischen Beziehungen eine einzige Kette von Zwischenfällen, deren Ursache nationalistische Leidenschaft und englische Hartnäckigkeit sind. Regierungen wechseln, auf die Nationalisten des Wafd folgt die autoritäre Regierung des Königs und schließlich die Wiederherstellung der parlamentarischen Form. Die eigentlichen Forderungen Ägyptens – die soziale Reform und die nationale Befreiung – bleiben unerfüllt. Ein Teilerfolg ist es, als 1936 der neue König Faruk I. einen Bündnis- und Militärvertrag mit Großbritannien schließt und die Briten bedeutende Positionen ihrer Macht aufgeben.

Die nationalistische Flamme lodert auch auf französischem Interessengebiet empor. 1925 erheben sich in Französisch-Marokko die Rifkabylen Abd el Krims und geben dem aufhorchenden Afrika das kämpferische Beispiel für die Zukunft.

Von Algerien aus besiegt Frankreich die große Wüste. Schon während des Weltkriegs war das erste Flugzeug am Wüstenhimmel erschienen, 1920 überquert eine Maschine in der Luft die Sahara. Im gleichen Jahr tauchen die ersten Wüstenkraftwagen in Tamanrasset auf, und im Winter 1921/22 rattern die motorisierten Expeditionen auf den Wüstenpisten südwärts. Was 1921 als Abenteuer beginnt, ist wenige Jahre später bereits reguläres Geschäft.

Militärisch geht man dem Wüstengürtel mit Spezialmotoren und Raupenketten zu Leibe. Vor diesen gepanzerten Trägern der Neuzeit müssen die letzten Ritter der Sahara weichen. Die neuralgischen Punkte fanatischen Widerstandes – die Cyrenaika, die Oasengruppe um Kufra und das wilde Südmarokko – werden in den Jahren 1930 bis 1934 »befriedet«.

Mit der verkehrstechnischen Aufschließung der Ödländer beginnt überall die wissenschaftliche Durchforschung; Geologen, Vermessungstrupps, Mineralogen, Techniker und Industrielle be-

Kaiser Haile Selassie I.

reisen die Wüsten, Steppen und Gebirge, um nach wirtschaftlichen Möglichkeiten für die hungrigen Industrien Europas zu suchen.

Dem wirtschaftlichen Fortschritt folgen gleich einem Schatten

die Ideen des Nationalismus und das immer deutlicher werdende Selbstbewußtsein der islamitischen Welt. Im Kampf gegen das mit Deutschland verbündete Osmanische Reich hatten die Alliierten die arabische Welt propagandistisch aufgerührt und die Errichtung eines nationalarabischen Staates zugesagt. Zugleich hatte man aber den Zionisten Garantien für die Bildung eines Staates Israel auf arabischem Hoheitsgebiet gegeben. Als nach dem Sieg unter Mißachtung aller Versprechungen die arabischen Provinzen des türkischen Reiches als Mandate unter Franzosen und Engländer aufgeteilt werden, rebellieren nicht nur die unmittelbar betroffenen Araber, der Aufruhr greift auch auf die arabischen Provinzen im Sudan und in Ostafrika über.

Mit dem nationalen Aufschwung verbindet sich eine Renaissance der mohammedanischen Religion. Der Islam tritt, besonders in Ostafrika und im Sudan, einen wahren Siegeszug an. Islam und afrikanische Unabhängigkeitsbewegungen wenden sich gemeinsam gegen die Kolonialherren, deren Bestrebungen man nur zu häufig mit dem Christentum gleichsetzt.

Die im Kampf gegen Deutschland aufgestellten Grundsätze der westlichen Demokratien – Selbstbestimmung, parlamentarische Freiheit, Volksabstimmung und Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz – verwandeln sich im Munde afrikanischer Politiker in Forderungen für ihre eigenen Völker. Die Unruhe wächst mit voranschreitender Zeit.

Immer wieder ist es die europäische Politik selber, die Afrikas Nationalismus anfacht – so wie es in Abessinien geschieht. Im Jahre 1915 haben die Engländer, um die mit Deutschland verbündeten Italiener auf ihre Seite zu ziehen, ein Geheimabkommen geschlossen, in dem Italien die Vorhand bei einer eventuellen Eroberung Abessiniens gegeben wurde. 1925, als Italien bereits faschistisch geworden ist und nach Lebensraum für seinen Bevölkerungsüberschuß ruft, schlägt die britische Note vom 14. Dezember wechselseitige Unterstützung bei einer Aufteilung Abessiniens in Interessensphären vor.

Die Aufregung, die darüber in Addis Abeba und Ägypten losbricht, beruhigen Chamberlain und Mussolini durch Dementis. Als jedoch die Zeitungen beider Länder fortgesetzt Berichte über die mittelalterlichen Zustände Abessiniens, die grausame Tyrannei des Adels, den Sklavenhandel und die Rückständigkeit der

Gesetzgebung veröffentlichen, weiß man, daß sich ein Schlag vorbereitet. Von jeher pflegt solchen Entrüstungsschreien der bewaffnete »Kreuzzug für Menschlichkeit und Befreiung« zu folgen.

Am 7. Oktober 1928 besteigt Ras Tafari Makonnen, ein Vertreter der fortschrittlichen Reformpartei, den Thron des Löwen von Juda. Sein Herrschaftsantritt nimmt den europäischen Kritikern viel Wind aus den Segeln.

Nach inneren Kämpfen mit Provinzstatthaltern kann sich der Fürst im Jahre 1930 unangefochten als Negus Negesti unter dem Namen Haile Selassie I. krönen lassen. Ohne Zeitverlust beginnt er sein Land aus den Fesseln des Mittelalters zu befreien und es zu reformieren. Eine moderne Verwaltungsreform, bessere Gesetze und eine Verfassung lassen die Welt aufhorchen. Nur die Italiener, die in Eritrea und Somaliland als unmittelbare Nachbarn der Abessinier sitzen, sind beunruhigt; denn Haile Selassie beginnt, auch seine Armee zu modernisieren und mit englischen und französischen Waffen auszurüsten.

Im Oktober 1935 überschreiten die Italiener im unprovozierten Angriff die abessinische Grenze, der Negus appelliert an den Völkerbund, und die Vollversammlung erklärt Italien zum Angreifer.

Wieder – wie schon beim Überfall Japans auf die Mandschurei 1932 – erweist sich vor den Augen der weißen und farbigen Welt die Ohnmacht des fehlkonstruierten Völkerbundes. Diese Vereinigung von Siegernationen schien anfangs lediglich die Aufgabe zu haben, die Besiegten des großen Krieges niederzuhalten und zu beaufsichtigen. Für die Funktionen einer überstaatlichen Friedensorganisation war sie völlig ungeeignet, weil sie höchstens mit Hilfe der Mitglieds-Großmächte unbotmäßige kleine Mitglieder zur Ordnung rufen konnte.

Wenn jedoch eines der mächtigen Mitglieder oder gar eine Gruppe sich anmaßte, das Recht zu brechen, mußte sich der Völkerbund mangels militärischer Machtmittel auf Resolutionen und papierne Beschlüsse beschränken.

Die in Genf versammelten Mächte beschließen die Anwendung von Sanktionen gegen das Italien Mussolinis; da aber weder Deutschland noch Japan sich daran beteiligen und das nationalsozialistische Deutschland die Italiener durch verstärkte Kohlen- und Stahllieferungen unterstützt, versuchen die beiden anderen großen Mächte Europas, Frankreich und England, ebenfalls rasch ihren Anteil in Sicherheit zu bringen. Die Franzosen liefern den

Italienern Benzin und Erdöl, die Briten schließen ein Geheimabkommen über die Aufteilung Abessiniens.

Während die farbige Welt, schwankend zwischen naivem Glauben an die Wirksamkeit des Völkerbundes und Zweifeln an der Ehrlichkeit der »weißen« Institution in Genf, Protest um Protest einbringt und Haile Selassie die Mächte um Hilfe anruft, stehen die Italiener in den Gebirgen und Einöden Abessiniens trotz Panzer und schwerer Artillerie in heftigen Kämpfen. Arbeitskolonnen bauen kühne Militärstraßen ins unwegsame Innere des Landes und dringen unter unerwartetem Widerstand der schwarzen Heere gegen Addis Abeba vor. Den endgültigen Sieg erringen sie erst, als sie Flugzeuge mit Gasbomben gegen die Amhara-, Galla- und Danakilregimenter einsetzen. Am 5. Mai 1936 zieht Marschall Badoglio in Addis Abeba ein.

Der italienische König nennt sich künftig Kaiser von Äthiopien, der Negus geht an Bord eines britischen Kriegsschiffes ins politische Asyl, der Völkerbund hebt die Sanktionen gegen Italien auf.

Das politische Antlitz der Südafrikanischen Union wird von der Problematik des Nationalismus und Sozialismus, wie sie nach dem Weltkrieg überall die Völker bewegt, geprägt.

1922 kommt es zu gefährlichen Streikbewegungen im Industriegebiet am Witwatersrand, die Ministerpräsident Smuts blutig unterdrücken läßt. Noch sind diese Unruhen Auseinandersetzungen zwischen Weißen, ohne Beteiligung des politisch noch unreifen schwarzen Arbeiterproletariats.

Bei den Parlamentswahlen von 1924 erhalten die Nationalisten 63 Sitze und die ihnen verbündete sozialistische Arbeiterpartei 18 Mandate. Der englandfeindliche Minister Hertzog übernimmt die Regierung und erklärt sofort das alte Africaans, die Sprache der Kapländer, zur gleichberechtigten Amtssprache. Bevor es zur offenen Rebellion kommt, lockert die große Empire-Konferenz im Jahre 1926 den Status aller Dominien so weit auf, daß diese Staaten fast völlige Selbständigkeit erringen.

Um auch die wirtschaftliche Selbständigkeit zu gewinnen, beschließt das Unionsparlament die Anlage riesiger südafrikanischer Eisen- und Stahlwerke in Pretoria. Die Nationalpartei verankert ihre Position, als sie 1929 mit 81 Sitzen ins Parlament einzieht. Überall werden neue Eisenbahnen, Straßen und Brücken gebaut, Industriewerke und Bergwerke eröffnet.

Nach der Volkszählung von 1936 leben neben den knapp 2 Millionen Weißen über 6,5 Millionen Farbige – Bantus, Hottentotten und Inder – innerhalb der südafrikanischen Grenzen. Diesen Farbigen gewährt man ein beschränktes Wahlrecht zur Bildung einer beratenden Eingeborenenvertretung.

Wie wechselndes, rasch dahinziehendes Gewölk jagen die Ereignisse und Ideen einer gärenden Zeit über den Himmel Afrikas. Der Weltbolschewismus wirft seine Ideen wie Feuerbrände in das politische Geschehen, der Islam rührt die Völker auf, der Freiheitskampf Indiens unter Gandhi ist von nachhaltigem Eindruck, aus Deutschland dringen verführerische Parolen von nationalem Sozialismus, vom Untergang der imperialistischen Mächte und dem Aufbruch der unterdrückten Völker herüber. In Afrika selbst zeigen sich zahlreiche Erscheinungen eines akuten Umbruchs: die Auflösung der uralten Stammesordnung und der mythischen Gebundenheit, Übergang der häuslichen Ackerwirtschaft zu Großplantagenbau, Abwanderung der ländlichen Bevölkerung in die Industriegebiete.

Inzwischen bewegen sich die weißen Völker auf eine neue Katastrophe zu. In Europa verschlechtert sich das politische Klima in beängstigender Weise. 1938 löst sich der erste Wetterschlag, als Deutschland die Sudetenländer besetzt. Im Frühjahr 1939 marschiert Hitler in Böhmen ein.

Von nun an spricht die Welt wieder von Krieg.

Niemand hat etwas aus der Vergangenheit gelernt. 1914/18 hat Europa unter einem Verlust von 10 Millionen Toten, 20 Millionen Verstümmelten und 1 338 000 Millionen Goldmark die alte Welt in Trümmer geschlagen, um ein System zu schaffen, das noch viel schlechter war als das vergangene. Jetzt sind gewissenlose Elemente von neuem bereit, die Menschheit in einen zweiten Weltkrieg zu jagen. Im September 1939 überschreiten deutsche Truppen die polnische Grenze, die Kriegserklärungen Frankreichs und Englands bestätigen die Weltkatastrophe.

Diesmal werden fünf Jahre des Grauens rund 35 Millionen Tote, 100 Millionen Verstümmelte und weitere 100 Millionen Vertriebene kosten; das Ergebnis wird eine noch törichter und sinnloser organisierte Welt sein.

Für Afrika aber bringt auch dieser zweite Weltkrieg wieder einen gewaltigen Aufschwung der Wirtschaft und der technischen

Entwicklung und zugleich die Steigerung des nationalen und rassischen Selbstbewußtseins. Alles, was der erste Weltkrieg als dumpfes Gefühl, als Spannung und Gärung hinterlassen hat, wird zunehmend zum Programm und zu unüberhörbarer Forderung.

Der Kontinent von morgen

Das Vordringen Japans in die rohstoffreichen Gebiete Südostasiens während des zweiten Weltkrieges zwingt die Alliierten zur raschen Mobilisierung der afrikanischen Rohstoffe als Ersatz für die Verluste in Indochina, Malaya und im besetzten Indonesien. Die Straßen, die zum Abtransport der Waren aus dem Innern notwendig sind, bauen die Amerikaner; sie dienen gleichzeitig als Nachschubwege für die mittelmeerische Afrikafront. Zu Tausenden und Zehntausenden wandern nun die Eingeborenen auf diesen Straßen aus der Stille ihrer Urwalddörfer und den in weiten Grasländern verlorenen Stammesgebieten in die schnell emporschießenden Städte, um als Lohnarbeiter jenes Zaubermittel Geld zu erwerben, das allein Zugang zu den Wundern einer unbegreiflich fremden Welt verschafft.

Alle Zeitalter leben in Afrika gleichzeitig nebeneinander: die primitive Vorzeit ebenso wie das Jahrhundert der Atomkraft. Der schweifende Nomade der Wüste schlägt seine schwarzen Zelte neben den Flugplätzen der Luftflotten auf; der Jäger mit Pfeil und Bogen lauscht erschreckt auf das Rumoren der Riesentraktoren, die den Wald roden und Gassen für Asphaltstraßen brechen.

Noch beschatten, wie am Anfang aller Tage, die schwarzen Wolken der Heuschrecken die endlosen Plantagen und vernichten die Ernten ganzer Provinzen; doch hoch über ihnen ziehen wie Kometen die Luftkreuzer Europas ihre Bahn. In fernen Wäldern zerstampfen wilde Elefantenherden die dürftigen Gärten schilfgedeckter Negerdörfer, während hundert Meilen weiter die Kraft schäumender Ströme von gigantischen Staudämmen gebändigt und in elektrische Kraft verwandelt wird. Über den öden Steppen kreisen die Geier, dort klagt wie in grauer Vorzeit der Ruf der Schakale und trottet der Ochsenkarren dahin, während ein paar Flugstunden entfernt der Himmel verhüllt ist vom Rauch der Hochöfen und die Feuerzungen der Gießereien die nächtlichen Sterne überstrahlen.

In den Einöden von Betschuanaland tanzen Krieger in seltsamen Strohmasken, behängt mit Affenschwänzen, Leopardenfellen und Krallen, speerschwingend zum aufpeitschenden Rhythmus der Trommeln, opfern grell bemalte Zauberer geheimnisvollen Götzen – in der Hauptstadt derselben Kolonie aber steht ein schwarzer Parlamentarier am Rednerpult und zitiert Platon und Voltaire in der Ursprache. Im Dämmerlicht der Kongowälder folgen nackte Pygmäen mit Steinzeitwaffen den Spuren der Okapis, während in Oxford oder Princeton, Wien oder Bonn schwarze Professoren Gastvorlesungen halten.

Grell leuchten die Öfen, flammen die Lichtreklamen der Kinos, glitzernd werfen die Schornsteine der Ozeanriesen und Lokomotiven ihre Funkengarben gen Himmel, doch das Dunkel der Wälder und Steppen ist immer noch voll vom alten, gewaltigen und geheimnisvollen Afrika.

Afrika sucht inmitten der neuen Zeit nach der künftigen Lebensform wie der Ertrinkende nach dem rettenden Land.

Eine Afrikanerin hat dieses Bild vor dem Weltkirchenrat in Evanston aufschlußreich gezeichnet:

»Jeder einzelne in Afrika, er lebe in Ost-, Zentral- oder Südafrika, auf portugiesischem, britischem, belgischem, französischem oder unabhängigem Gebiet, leidet unter den Spannungen, die heute die Wirklichkeit darstellen. Gleichgültig, welcher Rasse, welchem Stamm wir angehören, überall bestehen für uns gespannte Verhältnisse zu Menschen anderer rassischer oder völkischer Gruppen. Gleichgültig, welchem Stamm der einzelne angehört, immer fühlen wir die Auswirkungen des Kampfes, der der Entwicklung natürlicher und materieller Reserven gilt. Überall werden zuverlässige Verkehrs- und Transportwege geschaffen. Männer und Frauen bewegen sich in einem Gewebe verworrener Sitten und Gebräuche, unklar über die Richtung, in der sich die Gesellschaft bewegt, und unsicher, wie das Ziel zu erreichen ist . . .[57]«

Die Wanderbewegungen der afrikanischen Eingeborenen haben in den Jahren des zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegszeit unkontrollierbaren Umfang angenommen. In Ostafrika, Rhodesien, Kenia und im Sudan gehen Hunderttausende aus dem Landesinnern auf die riesigen Baumwoll-, Erdnuß- und Kaffeeplantagen, andere werden von den emporwachsenden Industrierevieren, den Kupferminen und Chromerzwerken Rhodesiens, den Kohlen-

bergwerken und Erzgruben, den Gold-, Diamanten-, Uran-, Platin- und Vanadiumminen in der Südafrikanischen Union, in Belgisch-Kongo und Ruanda angezogen. In Westafrika schlucken die Gummiplantagen, die Sisal- und Kakaopflanzungen immer neue Arbeiterheere, die aus dem Innern heranwandern.

»In Leopoldville steigt die Einwohnerzahl von 38 000 (1938) auf 220 000 (1951), in Duala (Französisch-Äquatorialafrika) von 41 000 (1941) auf 113 000 (1951). Die Hafenstadt Abidschan an der Elfenbeinküste zählt 1936 nur 17 500, aber 1954 schon 90 000 Menschen, während die westafrikanische Hauptstadt Dakar von 92 500 (1936) auf 251 000 (1954) ansteigt. Sogar in Tripolis leben 1954 109 000 Libyer an Stelle von 40 000 im Jahre 1939. Es gibt kaum einen Unterschied in der Wachstumsgeschwindigkeit zwischen Klein- und Großstädten. Elisabethville ist in fünf Jahren von 40 000 auf 110 000 Einwohner gestiegen, und kleinere, in Europa ziemlich unbekannte Orte wie Bukawu (Belgisch-Kongo) oder Bobo-Dioulasso (Französisch-Westafrika) haben ihre Einwohnerzahl von 7 000 auf 22 000 oder von 10 000 auf 30 000 vermehrt . . .
In Marokko gab es 1917 nur Fes mit mehr als 100 000 Einwohnern. 1954 haben auch Casablanca, Rabat, Meknes und Marrakesch diese Grenze weit überschritten, Casablanca nähert sich bereits der Millionengrenze . . .[58]«

Besonders stark ist die Verstädterung Afrikas in der Südafrikanischen Union: 1951 leben 2,3 Millionen Bantus in den Großstädten.

Die Städte mit ihren zahlreichen ehrlichen und unehrlichen Möglichkeiten des Gelderwerbs und des Vergnügens, die strahlenden Bars und Hotels, die Sportplätze, Rennbahnen, die hellen Straßen mit ihren Wolkenkratzern und Stahlbetonkomplexen, den rasselnden Bahnen, den glänzenden Autoschlangen und hin und her wogenden Massen sind das neue Dschungel geworden, in dem der entwurzelte Eingeborene untertaucht, um zu seinem neuen Selbst zu finden.

Als der Kriegsbrand von Europa nach Afrika hinüberwehte, loderten in Libyen, in der Cyrenaika und in Ägypten alle jene nationalarabischen Gefühle auf, die in den Tagen der Senussiaufstände und der ägyptischen Wafdpartei erwacht waren. Bis zum Sudan hinauf, bis tief in den Vorderen Orient warteten die

mohammedanischen Völker auf die Armeen der Deutschen, um mit ihnen gemeinsam die Kolonialmächte auszutreiben und die englisch-französischen Positionen zum Einsturz zu bringen.

Trotz des Zusammenbruchs der Achsenmächte lassen sich die einmal erwachten nationalen Kräfte nicht mehr bändigen. 1955 muß Frankreich Tunesien die Autonomie zugestehen; die einstmals italienische Kolonie Libyen ist 1951 unabhängiges Königreich geworden. Im westlichsten Teil, in Marokko, bringt die Besatzung so weitreichende Veränderungen, daß sich auch hier das nationale Selbstbewußtsein entzündet. Casablanca – ein Hauptstützpunkt der US-Kräfte – bläht sich innerhalb eines Jahrzehnts von 350 000 Einwohnern zur Millionenstadt auf. Ganz Marokko lernt den Dollarsegen und die wirtschaftliche Macht eines nichtfranzösischen Staates kennen, während gleichzeitig die Schutzmacht Frankreich ohnmächtig am Boden liegt. Die Folge ist, daß Amerikaner in viele Schlüsselstellungen eindringen, die vordem Franzosen behaupteten, daß die USA die reichen Phosphatlager, Mangan-, Blei- und Kupferschätze des Landes, auf denen einst die Hand Frankreichs lag, ausbeuten. Es ist nur eine Folge der veränderten Verhältnisse, wenn Marokko seit 1945 nach nationaler Unabhängigkeit strebt und sie schließlich 1956 erlangt.

Die wachsende Kraft der Berber und Araber, gespeist von den afrikanisch abgewandelten Ideologien des Faschismus, des Weltkommunismus und des immer selbstbewußter aufflammenden, sich erneuernden Islams, empört sich auch in Algerien, der ältesten und kostbarsten Provinz Frankreichs am nordafrikanischen Ufer.

Algerien war vor der Besetzung durch die Franzosen im Jahre 1830 nichts anderes als ein Refugium für Piraten und Sklavenhändler, seine Häfen waren Schlupfwinkel der Seeräuber, seine Städte Brutstätten der Krankheit, des Elends, der Not. Eine kleine Schicht von Privilegierten, Scheichs und Beis, herrschten über die unterjochten Massen. Die Ebenen und Gebirge Algeriens waren unfruchtbare Steppen, armselige Weiden für die Herden der ziehenden Nomaden.

In hundert Jahren französischer Herrschaft wanderten 1,5 Millionen fleißige französische Bauern in Algerien ein und bewässerten unter ungeheuren Mühen das verwüstete Land, pflanzten Wälder und Obsthaine, legten Plantagen an, gründeten Farmen, bauten moderne Straßen bis in die fernen Gebirge und bis an den Rand der Wüste, errichteten unter dem Aufwand der Steuermil-

lionen, die das französische Volk bezahlte, Eisenbahnen, Kraftwerke, Fabriken, weitläufige Häfen und moderne Städte mit Krankenhäusern, Schulen und Gotteshäusern.

Jetzt stehen die Araber aus den Gebirgen, die Nomaden, die primitiven Massen aus den Labyrinthen der Eingeborenenviertel auf und lauschen den Parolen ihrer Funktionäre, daß die reichen Plantagen, die Eisenbahnen, Industrien, die Felder und Gärten ihr Eigentum, daß alles, was heute die Franzosen beanspruchten, rechtmäßiger algerischer Besitz sei.

Ein grimmiger Krieg hebt an. Seit 1954 lodern die Kämpfe in Algerien. Aber den radikalen Forderungen der Aufständischen nach völliger Selbständigkeit will Frankreich nicht nachgeben. Seine Politiker argumentieren: »Wir verlieren nicht nur ein Jahrhundert Arbeit, Investition und Erfolg, sondern wir verraten auch Millionen unserer treuesten Bürger, die durch Generationen arbeitender Menschen einen Teil Algeriens als ihre Heimat erworben haben.«

Der Nationalismus und der Wille zu einer neuen politischen Lebensform erfassen den gesamten Norden Afrikas. Der verlorene Israelkrieg führt in Ägypten zum Sturz König Faruks. 1953 wird das Nilland Republik und strebt unter der straffen Herrschaft des Oberst Nasser nach der Führerrolle unter den Araberstaaten, ja, innerhalb der gesamten afrikanischen Welt. Als 1956 die Briten den Suezkanal militärisch räumen, nutzt Nasser die Situation, die Kanalschiffahrt, die in den Tagen imperialistischer und hochkapitalistischer Politik internationalisiert worden ist, zu verstaatlichen, um durch die Suez-Einnahmen Mittel für den Bau des Staudammes von Assuan zu gewinnen. Am Horizont droht ein allgemeiner Krieg, aber die Briten, Franzosen und Israeli müssen sich dem Druck der Weltmeinung beugen und den schon militärisch besetzten Kanal wieder freigeben.

Triumph der Unterdrückten, Sieg der Kolonialvölker! Der Jubel tobt nicht nur in Kairo, sein Widerhall läuft rings um den Erdball und wird auch in den südlicheren Provinzen Afrikas gehört.

Die große Umschichtung hat allenthalben begonnen. 1956 sind mit dem Abzug der Briten auch die Sudanesen frei geworden und haben sich ihr eigenes Staatswesen gegründet. Der Staat Liberia festigt seine Wirtschaft und Unabhängigkeit.

Die Goldküste kämpft um ihre Souveränität. England bleibt nichts anderes übrig, als schweren Herzens auch diese Kolonie freizugeben. Überall in dem neuen »Land Ghana« wird projek-

tiert, gebaut und gearbeitet. Eisenbahnen, Häfen, riesige Strombrücken entstehen neben ausgedehnten Kakao- und Erdnußplantagen. Schon plant man die Anlage eines Staudammes und Kraftwerkes am Voltastrom, um die reichen Bauxitlager des Landes nutzen zu können.

Afrika wandelt mit ungeheurer Schnelligkeit sein Antlitz. Belgisch-Kongo erlebt einen wahren Strom von Zuwanderern aus dem eng und arm gewordenen Europa. Fluglinien verbinden den Kongo mit der ganzen Welt, Flußdampfer laufen stromauf, Eisenbahnen durchqueren die Wälder, die einst Stanley so mühsam erschloß. Auf hochbeladenen Lastwagen kommen Einwanderer quer durch die Sahara und den französischen Sudan, um in den modernen Städten Leopoldville und Stanleyville Arbeit zu finden.

Wo noch vor wenigen Jahrzehnten der unberührte Urwald wucherte, gibt es amerikanische Hochhäuser, breite Asphaltstraßen mit blitzenden Automobilen, rauchende Fabriken und gewaltige Bergwerksanlagen; ein Heer von Beamten und Angestellten der großen Firmen verwaltet dieses afrikanische Reich.

Die belgischen Behörden achten sorgfältig darauf, daß der unablässig in die funkelnden Städte und die riesigen Fabriken drängende Strom von schwarzen Eingeborenen nicht in Elend, Krankheit und Verkommenheit untergeht. Gleichzeitig mit den Fabriken entstehen saubere Wohnsiedlungen, Schulen für Kinder und Erwachsene. Wer als Ecoloué – als »Entwickelter« – über einige Kenntnisse verfügt, findet alle Wege offen. Man hat überall Verwendung für schwarze Buchhalter, Lehrer, Schriftleiter, Künstler und Techniker; doch gibt es auch am Kongo viel Unzufriedenheit und das Streben nach Unabhängigkeit.

Höhere Wellen schlägt der Nationalismus in Abessinien, als sich das Land – unterstützt von einmarschierenden britischen Truppen – 1941 gegen die italienische Besatzung erhebt und 1942 nach der Kapitulation des Herzogs von Aosta seine Unabhängigkeit wiedergewinnt.

1944 setzt auch dort eine großartige Modernisierung ein. 1951 gliedert sich das Kaiserreich des wiedergekehrten Haile Selassie die ehemals italienische Kolonie Eritrea an; seither sind englische, amerikanische und deutsche Ingenieure, Wirtschaftler und Ärzte im Auftrag des Negus bemüht, das äthiopische Reich dem modernen europäischen Lebensstil anzupassen.

Eine spürbare Erschütterung des Schwarzen Afrikas bedeutet der 1952 in der britischen Kolonie Kenia ausbrechende Mau-Mau-

Aufstand. Bei allen Zusammenstößen in Nordafrika – von Marokko über Algerien bis zum Sudan – waren es bisher die berberischen und arabischen Elemente, die aus der alten Kolonialherrschaft ausbrechen wollten; in Ghana oder bei den Wirren in Südafrika waren es lokale, auf innenpolitischer Ebene auftretende Spannungen, welche die Unruhe verursachten, in Kenia aber kommt es zum ersten großen Negeraufstand seit Jahrzehnten. Das Beängstigende und Schreckenerregende an der Mau-Mau-Bewegung sind die bestialischen Grausamkeiten an Weißen und an europäerfreundlichen Eingeborenen, die entsetzlichen Eide bei der Verpflichtung der Verschworenen, die Unsicherheit, die in der Zusammenarbeit mit den Schwarzen um sich greift.

Der Gouverneur Kenias sagt über diesen Aufstand:

»Natürlich waren die Riten des Mau-Mau-Eides und die Bestialitäten der schwarzen Eideshelfer ein Rückfall in das Zeitalter des Kannibalismus. Aber sie waren ja gar nicht die wahre Ausdrucksform des Aufstandes. Sie entstanden erst später, als der eigentliche

Essensausgabe für gefangene Mau-Mau

politische Erhebungsversuch Kenyattas bereits fehlgeschlagen war. Sie waren einfach ein Ergebnis der Angst des primitiven Negers vor unserer Zivilisation, die er nicht versteht. Auch der angebliche Landhunger der Schwarzen war nicht die Hauptursache des Aufstandes. Er war nur ein Symptom, das die Führer des Aufstandes nutzten. Die wahre Ursache des Aufstandes lag in dem Mißverhältnis zwischen der wachsenden Ungeduld des Schwarzen, gleichberechtigt an der modernen Zivilisation teilzunehmen, und dem Bemühen der Weißen, die Entwicklung nicht zu überstürzen, ja, sie nach Möglichkeit zu verlangsamen . . .[59]«

Es scheinen Alarmzeichen zu sein, daß der gebildete und geschickte Führer des Mau-Mau-Aufstandes, Kenyatta, seine Ausbildung auf der Kolonial-Universität Moskaus erhalten hat. Parolen Moskaus finden hier und in anderen Kolonialzonen Afrikas mehr und mehr Gehör. Afrika ist dadurch ins Kraftfeld der Ost-West-Auseinandersetzung geraten. Aber auch das vom Kolonialismus befreite Asien hat sich zum Sachwalter des dunklen Kontinents gemacht, dessen Dasein künftig nicht mehr einzig durch die weißen Völker bestimmt werden soll.

In Rangoon konstituiert sich eine ständige Konferenz der asiatischen Sozialisten mit einem »Antikolonialen Büro«, dem prominente Afrikaner angehören. Die Aufgabe, die sich diese Institution gestellt hat, ist die Versorgung der asiatischen Presse mit Nachrichten aus der »Afrikanischen Freiheitsbewegung« und die Vorbereitung eines »Gesamtafrikanischen Kongresses«. In Moskau arbeitet – mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet – das »Afrika-Institut«, dessen Agenten in allen Kolonien und Staaten des Schwarzen Kontinents den Boden für ein neues sozialistisches System vorbereiten sollen.

Im Frühjahr 1955 treffen sich in Bandung auf Java die Delegierten der asiatischen und afrikanischen Länder. Ihre Resolutionen wenden sich gegen Rassentrennung, herabsetzende Behandlung der Farbigen und jede Form des Kolonialismus.

Seit dem unverhofften Triumph über die Interventionsmächte der Suezkrise von 1956 sucht das Ägypten Nassers die Führerrolle in diesem Kampf der Kolonialvölker gegen Europa an sich zu reißen. Anfang Januar 1958 ruft es zu einem Kongreß der Asiaten und Afrikaner nach Kairo.

Es ist ein buntes Gewühl aller Rassen und Trachten, das die weiten Höfe und Säulengänge der alten Al-Azhar-Universität in Kairo füllt. Obgleich viele der Abgeordneten westliche Kleidung tragen, sieht man genug indische Saris, chinesische Leinenkittel, arabische Burnusse und die bunten Umhänge zentralafrikanischer Negerabgeordneter.

Von den Galerien der Festhalle herab dringen die Sprechchöre der ägyptischen und sudanesischen Studenten. »Lang lebe die Solidarität der afrikanisch-asiatischen Völker!« »Nieder mit dem Kolonialismus und Imperialismus!«

Unter den Abgesandten der Länder sieht man langbärtige Sikhs aus Indien mit hohen, blauen Turbanen, schwarzäugige Fuls aus dem Westsudan, kleine zierliche Chinesen; viele der farbigen Konferenzteilnehmer sprechen ein einwandfreies Französisch oder Englisch und haben in Harvard, Cambridge oder München studiert.

Den Sitzungen in der Al-Azhar-Universität folgen Bankette in König Faruks einstigem Abdin-Palast, und immer wiederholen sich in Referaten, Tischreden und Adressen die Forderungen der farbigen Völker: Freiheit, Selbstbestimmungsrecht und Ende des Kolonialismus.

Stürmisch wird die sowjetische Delegation gefeiert, die von einem Mohammedaner aus Turkestan, Scharaf Raschidow, Vizepräsident des Obersten Sowjets, geführt wird. Kein Wort des Protestes erhebt sich im Saal, als Raschidow verkündet: »Unterdrückung anderer Völker, Einmischung in die internen Angelegenheiten anderer Staaten sind der Natur des sowjetischen sozialistischen Staates vollkommen fremd!«

Der Konferenz von Kairo folgen Konferenzen in Tanger und Akkra, wo erneut neben regionalen Zusammenschlüssen die Zusammenarbeit aller Afrikaner gefordert wird. In Nord und Süd und West werden wirtschaftliche und politische Föderationen in die Wege geleitet, zu denen Nassers Vereinigte Arabische Republik den Anstoß gegeben hat. Autonomiebewegungen gehen auch durch das ehemalige französische Kolonialreich. Auf Grund der neuen Verfassung der »Fünften Republik« gewinnt Guinea seine staatliche Eigenständigkeit, seinen übrigen afrikanischen Gebieten, die sich zur Verfassung bekannt haben, bietet Frankreich eine Neuordnung in der »Communauté« an, einem Zusammenschluß, der die »Französische Union« ersetzen soll. Einzig Algerien soll als Teil des Mutterlandes gelten.

Ein christlicher Gottesdienst in Afrika

Innerhalb der afrikanischen Länder behauptet nach wie vor auch die Südafrikanische Union eine eigene Stellung.

Seit 1948 ist in dem alten Burenland die nationale Partei des Dr. D. P. Malan zur Herrschaft gekommen, die im Gegensatz zu der liberalen Rassenpolitik der britischen Kolonien und der eng-

landfreundlichen Vorgängerregierungen eine deutliche Trennmauer zwischen Schwarz, Braun, Gelb und dem bevorrechtigten Weiß der Hautfarbe aufrichtet. Die Politik des »Apartheid« – der Rassentrennung – fordert nicht nur räumliche Absonderung, die bei einem Gemisch von 2,5 Millionen Weißen, 7,8 Millionen Bantunegern, 700 000 Mischlingen und rund 300 000 Indern kaum konsequent durchzuführen ist, sondern auch die gesetzlich fundierte herrschende Stellung der europäischen Abkömmlinge. Das in der Kapprovinz bislang gültige Wahlrecht, das den Farbigen erlaubte, gleichberechtigt mit den Weißen zur Urne zu gehen, hatte dazu geführt, daß die kommunistischen Stimmen erschreckend zunahmen.

Die Gesetze von 1950 trennen die Wahllisten der Eingeborenen und Weißen und beschneiden die politischen Rechte der Nichteuropäer, die sich vornehmlich auf örtliche Räte und untergeordnete Stammesvertretungen beschränkt sehen.

Das Fernziel soll nach Übernahme der vorläufig noch britisch verwalteten Eingeborenenreservate Betschuana-, Swazi- und Basutoland die räumliche Abgrenzung der Rassen sein. Bis dahin sorgen streng gehandhabte Vorschriften dafür, daß sich die schwarze, braune, gelbe Welt auf der einen Seite und die weiße auf der anderen nirgends vermischen und möglichst wenig berühren. Aber angesichts des steigenden Bedarfs an Arbeitskräften in der Industrie und in den Bergwerken scheint die theoretisch erstrebte räumliche Trennung von Schwarz und Weiß in der Großwirtschaft ebenso undurchführbar zu sein wie auf dem flachen Lande, wo die Farmen und Plantagen kaum ohne eingeborene Hilfskräfte existieren könnten.

Dem Standpunkt der Scheidung zweier Welten steht der Geist des Nebeneinander und Miteinander entgegen. Der Delegierte Liberias, Momolu Dukuly, sagte auf der Konferenz zu Bandung:

»Wir bringen jedem Achtung, Freundschaft und Vertrauen entgegen, und wir hegen die heiße Hoffnung, daß aus allen Beratungen der Geist gegenseitigen Verstehens und friedlichen Zusammenlebens hervorgehen möge . . .«

Portugal hat in seiner Kolonie Angola weiße Inseln im Negerland geschaffen, die auch weiß bleiben sollen. Man verzichtet darauf,

den Schwarzen zum billigen, armen Knecht auf der Erde seiner Heimat zu machen. Der Weiße lebt genau wie zu Hause als Bauer in rein weißen Dörfern – nicht als Großplantagenbesitzer. Und dem Neger, der willens ist, sich der modernen Wirtschaft und Zivilisation anzugleichen, werden die gleichen Staatshilfen, Bildungsmöglichkeiten und, je nach Können, auch die gleichen Aufstiegschancen zugebilligt wie den weißen Bürgern.

Diese moderne Auffassung vom Nebeneinander verschiedener Rassen, der Grundsatz, daß nicht Hautfarbe oder Herkunft, sondern einzig das Niveau von Bildung, Können und staatsbürgerlicher Haltung entscheidend für die Bewertung der Bürger sein sollen, werden auch von der unter dem Zwang der Verhältnisse fortschrittlich orientierten britischen Kolonialverwaltung geteilt. Mehr und mehr gewinnt für die britischen Besitzungen Afrikas der Gedanke des Commonwealth Bedeutung.

Die humane, tolerante und von christlichem Geist getragene Organisation der Gemeinsamkeit von Weiß und Schwarz ist die Vorbedingung für das ferne Zukunftsziel eines geeinten, auf gleicher Ebene sich findenden »Eurafrikas« – des notwendigen Gegengewichtes und der ausgleichenden Ergänzung zu »Eurasien«, das sich unter Sowjetrußlands Führung anzubahnen scheint.

Vereint könnten »die weiße und die schwarze Schwester« über die Menschen- und die Wirtschaftsgüter verfügen, die notwendig sind, um in einer größer und gewaltiger gewordenen Welt bestehen zu können. Das Mittelmeer – Ausgangspunkt und uralte Drehscheibe der abendländischen Kultur – wird dann vielleicht wieder zum Binnenmeer einer neuen eurafrikanischen Epoche werden und aufblühende Länder miteinander verbinden, anstatt sie feindlich zu trennen.

Denkt man an die unerschöpflichen Reserven von Erzen, Mineralien, Kolonialwaren, die noch kaum ausgeschöpften Anbaugebiete für Baumwolle, Kakao, Erdnüsse, Kopra, Sisal, Kaffee und Mais, so öffnen sich unabsehbare Horizonte einer reicheren und besseren Zukunft für alle. Schon gibt es Projekte und Bauvorhaben für Staudämme und Kraftwerke an den afrikanischen Strömen, am Nil, Kongo, Sambesi und Limpopo, durch die neue Provinzen mit Energie versorgt werden können.

Größe, Macht und Reichtum sind rings im weiten Afrika ausgestreut, sie liegen vor Europas Hintertür und warten darauf, zu

gemeinsamem Nutzen der europäischen und afrikanischen Völker zum Leben erweckt zu werden. Europas Gaben wären in erster Linie die fortgeschrittene Technik, der Geist, die Organisationsgabe und eine hohe Kultur. Denn es geht bei der künftigen Gestalt des Doppelkontinents Eurafrika nicht nur um materielle Güter. Alle Pläne stehen oder fallen mit dem Geist, in dem sie erfüllt werden. Afrika hungert nicht nur nach wirtschaftlicher, technischer und politischer Hilfe, es ruft noch immer – wie in den Tagen Livingstones – nach der helfenden Hand der weißen Schwester, nach Caritas, Duldung, Menschlichkeit, Christentum und humaner Bildung.

ANHANG *Anmerkungen*
Begriffserklärungen · Zeittafel · Historische Karten
Quellen und Literatur · Quellenangabe der Bilder
Personen- und Sachregister

Anmerkungen

Zu Dunkle Schwester Afrika

1–50

1 Aus Sven Hedin, »David Livingstone« – 2 Aus Bryce, »Bilder aus Südafrika« (Hannover 1900) – 3 Aus dem Reisetagebuch Heinrich Barths – 4 und 5 Zit. n. H. Eydoux, »Die Erforschung der Sahara« (Freudenstadt 1949) – 6 Das Folgende nach Stockenström, »Geskiedenies«, S. 347 – 7 Zit. b. O. Hintrager, »Geschichte von Südafrika« (München 1952) – 8 Aus Livingstone, »Afrika« – 9 Aus Sven Hedin, »David Livingstone« – 10, 11 und 12 Aus G. Schweinfurth, »Im Herzen von Afrika« – 13 Aus Emin Pascha, »Reisebriefe« – 14 und 15 Aus Nachtigal, »Sahara und Sudan« (Berlin 1886) – 16 Aus Sven Hedin, »Livingstone« – 17 Brief Livingstones aus dem Jahre 1870 – 18 Aus Sven Hedin, »Livingstone« – 19 Aus Sven Hedin, »Durch den dunklen Erdteil« (Stanley, S. 271) – 20 Aus Stanley, »Durch den dunklen Weltteil« – 21 Aus Buschick, »Die Eroberung der Welt« (Leipzig 1934) – 22 Aus Westermann, »Geschichte Afrikas südlich der Sahara« (Köln 1952), S. 399 – 23 Näheres über den Mahdiaufstand b. O. Zierer, »Geschichte Indiens und des Islam«, Bd. 4 – 24 Zit. b. O. Hintrager (S. 331) – 25 Aus den Lebenserinnerungen Paul Krügers – 26 Aus Vindex, »Cecil Rhodes, His Political Life and Speeches« (London 1900) – 27 Zit. b. v. Lendy, »Die Geschichte Transvaals« (Tl. I, S. 97) – 28 Aus Meransky, »Erinnerungen« (S. 386) – 29 und 30 Aus P. Krüger, »Lebenserinnerungen« - 31 Zit. b. O. Hintrager, S. 329 – 32 Aus Bryce, »Bilder aus Südafrika« – 33 Aus Walker, »History of South Africa« (London 1928) – 34 Nach Walker, »P. W. Schreiner« – 35 Nach General Baratier (zit. b. Juri Semjonow, »Glanz und Elend des französischen Kolonialreiches«, S. 363 [Berlin 1942]) – 36 Das Folgende nach Baratier, »Mission Marchand« (Paris 1903) – 37, 38, 39, 40, 41 und 42 Aus Bieber, »Geheimnisvolles Kaffa« – 43 Zit. b. O. Hintrager – 44 Aus P. Krüger, »Lebenserinnerungen« – 45 Zit. b. O. Hintrager – 46 Aus P. Krüger, »Lebenserinnerungen« – 47 nach M. Davitt, »The Boerfight for Freedom« (London 1900) – 48 Zit. b. O. Hintrager – 49 Aus Scheibert, »Der Freiheitskampf der Buren« (Berlin 1900) – 50 Bericht der »Kapstadt Times« v. 27. 2. 1900.

51–59

51 Aus De Wet, »Der Kampf zwischen Bur und Brite« (Leipzig 1902) – 52 Aus Steyn, »De Wet und der Oranjefreistaat« (Tübingen 1902) – 53, 54 und 55 Nach Kestell, »Mit den Burenkommandos im Felde« (Leipzig 1902) – 56 Nach O. Hintrager – 57 Zit. b. O. Splatt, »Afrika und die Welt« (München 1955) – 58 Zit. n. O. Splatt (s. Anmerkung 57) – 59 Aus P. Grubbe, »Die Trommeln verstummen« (Brockhaus 1957).

Begriffserklärungen

Zu Dunkle Schwester Afrika

Agha (türk.), alte Bezeichnung für Kommandeur oder Befehlshaber, heute kaum noch gebräuchlich.

Aghal (arab.), das als Sonnenschutz getragene Kopftuch der Beduinen, dessen Farbe und Muster Auskunft über die Stammeszugehörigkeit gibt.

Apartheid (africaans), gesetzliche Rassentrennung zwischen Schwarzen und Weißen.

Bab el Mandeb (arab.), Straße der Tränen; Meerenge am südlichen Ausgang des Roten Meeres, über welche die Sklaventransporte nach Arabien gingen.

Burnus (arab.), der weite Umhang der Beduinen.

Bwana (suaheli), Herr, Gebieter.

Claim (engl.), Landstück mit Schürfrecht.

Dominion, Bezeichnung für die sich selbst regierenden Staaten des britischen »Commonwealth of Nations«.

Effendi (türk.), Herr, Gebieter.

Ful, ein im westlichen Sudan und in den Wüstengebieten des Südwestens beheimatetes Hirtenvolk, das den Mauren nahesteht, aber starken negriden Einschlag besitzt.

Haik (arab.), der weite Umhang der Araber.

Hands uper (engl.), diejenigen, die die Hände hochnehmen (sich ergeben); im Burenkrieg Bezeichnung für die Buren, die sich den Briten ergaben und mit ihnen zusammenarbeiteten.

Imperialismus (lat.), das Streben nach Macht in politischem, militärischem und wirtschaftlichem Sinn; Bezeichnung für eine politische Richtung, vor allem der Zeit von 1750–1914, in der die großen Kolonialmächte ihre Imperien aufbauten.

Impi (Zulusprache), Heeresabteilung der Zulus in Stärke von etwa 1 000 Mann.

Ju-Ju (Bantusprache), alles, was mit Zauberei, Dämonie oder Geisterglaube zusammenhängt; auch der Zauber selbst oder die magische Macht als eine Art Götze.

Kaffer (arab.), Ungläubiger; Untergruppe des Bantuvolkes.

Kraal (Bantusprache), Negergehöft mit Hütte, Nebenhütten, Frauenhaus und Vieh-

pferd; wird auch als Bezeichnung für die saalartigen Hütten der Häuptlinge und für das Dorf allgemein (besonders bei Kaffern und Hottentotten) gebraucht.

Leopardenmänner, Angehörige einer Neger-Geheimgesellschaft, die sich nachts als Leoparden verkleiden und aus rituellen Gründen Morde begehen. In den zentralen Provinzen Afrikas früher sehr verbreitet und gefürchtet.

Litham (Tuaregsprache), Kopftuch mit Gesichtsschleier der Tuaregs.

Lokoli (Bantusprache), die zur Nachrichtenübermittlung im Urwald benützte große Baumstammtrommel der Neger.

Okapi, ein erst 1900 im Kongowald entdeckter, kurzhalsiger Verwandter der Giraffen, sehr scheu und selten.

Pad (africaans), Weg, Buschstraße.

Palaver (portug.), langes, inhaltsloses Geschwätz, wie es die Neger gerne an nächtlichen Beratungsfeuern abhalten; Beratungsgespräch zwischen Weißen und Eingeborenen.

Pygmäen (griech.), Zwergvölker des zentralafrikanischen Urwalds; schon bei Homer und Herodot erwähnt.

Raphiagewebe, Gewebe aus feinbearbeitetem Bast.

Ras (abessin.), Gaufürst.

Savanne (span.), Grasland, mit Baumgruppen durchsetzt.

Shanty town (engl.), Kanister- oder Elendsstadt, meist von Eingeborenen bewohnt.

Sidi (arab.), Herr, Gebieter.

Superintendent (lat.), evangelischer Pfarrer mit Aufsichtsbefugnis über einen Kirchensprengel.

Tätowieren, eine bei orientalischen und afrikanischen Völkern übliche Form des Gesichts- und Körperschmuckes, wobei künstlich erzeugte ornamentale Narben meist bunt gefärbt werden.

Tauschieren, mit Farbe ausgelegte und eingebrannte Metallgravur.

Trail (engl.), Spur, Fährte.

Treck (niederländ.), der Wagenzug, der lange Marsch.

Tse-Tse-Fliege, tropische Insektenart mit Stechrüssel, die als Überträgerin der Nagana- und Schlafkrankheit gefürchtet ist.

Veldt (africaans), die steppenartige, freie Weide Südafrikas.

Vortrecker (africaans), die Pioniere des Burentums bei den großen Wanderzügen nach Norden um 1836–1841.

Wadi (arab.), ausgetrocknetes Flußbett oder Erosionstal.

Wesir (pers.), der Kanzler oder erste Minister eines orientalischen Fürsten.

Yerima (sudan.), der Kronprinz eines sudanesischen Staates.

Zeittafel

Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
1840 Livingstone geht nach Afrika; Vortrecker unterwerfen die Zulus Dingaans in Natal	
1843 Natal wird britische Kolonie	
1846 Siebenter Kaffernkrieg	
1847 Republik Liberia mit US-Hilfe gegründet	
1847–52 Harry Smith Gouverneur in der Kapkolonie	1848 Revolutionsjahr
1849 Livingstone reist von Kolobeng zum Ngamisee	1849 Niederwerfung der Revolution in Europa
1850–53 Achter Kaffernkrieg	
1850–54 Barth im Mittelsudan	1851 Erste Weltausstellung in London
1851 Livingstone am Sambesi	
1852 Sandriver-Vertrag über die Unabhängigkeit Transvaals	1852 Napoleon III. Kaiser der Franzosen
1853 Vogel in Wadai ermordet	1853–56 Krimkrieg
1853–56 Livingstone durchquert Afrika	
1855 Gründung von Pretoria; Livingstone entdeckt Sambesifälle	1856 Pariser Konferenz
1857 M. W. Pretorius Präsident von Transvaal	
1858 Krieg des Oranjestaates mit den Basutos	1859 Österreichisch-italienischer Krieg
1860 Duveyrier bei den Tuaregs	1863 Polnischer Aufstand durch Rußland niedergeworfen
1862 Beurmann im Sudan	
1865–66 Zweiter Basutokrieg	1864 Schleswig-holsteinischer Krieg; Gründung der 1. Arbeiterinternationale

Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
1866–73 Livingstones letzte Afrikareisen; 1873 †	1866 Deutsch-österreichischer Krieg
1867–68 Dritter Basutokrieg	
1868 England annektiert Basutoland	
1868–71 Schweinfurth in Ostafrika	
1867 Entdeckung der Diamantenfelder bei Kimberley	
1869–74 Nachtigal im Sudan; Rohlfs in Libyen	
1870 England besetzt Diamantenfelder	1870–71 Deutsch-französischer Krieg
1871 Britisch-Goldküste als Kolonie gegründet	
1872 Parlamentarische Regierung in der Kapkolonie	
1874–77 Stanley am Kongo	
1876 König Leopold gründet Kongogesellschaft	
1877 England annektiert Transvaal	1877 Russisch-türkischer Krieg
1877–79 Neunter Kaffernkrieg	1878 Berliner Kongreß
1878 Walfischbai englisch	
1880 Brazza am Kongo	
1880–81 Freiheitskrieg der Buren; Basutoaufstand	1881 Ermordung Zar Alexanders I.; Dreibund
1881 Vertrag von Pretoria	
1883 Lüderitz in Südwest; Afrikanerbund gegründet	
1883–1902 Paul Krüger Präsident von Transvaal	
1884 Kamerun, Togo und Deutsch-Ost	

Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
werden deutsche Protektorate; Schutzherrschaft des Deutschen Reiches über Südwestafrika	
1885 England erklärt Protektorat über Betschuanaland; Kongofreistaat gegründet	1884/85 Kongo-Konferenz in Berlin
1886 Goldfelder am Witwatersrand entdeckt	
1887–89 Somaliland unter britischem, französischem und italienischem Schutz	1888 Panamaskandal; Kaiser Wilhelm I. †; Regierungsantritt Wilhelms II. (–1918)
1888 Matabeleland und Maschonaland britische Zonen; Krieg gegen arabische Sklavenhändler in Ostafrika und am Kongo	
1889 Bündnis Oranje–Transvaal; Cecil Rhodes erhält Privilegien in Matabeleland	
1890–96 Cecil Rhodes Premierminister in der Kapkolonie	1890 Bismarcks Entlassung
1893 Erster Matabelekrieg	1892 Russisch-französisches Militärbündnis
1894 Unterwerfung Hendrik Witbois in Südwest	
1895 Jamesoneinfall in Transvaal	
1896 Zweiter Matabelekrieg; Madagaskar französische Kolonie; Sieg der Abessinier über die Italiener bei Adua	1896 Krügertelegramm Wilhelms II.
1897 Sieg der Abessinier über den Kaiser von Kaffa	1896–97 Krieg Griechenland-Türkei
1898 Erste Eisenbahn in Südwest; Mahdisten bei Omdurman besiegt; Faschodakonflikt	
1899–1902 Burenkrieg	1899 Haager Friedenskonferenz
1900 Nigeria wird britische Kronkolonie	

Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
1902 Friede von Vereeniging	
1903 Milner gründet südafrikanische Zoll- und Eisenbahneinheit; Bondelaufstand in Südwest	
1904 Paul Krüger †; Einfuhr chinesischer Kulis für die südafrikanischen Goldbergwerke; Herero- und Namaaufstände in Südwestafrika	
1905 Erste Marokko-Krise	1905 Winterrevolution in Rußland
1907 Oranjestaat erhält Selbstverwaltung	
1908 Kongostaat von Belgien übernommen; Diamantenfunde in Südwestafrika	
1910 Union von Südafrika gegründet; Französisch-Äquatorialafrika wird Verwaltungseinheit	1911 Reichskonferenz in London; Krieg Italiens mit der Türkei um Tripolis
1911 Zweite Marokko-Krise; Nordrhodesien gegründet	1912–13 Balkankrieg 1913 Neue Balkankriege
1914 Kriegseintritt der Südafrikanischen Union gegen Deutschland; Burenunruhen; Ägypten wird britisches Protektorat	1914–18 Erster Weltkrieg
1915 Botha besetzt Windhuk	
1916 Smuts erhält Oberkommando in Deutsch-Ostafrika; Kamerun kapituliert	1917 Russische Revolution
1918 Lettow-Vorbeck kapituliert	
1919 Deutsche Kolonien werden Völkerbundsmandate	1919 Versailler Vertrag
1919–24 Smuts Premierminister in Südafrika	1920 Völkerbund tritt zusammen
1926 Südafrikanische Union gleichberechtigt mit England, nur durch die	1926 Reichskonferenz in London beschließt völlige Gleichstellung der Dominien mit England

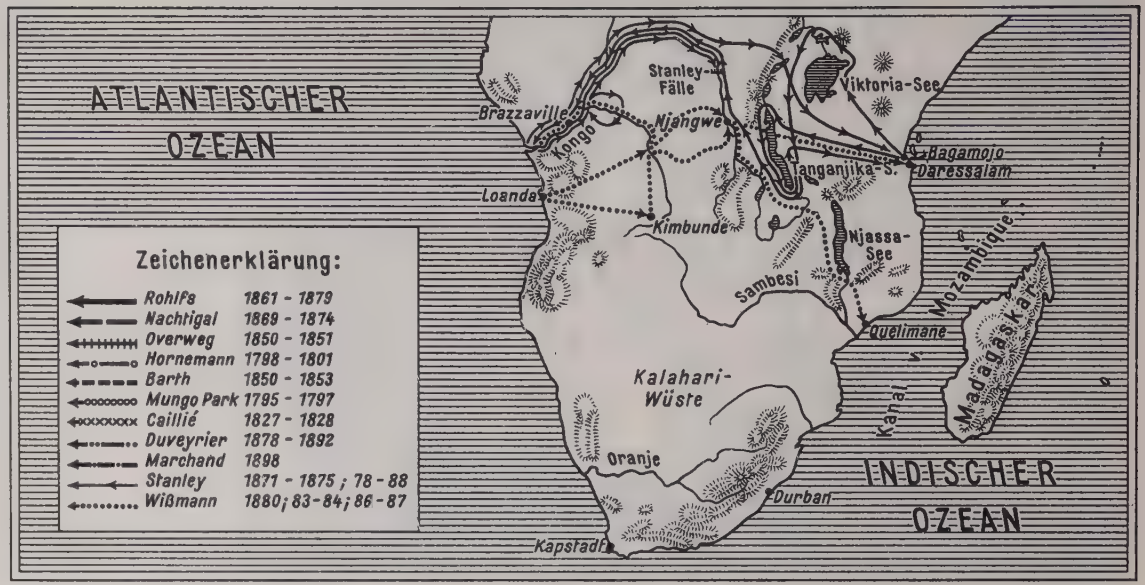
Afrikanische Daten	Europäische Vergleichsdaten
Krone dem Empire verbunden; erste Verfassung	
1929 Neuer Sieg der Nationalpartei in Südafrika	1929 Young-Plan für deutsche Reparationszahlung 1931 Bankzusammenbrüche; Arbeitslosigkeit
1934–36 Krieg Italiens gegen Abessinien; Annexion	1933 Hitler ergreift die Macht in Deutschland
1936 Das südafrikanische Parlament nimmt Hertzogs Eingeborenengesetze über beschränkte Mitbestimmung an	1935 Rheinlandbesetzung 1936 Spanienkrieg
1937 England lehnt Übergabe von Eingeborenenreservaten ab	1938 Einmarsch in Österreich; Sudetenkrise
1939 Eintritt der Südafrikanischen Union in den zweiten Weltkrieg	1939 Besetzung der Rest-Tschechoslowakei
1941–43 Deutscher Afrikafeldzug	1939–45 Zweiter Weltkrieg
1941 Der Negus kehrt nach Abessinien zurück	
1944 Modernisierung Abessiniens	
1945–49 Unruhen in Uganda	1945 Potsdamer Konferenz
1946 Verfassung für Algerien; ehemalige deutsche Kolonien werden UN-Treuhandgebiete	
1947 Aufstand in Madagaskar	1948 Währungsreform in Deutschland
1951 Unruhen wegen Apartheid-Politik in der Südafrikanischen Union; Libyen wird Königreich	
1952 Mau-Mau-Aufstände in Kenia; Eritrea wird Abessinien angegliedert; Liberia ist schuldenfrei	
1953 Zentralafrikanische Föderation der britischen Kolonien; Ägypten wird Republik	
1954 Algieraufstand beginnt	

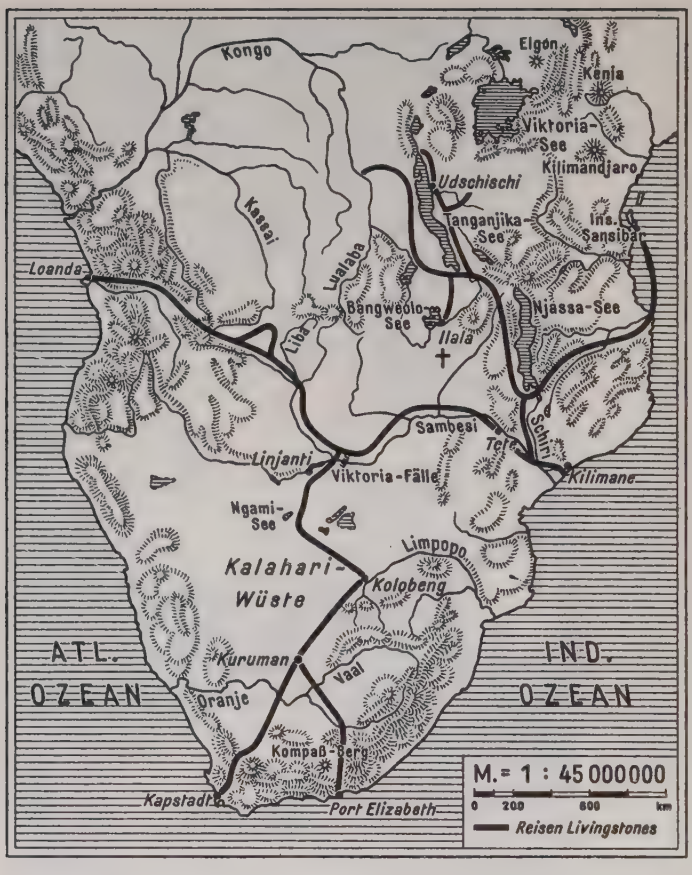
Afrikanische Daten	*Europäische Vergleichsdaten*
1955 Tunesien autonom	
1956 Sues-Krise; Sudan autonom; Marokko wird »Scherifisches Reich«; Angola portugiesische Provinz	
1957 Ghana selbständig	
1958 Konferenz in Kairo	
1958 Vereinigte Arabische Republik gegründet Guinea Republik	
1960 Kamerun, Togo, Senegal, Madagaskar, Somalia, Dahome, Nigerrepublik, Obervolta, Elfenbeinküste, Tschad, Zentralafr. Rep., Kongo, Gabun, Mali, Nigeria, Mauretanien unabhängig	
1961 Sierra Leone unabhängig; Republik Südafrika verläßt brit. Commonwealth; Tanganjika unabhängig	1961 Erster bemannter Weltraumflug (J. Gagarin)
1962 Ruanda-Urundi unabhängig; Waffenstillstand in Algerien	
1964 Njassaland unabhängig	

Das Reich Bornu-Kanem mit seinen Einflußgebieten

Seite 308: Entdeckungsreisen in Afrika vom Ausgang des 18. bis Ende des 19. Jahrhunderts (Nordafrika); Zeichenerklärung auf der Karte auf Seite 309

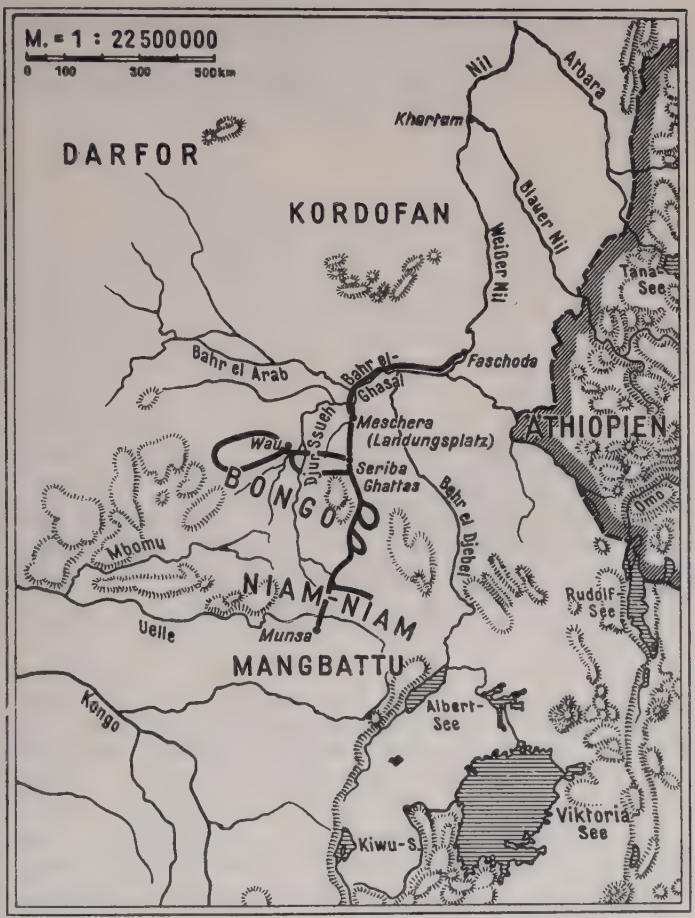
M. = 1 : 58000000
0 200 600 1000 1400 km
ARABIEN
Sokotra
Suez
Kairo
Oase Siwa
Kufra Oasen
Mursuk
Tibesti
Budu
El Fascher
El Obeid
Khartum
Faschoda
Addis Abeba
Ubangi
Kongo
Tschadsee
Kuka
Scharil
Bahr el Ghasal
Sokoto
Lagos
Golf von Guinea
Timbuktu
Niger
Air
Tuaregs
Sahara
Ghadames
El Gelea
Laghuat
Algier
Tunis
Tripolis
Mittelmeer
Tanger
Oran
Marokko
Agadir
Madeira
Kanarische Inseln
Kapverdische Inseln
St. Louis
Senegal
Freetown


ATLANTISCHER
OZEAN
Zeichenerklärung:
Rohlfs 1861 - 1879
Nachtigal 1869 - 1874
Overweg 1850 - 1851
Hornemann 1798 - 1801
Barth 1850 - 1853
Mungo Park 1795 - 1797
Caillié 1827 - 1828
Duveyrier 1878 - 1892
Marchand 1898
Stanley 1871 - 1875 ; 78 - 88
Wißmann 1880; 83-84; 86-87
Stanley-Fälle
Viktoria-See
Brazzaville
Kongo
Njangwe
Bagamojo
Daressalam
Tanganjika-S.
Loanda
Kimbunde
Njassa-See
Sambesi
Mozambique
Quelimane
Kalahari-Wüste
Kanal
Madagaskar
Oranje
Durban
INDISCHER
OZEAN
Kapstadt



Die Entdeckungsreisen Livingstones

Seite 309: Entdeckungsreisen in Südafrika; Reisen von Livingstone und Schweinfurth (s. Karten auf den Seiten 310 und 311)



Die Reiseroute Schweinfurths

Quellen und Literatur

Zu Dunkle Schwester Afrika

I. Afrika allgemein

Frobenius, L., »Kulturgeschichte Afrikas« (Wien 1933) – *Grubbe, P.*, »Die Trommeln verstummen« (Wiesbaden 1957) – *Hassert, K.*, »Die Erforschung Afrikas« (Leipzig 1943) – *Jaeger, F.*, »Afrika länderkundlich« (Leipzig 1928) – *Johann, A. E.*, »Groß ist Afrika« (Bertelsmann 1957) – *Paulitschke, Ph*, »Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage« (Wien 1880) – *Perham, M.*, »Ten Africans« (London 1936) – *Splett, O.*, »Afrika und die Welt« (München 1955) – *Westermann, D.*, »Geschichte Afrikas, Staatenbildung südlich der Sahara« (Köln 1952) – *Zischka, A.*, »Afrika« (Oldenburg 1951).

II. Südafrika

Bittrolf, R., »Der Krieg in Deutsch-Süd-West-Afrika« (1895) – *Blumhagen*, »Südafrika einst und jetzt« (Berlin 1934) – *Burghard, H.*, »Bevölkerungsprobleme der Südafrikanischen Union« (Frankfurt 1927) – *Churchill, W.*, »Weltabenteuer im Dienst« (Stuttgart 1955) – *De Wet, Ch.*, »Der Kampf zwischen Bur und Brite« (Leipzig 1902) – *François, K. v.*, »Der Hottentottenaufstand« (Leipzig 1905) – *Gie*, »Geskiedenis van Suidafrica« (Stellenbosch 1928) – *Helander, G.*, »Nur für Weiße« (Gütersloh 1955) – *Hintrager, O.*, »Geschichte von Südafrika« (München 1952) – *Krüger, P.*, »Lebenserinnerungen« (München 1902) – *Leutwein, Th.*, »Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika« (Berlin 1907) – *Lewisohn, R.*, »Barnato, Herr über Diamanten und Gold« (Bertelsmann 1955) – *Leyds, W. J.*, »The Transvaal surrounded« (London 1919) – *Lindequist, F. v.*, »Das Deutschtum in Südafrika« (Weimar 1937) – *Merensky, A.*, »Erinnerungen aus dem Missionsleben Südostafrikas« (Leipzig 1910) – *Millin, S. G.*, »General Smuts« (London 1929) – *Müller, Chr. H.*, »Oorlogsherinneringe« (Kaapstad 1936) – *Nikerk, L. v.*, »Die eerste Africaanse Taalbewging en letterkundige Voortbrenseln« (Kaapstad 1920) – *Preller, G*, »Die Germanse Element in Zuidafrika« (Brandwag 1920) – *Scheibert, J.*, »Der Freiheitskampf der Buren« (2 Bde. Berlin 1900) – *Schwabe, K.*, »Der Krieg in Deutsch-Südwestafrika« (Leipzig 1908) – *South* and East African Yearbooks von 1938–1956 – *Steyn, J. H.*, »Ein Beitrag zur Geschichte des Föderalismus in Südafrika« (Leipzig 1935) – *Theal, G. McC.*, »The Beginning of Southafrican History« (London 1902) – *Vallentin*, »Geschichte der südafrikanischen Republiken« (Leipzig 1954) – *Vedder, H.*, »Geschichte Südwestafrikas« (Windhuk

1927); »Das alte Südwestafrika« (Berlin 1933) – *Viljoen*, »Die Transvaaler im Kampf mit England« (München 1902) – *Walker*, »History of Southafrica« (London 1924) – *Wirth, A.*, »Geschichte von Südafrika« (Bonn 1897) – *Wüd, J. A.*, »Die Rolle der Burenrepubliken in der auswärtigen und kolonialen Politik des Deutschen Reiches« (Nürnberg 1927) – *Zimmermann, A.*, »Geschichte der deutschen Kolonialpolitik« (Leipzig 1914).

III. Übriges Afrika

Andree, R., »Livingstone, der Missionar« (Leipzig 1869) – *Barth, H.*, »Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika« (5 Bde., Gotha 1857–59) – *Bieber, O.*, »Geheimnisvolles Kaffa« (Wien 1948) – Blaikie, »Personal life of David Livingstone« (London 1881) – *Buschik, R.*, »Die Eroberung der Erde« (Leipzig 1930) – *Carbou*, »La région du Tchad et du Ouadai« (2 Bde., Paris 1912) – *Claridge, W.*, »History of the Gold Coast and Ashanti« (London 1915) – *Conte Rossini, C.*, »Storia d'Etiopia« (Bergamo 1928) – *Ellenberger, V.*, »History of the Basuto« (London 1912) – *Eydoux, H.*, »Die Erforschung der Sahara« (Freudenstadt 1949) – *Gautier, F.*, »L'Afrique noire occidentale« (Paris 1935) – *Haller, A. v.*, »Ghana« (Murnau 1957); »Liberia« (Murnau 1956) – *Hensman, A. F.*, »History of Rhodesia« (Edinburgh and London 1900) – *Johnstone, H. H.*, »Liberia« (London 1906, 2 Bde.) – *Lederle-Grieger, U.*, »Erwachtes Libyen« (Berlin 1938) – *Meyer, H.*, »Das Deutsche Kolonialreich« (Leipzig 1909–10) – *Nachtigal, G.*, »Sahara und Sudan« (Berlin 1879–81, 2 Bde.) – *Norden, H.*, »Africas last Empire« (London 1930, 2 Bde.) – *Östrup*, »Die Mauren und Marokko« (Berlin 1928) – *Oswell*, »W. C. Oswell, hunter and explorer« (London 1900, 2 Bde.) – *Reichard, P.*, »Stanley« (Berlin 1896) – *Rein, G. K.*, »Abessinien« (Berlin 1920) – *Schweinfurth, G.*, »Im Herzen von Afrika« (Leipzig 1918) – *Semjonow, J.*, »Glanz und Elend des französischen Kolonialreiches« (Berlin 1942) – *Stanley, H. M.*, »The Congo and the founding of its free state« (2 Bde., London 1885); »Through the dark continent« (London 1878); »How I found Livingstone« (London 1872) – *Urvoy, Y.*, »Histoire de l'empire du Bornou« (Paris 1949) – *Waller, H.*, »The last journals of David Livingstone in Central Africa« (London 1874) – *Wylde, A. B.*, »Modern Abyssinia« (London 1901, 2 Bde.) – *Zech, J. J. Graf v.*, »Land und Leute an der NW-Grenze von Togo und das Togohinterland« (Berlin 1904).

Quellenangabe der Bilder

Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin: 9
Historia-Photo, Bad Sachsa: 3
Historisches Bildarchiv, Bad Berneck: 4
laenderpress, Düsseldorf: 1
Paul Popper, London: 3
Ullstein-Bilderdienst, Berlin: 6

Personen- und Sachregister

Abd el Kader 7
Apartheid, Politik der 292 f.

Barth, Heinrich 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 42, 43, 45, 46, 50, 71, 100, 101, 102, 105, 109
Bennett Gordon 131, 132, 133
Beurmann, Moritz von 45, 100, 105
Bismarck, Otto von 185, 186, 187, 190, 191, 192
Bok, Eduard 172
Bolengongo, König 64, 65
Botha, Louis 243, 248, 252, 257, 259, 260, 262, 263, 265, 272
Brand, Präsident von Oranje 77
Brazza, Pietro Savorgnan de 160

Caillié, René 102, 103
Churchill, Winston 239, 242, 243, 244, 256, 261
Clemenceau 196, 197
Cronje, Piet 181, 213, 243, 245, 246, 247, 248

De Wet, Burengeneral 250 ff., 258, 260, 261, 262, 272
Duveyrier, Henri 39, 40, 42, 43, 44, 45, 46, 49, 50, 102, 106, 159

Emin Pascha 6, 163, 164, 166, 167, 168, 169, 170
Entente Cordiale 225, 226, 264

Faruk I. von Ägypten 276, 286, 290
Foucault, Charles de 218
Frobenius, Leo 7

Gaki Scherotscho 231 ff.
Gordon Pascha 163
Grobler, Piet 200, 201

Haile Selassie I. von Äthiopien 277, 279, 280, 287
Hofmeyr, Jan 173, 174, 175, 181, 210
Humboldt, Alexander von 37, 77

Johannes, Kaiser von Abessinien 222
Joubert, Piet 172, 173, 175, 176, 177, 181, 182, 241, 242

Kok, Adam, Griquahäuptling 9
Krüger, Paul 73, 77, 172, 173, 174, 176, 177, 178, 181, 184, 185, 190, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 201, 208, 210, 211, 213, 214, 236, 238, 239, 240, 241, 259, 263

Leopold II. von Belgien 159, 160, 270
Lettow-Vorbeck, Paul von 272
Livingstone, David 6, 7, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 77, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 156, 171, 192, 294

Lobengula, Häuptling der Matabeles 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 209, 211
Lüderitz, dt. Kaufmann 186, 187, 190, 191

Mackenzie, Missionar 192, 193, 197
Maharero, Samuel 266 ff.
Mau-Mau-Aufstand 287, 288, 289
Menelik II. von Äthiopien 222, 223, 227, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235
Mpepe, Häuptling 61, 62

Nachtigal, Gustav 6, 101, 102, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 159, 161, 162, 186, 219
Napoleon III. von Frankreich 103, 114, 158
Nasser, Oberst (Ägypten) 286, 289

Overweg, Adolf 24, 25, 26, 32, 33, 101, 109

Panda, Häuptling 191
Park, Mungo 23, 28
Philip, Dr. John 8, 9, 10, 11, 12, 56, 57, 58, 76
Pretorius, Andries 18, 19, 20
Pretorius, Martinus Wessels 60, 77, 181

Rhodes, Cecil 77, 178, 179, 180, 181, 189, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 199, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 213, 214, 215, 216, 235, 237, 238, 240, 241, 243, 245, 263
Rohlfs, Gerhard 46, 47, 48, 49, 50, 100, 101, 102, 103, 105, 122, 159, 190

Schweinfurth, Georg 77, 78, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 88, 89, 90, 91, 93, 95, 96, 97, 99, 100, 101, 120, 122, 159, 163, 164
Sebiwatne, Häuptling der Kololos 50, 53, 54
Secele, Bantuhäuptling 13, 59
Sekeletu, Häuptling 61, 62, 63, 67
Smith, General 18, 19
Stanley, Henry Morton 6, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 148, 149, 150, 151, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 163, 164, 167

Tippu Tip 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 148, 163, 164, 168, 169, 170

Victoria, Königin von England 7, 203
Vogel, Eduard 35, 38, 45, 100, 101, 105, 109

Warren, englischer Oberst 192, 193, 197
Waterboer, Andries, Griquahäuptling 9, 75
Waterboer, Nikolaus 75
Wilhelm I., dt. Kaiser 100, 105, 114
Wilhelm II. 185, 190, 214, 225, 264

Inhalt

GESCHICHTE AFRIKAS II

David Livingstone	7
Hinter dem Schleier der Wüsten	20
Pfade durch die Sahara	37
Weiße Flecken und Weißes Land	50
Unter dem Gesetz der Urzeit	76
Ein Mann namens Nachtigal	100
Ein Herz weint um Afrika	122
Bula Matari, der Felsenbrecher	139
Afrikanisches Imperium	171
Das Recht und die Macht	191
Simbas Gesetz	215
Der Burenkrieg	235
Im Schatten der großen Mächte	258
Die Neuzeit Afrikas	271
Der Kontinent von morgen	282

ANHANG

Anmerkungen	297
Begriffserklärungen	298
Zeittafel	300
Historische Karten	306
Quellen und Literatur	313
Quellenangabe der Bilder	314
Personen- und Sachregister	315